~~Theol D 46~~

JOSEPH RUPP.

Hom. 2107 l-4

Homilienkranz

für das

katholische Kirchenjahr.

Von

Joh. Emanuel Veith,

Domprediger an der Metropolitankirche zu St. Stephan.

»Benedices coronae anni benignitatis tuae« Ps. 64, 12.

Vierter Band.

GYMNASIAL-BIBLIOTHEK FREISING

Wien, 1838.

Verlag von Mayer und Compagnie.

(Singerstraße, deutsches Haus.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Homilienkranz

für das

katholische Kirchenjahr.

Vierter Band.

Vorwort.

Der gegenwärtige vierte Band enthält eine Reihe von festtäglichen Vorträgen, die sich der Zeitfolge nach zwischen die sonntäglichen der drei ersteren Bände einflechten. Der fünfte wird die Adventsonntage samt jenen nach Epiphania, dann noch mehrere Festtage umfassen, und somit den ganzen Cyclus beschließen, insofern die Evangelien der Sonntage nach Epiphania nicht selten in die Reihe der nach Pfingsten zu lesenden eingeschaltet werden. Die für diese Sammlung angekündigten Vorträge über die Erweckung des Lazarus werden demnach eine für sich bestehende Arbeit bilden. Noch ist zu bemerken, daß an einigen Stellen der schöne Aufsatz »über die Messianischen

Erwartungen und Ansichten der Zeitgenossen Jesu,« von Prof. Dr. Mack (theol. Quartalschrift, herausgegeben von den Prof. der kath. theol. Facultät in Tübingen. 1836. 1.) benützt worden sey.

Am

Vorabende des Neujahrstages.

»Die flüchtigen Jahre ziehen vorüber, und ich wandle einen Weg, den ich nicht zurück kehren werde.« (Job. 16, 23.)

Wie es Gränzmarken gibt zwischen zwei benachbarten Ländern, so gibt es auch Gränzen zwischen jenen beiden Zeiten, die wir als Vergangenheit und Zukunft unterscheiden. An die Gränze, welche ein Land von dem andern abtheilt, gelangen wir auf jeder, verhältnißmäßig nahen oder weiten Reise; an der Gränze der beiden Zeiten hingegen finden wir uns in jedem Augenblicke, ganz vorzüglich aber, und in ausgezeichnet feierlicher Weise damals, wenn eben ein Jahr zu Ende gehen, das andere beginnen soll, am heiligen Sylvesterabend. Denn allerdings ist etwas Großes und Hochwichtiges in dem Zeitlauf, der da beschlossen wird, und dem ein neuer folgt, da im Verlaufe oder Cyclus eines Jahres alles dasjenige der Reihe nach wieder=

kehrt, was wir an den Gestirnen des Himmels, an dem Wechsel der Jahreszeiten beobachten, und was von der göttlichen Vorsehung für unsere leibliche und geistige Wohlfahrt veranstaltet worden; wie es denn auch im Psalme heißt: du wirst o Herr, das Jahr deiner Güte krönen! Es ist auch in anderm Betrachte etwas Großes an so einem Jahre, denn welche ungeheure Verhältnisse des Weltraumes und der Bewegung werden nicht zu seiner Vollendung erfordert! Wenn die Bahn, welche die Erde auf ihrem Umschwunge um die Sonne durchfliegt, auf 121 Millionen Meilen, und demnach in einer einzigen Sekunde auf drei und zwei drittel Meilen berechnet wird, welch eine Schnelligkeit des Fluges, die über unsere Fassungskraft hinaus reicht!

Und dennoch ist mit diesem Fluge unser Lebensgang in einer tief verflochtenen Verbindung, und diese Umschwünge der Erde sind es, nach welchen unsre irdische Dauer bemessen wird. »Der Jahre unsres Lebens sind siebenzig, und wo besondere Kraft ist, achtzig; und ihre ganze Herrlichkeit doch nur Arbeit und Mühe.« So klagte man schon in uralter Vorzeit, so lesen wir es im Psalme Mosis. Welch ein bedeutender Antheil ist nicht der siebenzigste vom Ganzen? Und wenn etwa nur dreißig Jahre noch erübrigen, wie viel wiegt erst jeder dreißigste Theil? Je kleiner der Nenner wird, desto

ansehnlicher der Theilwerth; und da wir, wie jedermann weiß, von unserm Lebensmaße gewöhnlich ein Drittheil verschlafen, ein andres Drittheil verträumen und versäumen, wie viel bleibt davon als echter Besitz noch übrig?

Handelt es sich demnach um die Stimmung, in welcher der Sylvesterabend billig uns finden soll, so mögen vor allem die Worte des Dulders Hiob uns zu Herzen gehen: »die flüchtigen Jahre ziehen vorüber, und ich wandle einen Weg, den ich nicht wiederkehren werde.« Wie etwan ein kummervoller Mensch am Ufer eines tiefen und reißenden Gewässers sitzt, und mit starrem Auge in die Fluthen hinab sieht, die eben sein bestes Gut, einen köstlichen Edelstein, verschlungen, als wollte er mehr und mehr von der trostlosen Gewißheit sich überzeugen, daß kein Wiedergewinn des Verlornen mehr zu hoffen, so mögen auch wir einen Augenblick am Rande der Vergangenheit weilen, und bedenken, wie ein bedeutender Theil unsrer Zeit, also unsres Erdenlebens selbst, schon von den Fluthen unwiederbringlich hinweg genommen. Denn die Welt geht vorüber, und wir, in unsrer gegenwärtigen Gestalt, zugleich mit ihr. Welcher Besitz aber ist kostbarer als die Zeit, davon der Apostel lehrt, daß wir sie erkaufen sollen um jeden rechtmäßigen Preis? Was ist uns ersprießlicher als die Zeit, in Ansehung derer wir ermahnt werden: »so

lange wir Zeit haben, lasset uns Gutes wirken für Alle?« Was ist uns andres verliehen, was die Erfüllung unsrer Lebensaufgabe bedingt, bevor jene Nacht herein bricht, da Niemand mehr wirken kann? Was kann ihren Verlust ersetzen, da wir einen Weg wandeln, den wir nie und nimmer aufs neue zurücklegen werden? Ist das Geschehene, es sey gut oder böse, jemals als ungeschehen zu tilgen? ist es nicht, wie schon Moses sprach, niedergelegt und verwahrt in den Schätzen des ewigen Herrn und Richters?

Die flüchtigen Jahre ziehen vorüber, und wir wandeln einen Weg, den wir nicht zurück kehren werden. Wie viele Wünsche und Bestrebungen zählen wir, die uns im Laufe des scheidenden Jahres vereitelt wurden? wie vielfach die Erwartungen, in denen wir uns getäuscht fanden, wie zahlreich die Versäumnisse, die wir beklagen müssen? Es hat an mannigfachen Anlässen nicht gefehlt, die bald durch Lockung, bald Drohung uns verfänglich wurden. Hätten wir ihnen, der göttlichen Hülfe sicher, rüstigen Widerstand entgegen gesetzt, die Arbeit wäre jetzt gethan, unser innerer Friede ungleich tiefer begründet. Es haben sich der Gelegenheiten genug uns dargeboten, wo es an uns war, mancherlei Leiden mit Ergebung zu tragen, Geduld, Entsagung, Nachsicht zu üben; waren wir weise genug, sie wohl zu benützen? So könnte es

dann mit unserm sittlichen Rechnungsabschlusse viel besser stehen, unser Gewinn an demjenigen, was das Evangelium die Frucht des Lebens nennt, unvergleichlich reicher. Bei allem dem bleibt uns, zu unserm Troste, das Bewußtseyn, daß wir immerhin doch manches Leid in Geduld ertragen, manches Gute und Nützliche gethan, auch manch ein Opfer gebracht, und indem wir das keineswegs unsren eigenen Kräften zuschreiben, haben wir, sowohl für die Güter der Gnade, die er uns verliehen, als für den Schutz, womit er unser Leben aufrecht gehalten, dem Herrn zweifachen Dank zu sagen. Sind nicht Tausende neben uns von hinnen geschieden, während wir noch stehen und Zeit haben? Kann es für den irdischen Wanderer ein größeres Gut geben, als diese, noch vor ihm liegende Strecke seiner Bahn?

So finden wir uns dann mit ganz eigenartigen Empfindungen an der Schwelle des kommenden Jahres; ein neuer Umschwung beginnt nun wieder, ein neuer Flug um die Sonne. Erscheint das vergangene Jahr uns kurz, eben weil es vergangen, das kommende zeigt sich, von vorn herein, um so länger. Mit seinen Monaten und Tagen, mit seinen 8760 Stunden, mit seiner halben Million Minuten liegt es noch undurchschaulich vor uns, wie ein Buch, dessen Blätter nicht aufgerollt. Was kann da nicht Großes, Merkwürdiges, Er-

freuliches nacheinander sich ereignen? Eines Jeglichen Fantasie, nach Maßgabe seines Gesichts- und Geschäftskreises, begibt sich da auf's Bildern; neue Aussichten, neue Pläne, und wiederholte Täuschungen können da nicht ausbleiben. Werden in diesem Jahre die Saaten, der Weinstock, die Grünfütterung gedeihen? Die Preise des Holzes, der Leinwand, des Hopfens, der Schafwolle, werden sie steigen oder fallen? Wird es dem Einen gelingen, sein eigen Haus zu machen, wird dem Andern der greise Oheim sterben, und mit der reichen Erbschaft ihn beglücken? Wird der dritte zu dem Amte und der Würde sich erhoben sehen, wohin ihm bisher der Weg noch zu steil gewesen?

Inzwischen, da es heute Sylvesterabend ist, mag es wohl billig und recht erscheinen, wenn wir auf eine Begebenheit horchen, die in der Legende vom heiligen Sylvester erzählt wird. Tarquinius Perpenna, Präfect der Stadt Rom, ließ den heiligen Sylvester, (der damals noch nicht Pabst war), gefesselt vor sich führen, und bedrohte ihn mit den ausgesuchtesten Qualen, sofern er nicht kund geben würde, wo die Schätze hingekommen, die man bei dem Martyrer Timotheus vergeblich gesucht. Sylvester erwiederte ruhig: »noch heute Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und wie wirst du dann im Stande seyn, deine Drohung ins Werk zu setzen?« Seine Voraussage

ward bald erfüllt. Denselben Abend aß Perpenna von den Fischen, die den Römern jener Zeit so sehr behagten, daß sie ihnen zuweilen sogar Sklaven zum Futter vorwarfen; eine Gräte aber, die im Schlunde ihm stecken blieb, brachte eine heftige Entzündung hervor, an der er um Mitternacht starb. Nun kann diese Weissagung füglich als eine ernstliche Mahnung gelten, so der heil. Sylvester diesen Abend allen denjenigen zuruft, die für die Zukunft sich mit absoluter Gewißheit große Dinge vorspiegeln, oder in die Ausführung ihrer Pläne gar keinen Zweifel setzen, da es doch, bildlicherweise zu reden, der verschiedenen Arten von Gräten, die uns mitten im Genusse des Lebens bedrohen, unzählige gibt. Allerdings stehen wir wieder am Eingang eines Jahres; doch wer ist versichert, ob es ihm ganz gehören werde? Nicht dieses Jahr ist unser, auch nicht ein Monat, auch eine einzige Stunde nicht, denn was abgelaufen, gehört der Vergangenheit, was erst kommt, ist für uns noch nicht. Gottes Zeit, wie die unsre, ist die Gegenwart; aber Gottes Gegenwart ist Ewigkeit, unsre Gegenwart, oder unsre Zeit ein flüchtiger Augenblick von unbemeßbarer Kürze.

Was urtheilen wir demnach von der Zeit, die uns etwa noch verliehen wird, und die wir, nach der gewöhnlichen Ausdrucksweise, noch unser nennen? Darüber belehrt uns die apostolische Wei-

sung: »dieß also sage ich, meine Brüder, die Zeit ist kurz.« (1. Cor. 7.) Bedurfte es wohl eines Apostels, um uns diese Wahrheit zu eröffnen? Muß erst ein hoch Erleuchteter, ein Mann wie Paulus kommen, um uns zu sagen, was wir alle längst schon wissen? Wir können dagegen bemerken, daß immer noch ein großer Unterschied sey zwischen Wissen und Beherzigen. Und in diesem Sinne haben unsere Vorfahren ein Mährchen erzählt, das Manchem zu Nutz und Frommen gereichen mochte. Jener, durch sein Alter berühmteste Mann vor der Fluth, der unter den »hundertjährigen Jünglingen« der Urzeit am längsten ausgedauert, Methusalem, habe im kräftigen Gefühle seiner Gesundheit lange Zeiten unter freiem Himmel zugebracht. Als er fünfhundert Jahre alt geworden, sey er mit dem Vorhaben umgegangen, sich ein Haus zu bauen, um von nun an unter einem schirmenden Dache zu wohnen. Weil er jedoch nichts Überflüssiges oder Unnöthiges unternehmen mochte, habe er, in seinen Gebeten zu Gott, inständigst angefragt, welche fernere Dauer des Lebens ihm noch zugemessen sey? Die Stimme von oben erwiederte ihm: nicht mehr volle fünfhundert Jahre, sondern nur vierhundert noch, und neun und sechzig darüber. Da habe dann Methusalem bei sich gedacht, daß es für so kurze Zeit die Mühe nicht mehr lohne, die das Bauwerk erfordert hätte,

weshalb er auch beschloß, unter freiem Himmel zu leben und zu sterben.

Wo liegt die Nutzanwendung dieses Mährchens, das in so einfältiger Schale einen gar ernsten Gedanken birgt? Eben in jenem Zurufe des Apostels, der so Allbekanntes zu wiederholen scheint. Die lange Lebensdauer der Menschen vor der Fluth erschien ihnen, neigte sie einmal zum Ende, nicht minder kurz und traumflüchtig, wie uns die wenigen Jahre, die unser Ausmaß bilden. Unser Leben ist, nach dem Ausspruche des Psalmes, auf siebenzig Jahre verkürzt, und nur bei besonders Kräftigen erstreckt es sich auf achtzig. So steht die gewöhnlichste Norm, und wir wissen, wie selten sie ganz erreicht, wie ungleich seltener noch überschritten werde. Was mag uns nach Maßgabe des Weges, den wir bereits zurück gelegt, noch übrig seyn? Für den einen die Hälfte, für den Andern das Drittheil, wo nicht gar das Zehntheil, wer wagt das zu bestimmen? wo ist hier die Fernsicht sammt dem nöthigen Augenmaß, oder der Meilenzeiger, wornach der Reisende die Länge des Pfades zu berechnen weiß, den er noch zu wandeln hat, um die nächste Stadt oder Herberge zu erreichen? Und wenn einmal auch jener Rest zur Vergangenheit geworden, wird etwan der Traum, der dann zu Ende geträumt, von neuem beginnen? Es genügt uns keineswegs, daß wir die Worte wohl

bedenken: »die kurzen Jahre ziehen vorüber«, wir müssen auch die folgenden wohl beachten: »und ich wandle einen Weg, den ich nicht zurück kehren werde.« Denn diese gegenwärtige Lebensform, in ihrem Schwanken zwischen Verderben und Heil, in ihren immer neu wiederkehrenden Momenten der Täuschung, der Prüfung, des Kampfes, der Entscheidung für oder gegen den göttlichen Willen, wird nimmer für uns wiederkehren. Und wie soll es dann irgend weise, oder, wie man zu sagen pflegt, der praktischen Klugheit entsprechend seyn, all unser Denken, Streben und Mühen einzig daran zu setzen, daß wir hier auf Erden uns breit machen, Besitz auf Besitz häufen, ausgedehnte Verhältnisse anknüpfen, und mit irgend einem Ehrenschimmer uns ausschmücken, da wir doch diesen Weg nimmer zurück kommen, und was wir hier zurück gelassen, nicht wieder heimsuchen werden, um uns von neuem darin festzusetzen?

Hat daher der Apostel mit den Worten: die Zeit ist kurz, immerhin nichts Neues sagen können noch wollen, so konnte er auf eine so unbestreitbare Wahrheit um so sicherer die weitere Mahnung begründen. Denn was daraus sich folgert, ist nun anschaulich genug: »Die da weinen, sollen es so thun, als weinten sie nicht, und die sich freuen, als freuten sie sich nicht, und die da kaufen, als besäßen sie dennoch nichts, und die von

den Gütern dieser Welt Gebrauch machen, als brauchten sie selbe nicht; denn die Gestalt dieser Welt geht vorüber.« Flüchtig, wie diese Gestalten und Erscheinungen selbst, sind auch die Momente der Zeit, von welchen ihr Werden und Vergehen beherrscht wird, und doch wieder, (wie darauf der heil. Antoninus aufmerksam macht), ist es eben nur immer ein solcher Moment, den wir eigentlich besitzen, um ihn zum guten Werke anzuwenden, und des göttlichen Wohlgefallens froh zu werden. Und dieser Moment ist es, welchen der Apostel bezeichnet, da er anderwärts ausruft: »siehe jetzt ist die wohlgeeignete Zeit, siehe jetzt ist der Tag des Heils!« Mit jedem solchen Augenblicke, wohl benützt, ist eine Ewigkeit zu gewinnen. Und welch eine unermeßliche Zahl derselben breitet vor uns sich aus, wenn wir, von Gottes Gnade belehrt, gestärkt, beschirmt, im Laufe des beginnenden Jahres, nach Seinem Willen und für Seine Ehre leben, arbeiten, dulden, gegen das Böse kämpfen, zu jeglichem Guten uns bereit finden lassen, alles im Namen Jesu?

So wollen wir dann, in diesem Namen, dem Vater der Erbarmung heute unsern Dank und unsere Bitten darbringen; diese unsre Betrachtung aber, auszugsweise, mit dem herrlichen Psalmgebete schließen, mit welchem Moses, auf seinem Zuge durch die öde und schauerliche Wüste, das Vertrauen des gebrechlichen, von seinem verschul-

deten Verhängniß niedergebeugten Menschen zu Gott besinget, der allein dem trostlos irrenden Geiste zur festen Stätte, zur beseligenden Heimath wird. »Herr, du bist unsre Zuflucht worden, von einem Geschlechte zum andern. Denn ehe die Berge entstanden, ehe die Erde eine Frucht herfür gebracht, von Ewigkeit zu Ewigkeit bist du, o Gott. Du wandelst (dem Leibe nach) die Menschen in Staub, und du gebietest (ihrem Geiste, dereinst auch ihrem Leibe): kehret zurück, ihr Kinder Adams. Denn (so lange es uns bis dahin noch scheint), vor deinem Auge sind tausend Jahre wie der gestrige Tag, der vorüber gegangen. Wir aber sind dem Grase gleich, das am Morgen aufgrünt und blühet, am Abend dahin welkt und verdorrt. Denn wir sind hinfällig worden vor deinem Zorne, und erschüttert von deinem Strafgerichte. Du hast auf unsre Ungerechtigkeit den Blick geheftet, und unsre verborgene Sünde ans Licht deines Angesichtes gezogen. So sind unsre Tage verkürzt worden in der Abkehr deiner Huld, unsre Jahre fliehen wie ein, kaum gesprochen, schon wieder verhallendes Wort. Die Anzahl unsrer Jahre ist siebenzig, und, wo besondere Kraft ist, achtzig, und ihre ganze Herrlichkeit doch nur Arbeit und Qual. O daß wir erkennen lernten deine furchtbare Macht, o daß wir bereit wären, mit weisem Herzen dir uns darzubringen! Wende dich gnädig zu uns, o Herr, erhöre das

Flehen deiner Knechte. Am Morgen (eines neuen Lebens) wirst du mit deiner Barmherzigkeit uns erquicken, und frohlocken werden wir Tag für Tag. Erfreuen wirst du uns für die Tage, an welchen du uns gedemüthigt, für die Jahre, da wir Leiden erlebt. Siehe huldvoll herab auf deine Knechte, und vollführe an ihnen das Werk deiner erlösenden Liebe. Der Glanz deiner Herrlichkeit und Güte leuchte über uns, und lenke unsrer Hände Werk nach deinem ewigen Wohlgefallen. Amen.

Am Neujahrstage.

»Sage nicht: was mag wohl Ursache seyn, daß die früheren Zeiten besser waren, als die jetzigen? Denn diese Frage ist thöricht.« (Eccl. 7, 11.)

Eingang.

Wenn auf einer alten Thurmuhr eben die Stunde schlagen soll, oder wenn sie abgelaufen ist, und wieder aufgezogen wird, dann rasseln die Räder, dann knarrt und dröhnt es in allen Getrieben, und dieß Geräusch sowohl als die Schläge der Glocke verkünden den neuen Abschnitt im Maße unsrer Zeit. In den unermeßlichen Getrieben hingegen, aus welchen die große Weltuhr sich erbaut, in den Umschwüngen der Planeten und ihrer Monden, woraus alle Zeitmaße hervorgehen, wird kein Geräusch oder Getön uns vernehmbar, und ob auch die Erde mit Blitzesschnelle um ihre Axe sich dreht, und ihre Bahn um die Sonne durchfliegt, und wir alle in diese Doppelbewegung mit fortgerissen werden, so hätten wir doch keine Kenntniß davon,

würden wir nicht durch den Wechsel der Sternbilder am Himmel, und der Naturerscheinungen auf Erden, darauf aufmerksam gemacht. Ist aber einmal eine solche Kreisbewegung vollendet, ein Sonnenjahr vorüber gezogen, dann feiern wir einen so wichtigen Abschnitt nicht ohne ein gemischtes Gefühl von Wehmuth und Hoffnung; wir blicken mit prüfendem, forschendem Auge sowohl in die vergangene Zeit zurück, als hinaus in die künftige; wir möchten noch einmal uns vergegenwärtigen, was jene an Leiden und Freuden uns gebracht; wir möchten erspähen und errathen, was diese für uns in Bereitschaft habe.

Nicht umsonst zwar hat die heilige Kirche den ersten Tag des Jahres mit dem höchsten und segensreichsten aller Namen, mit dem Siegel unsres Lebens und Heiles, mit dem Namen Jesu verherrlicht. Ihre Absicht ist diese, daß wir eben heute unsren Geistesblick auf jenen richten, der in der Fülle der Zeit erschienen, und in der Mitte aller Zeiten steht; auf den Einzigen, der unsrem irdischen Leben, oder unsrem Antheil an der irdischen Zeit, die rechte Bedeutung gibt, der die Übel des Vergangenen sühnt, das Künftige und Ewige vermittelt. Demungeachtet blicken nicht wenige mit besonderer Vorliebe auf die Vergangenheit zurück, und gefallen sich in träumerischen Wünschen nach ihrer Wiederkehr; Andere hinwiederum sehen mit

ihren Erwartungen, nicht minder träumerisch, in die Zukunft hinaus, und hätten, sofern es möglich wäre, große Lust, ihr Herankommen zu beschleunigen. Nach der Wiederverjüngung gelüstet es den Greis, während der Knabe kaum die Zeit erwarten kann, da man ihn unter die Erwachsenen rechnen werde. Jüngere Leute sind meist darüber einverstanden, die früheren Zeiten, im Vergleiche mit den jetzigen, unwissend, roh und albern zu nennen, während die Alten ernstlich versichern: vormals, ohne Widerrede, wären die Zeiten in jedem Bezuge besser gewesen.

Forschen wir nun, um über so entgegengesetzte Meinungen ins Reine zu kommen, in der heiligen Schrift, so finden wir einen ganz entschiedenen Ausspruch. »Sage nicht: was mag wohl Ursache seyn, daß die früheren Zeiten besser waren, als die jetzigen? Denn diese Frage ist thöricht.« Warum wird solch eine Frage ohne weiters als eitel und grundlos abgewiesen? Darüber wollen wir heute, indem wir die ewige Wahrheit um Beistand anflehen, das gehörige Verständniß suchen. Wir wollen zuerst die sogenannten besseren und schlechteren Zeiten mitsammen vergleichen, um sodann die guten und die schlechten Zeiten unterscheiden zu lernen.

* * * *

Wo immer bejahrte Leute des Bauern- oder Bürgerstandes nachbarlich beisammen sitzen, und

bei einem Labetrunke vertrauliche Gespräche fortspinnen, was wird am gewöhnlichsten den Stoff des Fadens abgeben? Unfehlbar das beliebte, alte Thema von den guten alten Zeiten. Wollte man gründlicher darauf eingehen, so würde man vor allem zwischen physisch nnd sittlich guten Zeiten gehörig unterscheiden müssen. Die ersteren wären dann solche, die durch große Fruchtbarkeit, Überfluß an Getreide und Wein, lebhaften Verkehr des Handels und der Gewerbe, bedeutenden Wohlstand und jede Art materiellen Wohlbefindens sich auszeichnen; während die sittlich guten Zeiten an dem allgemeinen Vorwalten echter Frömmigkeit, reiner Sitte und gewissenhafter Treue erkannt würden. Ob nun die Zeiten des Überflusses und der physischen Wohlfahrt zugleich auch in sittlicher und religiöser Weise die guten oder besseren seyen, das ist freilich eine andre Frage, die aus den Eigenheiten des menschlichen Übermuthes nicht schwer zu beantworten scheint; nichts desto weniger, wenn betagte Leute mit ihren Gedanken sich in der schönen Vorzeit ergehen, werden sie derselben unbedenklich das zweifache Lob singen. Wie ganz anders, sagen sie, erscheint alles, wenn man auf jene lieblichen und anmuthigen Zeiten zurück sieht, wie sie vor etwa vierzig oder fünfzig Jahren sich gestaltet. Wie leicht und regelmäßig war damals noch jedes Geschäft, wo die Erwerbszweige nicht von so vielen

Theilnehmern erdrückt, die Straßen der Städte nicht mit Kaufläden überfüllt waren! wie trefflich und dabei wie wohlfeil die Lebensmittel, wie geordnet und gesichert die Angelegenheiten der Wirthschaft! Damals hielten Jahreszeit und Witterung noch ihren rechten Gang; die Menschen, ganz andre Leute als jetzt, waren bei weitem gesünder und kräftiger, auch galt bei ihnen noch Glauben und redliche Christengesinnung, ein Handschlag bot größere Sicherheit, als dermalen Schrift und Siegel, und einfach und schlicht wie die Rede war auch die Lebensart; wo hat man damals jenen rastlosen Wechsel der Moden gesehen, wo jene flatterhaften Unterhaltungen und Schwärmereien, woran die Gegenwart so viel Gefallen hat? Braucht man da noch um die Ursache zu fragen, warum die früheren Zeiten besser waren als die jetzigen?

Allein wir haben bereits gehört, wie die Frage selbst als eine grundlose hinweg falle, indem die Thatsache, nach deren Grund geforscht wird, gar nicht vorhanden ist. Wenn Menschen von höherem Alter, oder wohl auch von unzufriedener Stimmung, auf Kosten der Gegenwart die Vergangenheit rühmen, so sind es gewöhnlich die süßen Erinnerungen aus der Blüthezeit oder Glücksperiode ihres Lebens, die dieses Urtheil zu Tage fördern, und was mag natürlicher seyn, als die be-

deutsame Redensart: »zu meiner Zeit?« Zu meiner Zeit, sagt der Greis, und bezeichnet damit jene Frühlingsjahre, da er sich im vollen Besitze seiner Kräfte befunden; zu meiner Zeit, seufzt die betagte Frau, und gedenkt dabei mitunter jener Schönheit und Jugendfrische, in der auch sie einst geblüht; während dieselbe Redensart, im Munde des Herabgekommenen, auf jene Höhe seines Lebens zurück weiset, da auch er an den Umtrieben, Geschäften und Glanzseiten der Welt seinen Antheil dahin genommen. Und so kann Jedermann mit gutem Grunde von Seiner Zeit, als einer vergangenen, viel Rühmens machen, sobald für ihn die Jahre gekommen sind, von welchen (nach dem Ausdrucke der Schrift) der Mensch zu sagen pflegt: sie gefallen mir nicht. Hingegen rücksichtlos und so ganz im Allgemeinen die früheren Zeiten verherrlichen, und einzig über die baare Noth und Verruchtheit der Gegenwart Klage führen, dieß muß wohl um so verdächtiger erscheinen, als man solches Gerede am gewöhnlichsten bei müßigen, trägen, verdrossenen oder höchst unwissenden Leuten antrifft. Nimmt man sich die Mühe, dem großentheils gedankenlosen Wortschwall zu folgen, so hört man sie mit solcher Bitterkeit gegen die Zeiten und Zeitläufe sich entrüsten, als ob diese allein, in physischer Weise, alles Unheil herbei geführt hätten, und als ob das sittlich Böse oder

Gute aus einem andern Grunde erwüchse, nicht aus jenem der Freiheit des Willens. In den Zeiten, die sie erlebt, versichern sie, sey die Erde veraltet, so daß sie weder edle Metalle, wie sonst, noch kräftige Früchte hervorbringe, Luft und Witterung tauge auch nichts mehr, was davon herrühren möge, weil die Sonne von dunkleren Flecken beschattet werde, als je vorher, weshalb es auch nicht Wunder zu nehmen sey, daß so böses Gewirre in die menschlichen Angelegenheiten eingedrungen. Andre, die mehr auf die sittlichen Zustände ihr Augenmerk richten, jammern über die große Menge der Bösartigen und Verkehrten, sind auch dreist genug zu behaupten: so viel Schlechtheit, wie jetzt, habe noch niemals auf Erden sich gefunden, und vergessen nur zu bedenken, ob sie auch bevorrechtet seyen, solch ein herbes Urtheil zu fällen, sich selbst aber, für ihre Person, als die Gerechten und Trefflichen über die Andern zu stellen. Noch häufiger endlich sind die nutzlosen Klagen über den Leichtsinn und Hochmuth der Welt, und über die zunehmende Sucht der niederen Stände, sich in allen Formen des Kleiderwesens und geselligen Lebens den höheren gleich zu machen; und wenn solchen Behauptungen zwar ihr Antheil an Wahrheit nicht abzusprechen ist, so fallen sie doch nicht selten auf diejenigen am

meisten zurück, von denen sie am häufigsten wiederholt werden.

Allerdings gibt es unter den Gründen, mit welchen man das Besserseyn früherer Zeiten erweisen will, auch solche, die einen entschiedenen christlichen Anstrich haben, und dahin gehört die Klage, von der schon Olympiodorus berichtet: wie Gott ehedem, da noch die Patriarchen lebten, bald durch Engel, bald durch begeisterte Seher zu den Menschen geredet, wovon doch dermalen nichts mehr vorkomme! Wir wissen aber, daß Gott in der Fülle der Zeit zu allen Menschen geredet habe durch seinen Sohn (Hebr. 1.), und daß der heilige Geist, der durch Vermittlung des Sohnes in der erlöseten Menschheit waltet, durch Lehrwort und Gnade, jedem der hören will, reichlich verkünde, was der Wille Gottes sey. Darüber hinlänglich verständigt, sind wieder nicht Wenige, die, bei dem Vergleiche von vormals und jetzt, lediglich ihre eigene Lebensgeschichte ins Auge fassen. Ehedem, so lautet manch ein Bekenntniß, hat Gottes Gnade mich gekräftigt und beschirmt, ich fand mich eifrig und fromm, meines Lebens und Glaubens froh, und alles, was ich in dieser Gesinnung begann, hatte Gedeihen und Fortgang; dermalen hingegen sehe ich von solcher Unlust, Verdrossenheit und Ungeduld mich niedergebeugt, daß ich gar nicht zweifeln kann, es habe der Herr meinem Elende mich bloß gestellt,

und alle Hülfe mir entzogen, darum ich auch der Kraft, etwas Gutes zu wirken, ganz verlustig worden. Worin hier der Irrthum liege, ist wohl darin nachzuweisen, daß Seelen, die so sich vernehmen lassen, entweder aus eigener Schuld in Trägheit zurück geblieben, oder einen Zustand der Prüfung nicht verstehen noch ertragen wollen, der seinem Wesen nach keineswegs geringer und niedriger ist, als jener frühere der Freudigkeit und geistigen Frische.

Wenn nun, bei allem dem, die Thatsache sich dennoch nicht abweisen läßt, daß in der Vergangenheit manch ein Zeitraum sich auszeichne, wo die Menschen einfacher, genügsamer, friedlicher gelebt, und daß namentlich die frühesten Christengemeinden ein geselliges Leben verwirklichten, wie es in solcher sittlichen Schönheit nur selten mehr sich wiederholte, so werden wir zwar zugeben müssen, daß alles Irdische seine Blüthezeit habe, von der an es wieder rückgängig werde, und so dem steten Wechsel unterliege; dennoch wird die Frage: warum die früheren Zeiten besser gewesen, als die jetzigen, unstatthaft bleiben, aus dem einfachen Grunde, weil, im absoluten Sinne, keine Zeit vor der andern den Vorzug hat. Ist ja schon deßhalb nichts Neues unter der Sonne, nichts, was an Trefflichkeit unbedenklich alles frühere überbietet, weil jede Zeit ihre lichten und düsteren Seiten, ihr

Gutes und Schlimmes, ihre vorwaltenden Tugenden und Laster hat, die einander so ziemlich die Wage halten. Haben z. B. die frühesten Christengemeinden ein Leben aufzuweisen, das den höchsten Forderungen der Gottes- und Nächstenliebe fast durchgehends entsprach, so war doch die Anzahl dieser Gläubigen verhältnißmäßig gering, jene der Götzendiener und Ruchlosen unermeßlich, und die Verfolgungen, welche, in unablässiger Wiederkehr, die Bekenner des Christenthums heimsuchten, wurden nicht selten so verheerend, daß sie den Duldern das nahende Weltende zu verkünden schienen. Erhob zwar, mit dem Beginne des vierten Jahrhunderts, die Kirche ihr Haupt, und stiegen überall ihre Tempel herrlich empor, so geschah es doch, daß, nach dem bekannten Worte des Propheten, mit der Vervielfachung des Volkes doch in gleichem Verhältnisse die Freude sich nicht mehrte, indem unter den zahlreich gewordenen Gemeinden die Keime des Bösen wieder mit Üppigkeit wucherten; und fanden sich zwar der heiligen Bischöfe und Führer sehr viele, die das Wort und Werk des Heiles in unverletzlicher Treue verwalteten, so kehrten doch in immer neuen Formen jene reißenden Wölfe wieder, durch deren unheilvolle Ränke und Irrlehren die christliche Gesellschaft verwüstet wurde. Und wer, der die nächst folgenden düsteren Jahrhunderte der Völkerwanderung, der Fortschritte des

Islams, des barbarischen Faustrechts, der blutigen Meinungskriege kennt, wird von ihnen aussagen wollen, daß sie besser waren, als die neueren Zeiten?

So weit zwar allerdings pflegt die Klage um die dahin geschwundene »gute alte Zeit« nicht zurück zu gehen. Nicht die längst entschwundene, von der einzig nur die Weltgeschichte noch Kunde gibt, wird da betrauert, sondern die zunächst vergangene, von der etwa noch hochbejahrte Leute Zeugniß zu geben wissen, oder deren reizendes Bild von Vätern und Großältern uns überliefert worden. Daher der Ausdruck, daß es »seit Menschengedenken« von Jahr zu Jahre schlechter werde auf Erden. Allein, je hartnäckiger man auf der Wahrheit dieser Aussage bestehen wollte, desto mehr wird man gezwungen seyn, die Ursachen solcher zunehmenden Verschlechterung wieder in den Thorheiten und Freveln der früheren Menschengeschlechter zu suchen, und wer wird den bösen Keim für etwas besseres halten, als das böse Gewächs in seiner Reife? Wenn es zu allen Zeiten wahr wird, daß von den sauren Trauben, welche die Väter gegessen, die Zähne ihrer Nachkommen stumpf werden (Jerem. 31.), so können auch wir an gewissen, uns noch nahe liegenden Zeiten, den düstern Aberglauben nicht rühmen, der so häufig die Geradheit und das Wohlwollen der christlichen Gesinnung zerstörte;

wir können die Glückseligkeit einer Zeit nicht hoch ansetzen, wo der schon eines höllischen Bündnisses verdächtigt werden konnte, dem zufällig ein Rabe nachgeflogen; wir können eine Generation nicht preisen, welche sich der abentheuerlichsten und abgeschmacktesten Ziererei in Kleidung, Ton und Sitte hingab, sowie sie andrerseits von einem Leichtsinn und Frevelmuth sich beherrschen ließ, aus dessen Schooße Gleichgiltigkeit oder Hohn gegen alles hervorging, was die höhere Bestimmung und Würde des Menschen angeht.

Fragen wir also keineswegs, warum die früheren Zeiten die besseren gewesen; wir ersparen uns damit eine höchst unnütze Mühe. Im Gegentheil, wer darf nicht fragen, ob sie vielmehr nicht schlechter waren, ob nicht gerade den unsrigen der Vorzug gebühre? Darauf werden die schwungvollen Wortführer des Neuen mit der Antwort nicht säumen; so ist es allerdings, werden sie ausrufen, und wer kann es bezweifeln? Aberglauben und Finsterniß, Priesterherrschaft und Mönchthum, und was sonst zu den düsteren Mächten gehört, die den anbetungswürdigen, göttlichen, wiewohl gemeinen Menschenverstand im Zwinger gehalten, sind sie nicht überall auf der Flucht begriffen? Ist nicht immer entschiedener der Sieg des wahren Lichtes und der lichten Wahrheit? Welche Fortschritte wenigstens in

der Naturkunde, Sternen- und Erdkunde! Die weltenverknüpfende Schifffahrt, die gebändigte Kraft des Dampfes, durch welche die sinnvollsten Maschinen Werke hervorbringen, von denen die Vorzeit sich nichts träumen ließ, die metallenen Gleise, welche die Völker Europas einander annähern werden, gleich den Familien eines großen Dorfes, das überreiche Füllhorn der Gelehrsamkeit und Bildung, das so unermeßlich viele Bücher und Tagblätter ausstreut, um jedem Geistesbedürfniß zu genügen, die allseitige Verschönerung des bürgerlichen und geselligen Lebens — wie unberechenbar sind die Vorzüge, welche sie vor allen früheren Jahrhunderten der Gegenwart zusichern?

Gegen einige dieser Lobeserhebungen, sofern sie im rechten Maße sich bescheiden, kann nun freilich nichts eingewendet werden. Aber mit all ihrer Ruhmredigkeit, und zumal mit ihren, bereits wieder abgebrauchten Apotheosen der Vernunft, vermag sie doch ihre Mängel und trostlosen Zustände nicht zu verdecken. Meint man in der gebildeten Welt den Aberglauben völlig beseitigt zu haben, so hat dafür ein gedankenloser Unglaube die Herrschaft gewonnen, der mindestens eben so roh und schädlich geartet. Rechnet man sichs billig zum Ruhme, keine Gespenster zu fürchten, so vergißt man doch darüber, daß es dennoch eine Schmach sey, überhaupt keine geistigen Wesen zu glauben, und nicht

einmal sich selber als einen erschaffenen Geist anzuerkennen, denn dahin eben führt die wahrhaft abergläubische Verwechslung der verborgenen, gewaltigen Naturkraft mit Gott, ihrem Schöpfer. Sind die Raubmorde und die Gräuelthaten seltener geworden, so haben die Betrügereien und die übrigen Laster zum mindesten nicht abgenommen, während der Selbstmord, häufiger erscheinend als je vorher, dem innern Frieden, den die eigene Weisheit verleihen kann, ein sehr ungünstiges Zeugniß gibt. Werden die Magie und die Zauberei des Alterthums als lächerlicher Wahn verachtet, so wird dafür wieder die Rüge des Apostels bedenklich, womit er die irre geleiteten Christen seiner Zeit zurecht gewiesen: »wer hat euch dermaßen verzaubert, daß ihr der Wahrheit nicht Folge leistet, ihr, denen ja der gekreuzigte Christus vor den Augen schwebt?« (Galat. 3.) Denn welch ein Aufwand von Träumereien und Blendwerk, welch ein Gewebe von Lug und Trug wird nicht erfordert, um unser Gefühl und Bewußtseyn dermaßen zu trüben, daß es weder die Noth der Sünde und des Todes, noch die Thatsache der Erlösung und die Herrlichkeit des Erlösers mehr erkenne? So wird dann in unsrer Zeit, bald gründlich, bald oberflächlich, vielerlei gelehrt und gelernet, und nur das Eine, das vor Allem wichtig, als unnütz oder veraltet abgewiesen. Was kann ersprießlicher

seyn, als wenn gemeinnützige Kenntnisse unter den Menschen verbreitet, Vorurtheile ausgejätet werden, wenn ihr Geist im richtigen Denken geübt, ihre Einsicht wahrhaft geläutert wird? Solche Geistesbildung, die freilich nur im Christenthume wurzelt, kann nur Segen bringen, denn, wie der Syracide lehrt, »der verständige Mensch glaubt (und gehorcht) dem Gesetze Gottes, und das Gesetz ist ihm getreu.« (Eccli. 33.) Doch ähnlich wie jener Thürmer einer Landstadt die Thurm- und Kirchenuhr, und somit die ganze Zeitordnung der Bewohner nach seiner elenden und unstäten Taschenuhr regelte, die allein, trotz der Widersprüche aller vorhandenen Sonnen- und Pendeluhren, in seinen Augen Recht behielt, so beurtheilt und meistert ein Jeglicher, der etwas gelernt zu haben wähnt, Kirche, Staat, Vorsehung, Weltgeschichte, göttliche und menschliche, irdische und jenseitige Dinge nach dem Zeiger auf dem Zifferblatte seines verbildeten oder sehr einseitig gebildeten Menschen- und Hausverstandes; und während der Christ, der seines Glaubens lebt, vor allem und über alles an die Aussprüche und Satzungen der Kirche sich hält, ist bei den Klüglingen die Rede: ich glaube nichts, es sey dann, was ich sehe und verstehe, zur alltäglichen geworden.

Was ist nun aber der Schluß, den wir aus diesen und ähnlichen Erwägungen ziehen? Daß die

vergangenen Zeiten nicht besser sind als die neuen, noch diese besser oder schlechter als die alten, daß vielmehr alle Zeiten als gute gelten können, und wieder alle als böse. »Alle Tage meiner Pilgerfahrt, bekannte der hochbejahrte Patriarch, sind wenig und böse.« Und ähnlich mahnt der Apostel: erkaufet euch die Zeit, denn die Tage sind böse. (Eph. 5.) Es werden aber die Tage des menschlichen Lebens als böse bezeichnet, weil von unzähligen Mühen, Unfällen und Gefahren bedroht, weil unstät, unverläßlich und flüchtig, an Sorgen und Täuschungen reich, von Fallstricken umstellt, durch häufige Treulosigkeit und Sünde verwahrlost. Denn vorzüglich sind es, wie Augustinus bemerkt, zwei Momente, welche unsre Lebenstage böse machen: das menschliche Elend, und die menschliche Bosheit; weshalb auch seit jener Stunde, da der Mensch von der Huld Gottes sich abkehrte, und aus der seligen Unbefangenheit des Paradieses, in seinen gegenwärtigen Zustand versetzt wurde, es keine anderen Tage gibt, als böse. Weil wir jedoch in den wesentlichsten Grundverhältnissen des Menschenlebens die Schattenseite nicht auffassen noch verstehen können, ohne die Lichtseite mit zu betrachten, weil die Sünde, unter deren Todesgesetz die Menschheit schmachtet, ohne Bestehen und Fortdauer der letztern, und folglich ohne ihr Heilmittel, die Erlösung, nicht einmal gedacht werden kann, weil

ferner jedes Leiden und jede Tentation zum Bösen auch die Gelegenheit zum sittlichen Verdienste, zur Befestigung im Guten darbietet, und das ganze irdische Leben deßhalb, im christlichen Sinne, als der Tag bezeichnet wird, während dessen wir unser Heil wirken sollen, so bewährt sich dadurch wieder andrerseits die irdische Zeit als ein überaus kostbares Gut, das wir, nach des Apostels Mahnung, erkaufen müssen, indem wir damit haushalten, und jeden Augenblick, der uns verliehen, auf rechtmäßige und gottgefällige Weise verwenden.

»Sey eingedenk, lehrt der Syracide, daß der Tod nicht zögert, wie denn auch das Testament und Gesetz dieser Welt dir vor Augen steht, welches der Tod ist!« Und er setzet hinzu: »Lasse dich um den guten Tag nicht betrügen, und kein Theil der guten Gabe möge fruchtlos an dir vorüber gehen.« (Eccli. 14.) Die gute Gabe, die er meint, ist offenbar die Lebenszeit, die hienieden uns zugemessen, und mit ihr jegliche Gelegenheit zur Befestigung in Gottes Huld und Gnade. Denn es kommt ja die Nacht, da Niemand wirken kann. Es handelt sich also nur darum, wie wir diese Gabe benützen. Die alten Thracier hatten den Brauch, die Tage ihres Lebens nach weißen und schwarzen Kugeln abzuzählen, indem sie zum Zeichen der frohen und glücklichen die weißen, für die Unglücks- und Trauertage hingegen die schwarzen wählten;

am Ende ihres Lebens ward diese sehr einfache Berechnung abgeschlossen, und bei wem alsdann eine Mehrzahl von weißen sich vorfand, der wurde für den Glücklichern gehalten. Zwar findet schon Plinius, der diese Sitte berichtet, daran auszusetzen, daß jeder folgende Tag den vorhergehenden Lügen strafe, und seine Täuschungen aufhelle, daher auch, da keinem Tage zu glauben, jene Rechnungsweise eben nicht die verläßlichste sey. Doch abgesehen von jenen flüchtigen Freuden und Leiden, Genüssen und Qualen, die so oft, wie organische Wechselzustände, oder wie Ursachen und Folgen aneinander sich ketten, hat sie auch ihre sehr richtige Seite. Welche sind die wahrhaft schlechten Tage, denen das Zeichen der schwarzen Kugel gebührt? Sie finden sich bei den Gottentfremdeten, von welchen im Psalme geklagt wird: »ihre Tage sind in Eitelkeit vorüber geschwunden, ihre Jahre werden den Spinnengeweben verglichen seyn«, die nämlich mit nichtigen Dingen ihre Zeit vergeuden, wie es von ihnen auch beim Propheten heißt: »sie haben Spinnengewebe gesponnen, alle ihre Werke sind nutzlose Werke.« (Isai. 59.) Mit der weißen Kugel hingegen zählt jener seine Tage, der nach dem Gesetze der Wahrheit sein Leben ordnet, der in den Erkenntnissen des Glaubens, und in der Bekräftigung der Gnade stufenweise, nach Maßgabe seiner Treue fortschreitet, und bei welchem demnach, was

h. n. 7 131

immer sonst über ihn kommen mag, kein Wechsel von guten und bösen Tagen sich einstellt. Sehr schön ist und treffend, was in dieser Beziehung der heil. Hieronymus lehrt. »Die Tugenden sind es (so lauten seine Worte), welche die Tage gut, und die Laster, welche sie böse machen. Täusche dich also nicht mit der Meinung, daß die früheren Tage besser als die jetzigen gewesen, denn auch in der Vorzeit gab es der Ungläubigen und Ungerechten viele, und ihre Tage waren böse, da hinwiederum die Gegenwart der Gläubigen und Gerechten viele aufzuweisen hat, von welchen das Wort des Erlösers gilt: selig, die nicht sehen und glauben. Darum (statt mit solchen Fragen dich abzugeben) sollst du vielmehr deinen Wandel dahin ordnen, daß deine jetzigen Tage immer besser als die vergangenen sich gestalten, damit du nicht im Guten abnehmest, und zurück bleibst.« Ist also überhaupt keine Zeit gut zu nennen, in der wir von Christo und seiner Liebe getrennt sind, keine Zeit böse, so lange er mit uns, und wir mit ihm, und geht durch alle Zeiten sein Leben und sein Segen fort, so liegt es denn heute an uns, ernstlich zu wollen und zu verlangen, daß wir auch im Zuge dieses Jahres, und fernerhin wahrhaft gute Zeiten erleben, in gewissenhafter Treue, im pflichtmäßigen Wandel, im Frieden Gottes, in der Gnade Christi. Amen.

Am

Feste der Erscheinung des Herrn.

»Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande, und sind gekommen, ihn anzubeten.« (Matth. 2, 2.)

Eingang.

Wenn unter den Völkern, welche der Wahn des Heidenthums befangen hielt, nicht wenige sich finden, die sogar die Nacht selbst als Urquell aller sichtbaren Wesen verehrten, so wurden sie zu diesem Irrthume durch das Gefühl verleitet, daß aller Dinge Ursprung und Anbeginn für uns verborgen und wie in Nacht gehüllt sey. So lag im Anfange des Schöpfungswerkes Finsterniß auf dem Abgrund, und es bedurfte des göttlichen Machtwortes, damit das Licht, der erste Lebensimpuls der Natur, aus den Tiefen hervorbrach. So geschah es auch in der Schöpfung des Menschen, als er, durch göttliche Einwirkung ins volle Licht des Bewußtseyns geweckt, sich selber fand und die Welt um ihn her, und den Unsichtbaren, der die Welt und ihn ge-

schaffen. In ähnlicher Weise verliert sich, so oft wir an die frühesten Zeiten unsres eigenen Daseyns zurück denken, jede Erinnerung in das nächtliche Dunkel eines Zustandes, in welchem unser Geist noch nicht mündig geworden; und wie dieß bei einzelnen Menschen der Fall ist, so auch verhält es sich mit der Kindheitsgeschichte der Völker.

Wenden wir uns nun von der Schöpfungsgeschichte des Menschen zu jener seiner Erlösung, von den Anfängen des Irdischen zu jenen des Neuen und Himmlischen, so stehen wir vor dem hehren Geheimniß der Geburt und der ersten Kindheit Jesu, und wer, wie schon der Seher gefragt, wird im Stande seyn, es genügend auszusprechen, oder seine Wunder zu durchschauen? Eine neue Zeit, eine neue Ordnung der Dinge hatte schon begonnen, und auch über diesem Anbeginne liegt ein heiliges Dunkel; das Wunderkind, von welchem die Verjüngung der alternden Welt, das Leben aller früheren und folgenden Geschlechter abhing, war bereits in die Welt gekommen, und die Welt hatte dessen keine Kunde. Aber in dieser Nacht umleuchtete ein himmlisches Licht die Hirten, und die Engel erzählten ihnen, was geschehen; den Weisen im Morgenlande hingegen ging ein schimmernd Gestirn auf, dessen Bedeutung ihnen wohlbekannt, und dessen Erscheinung sie erwartet und vorgewußt, so daß sie nun eilig auf den Weg gen Jerusalem

II. 53 8.

sich aufmachten, um nach dem neugebornen Könige zu fragen. Diese Weisen oder Magier, die nach dem Könige der Juden forschten, der Stern im Aufgang, der ihnen zum Zeichen und Führer gedient, so wie der Stern im Aufgang, der einzig auch unsern Lebenspfad erhellet, dieß mögen die drei Gegenstände seyn, auf deren Erkenntniß wir heute unsre Aufmerksamkeit wenden.

* * * *

In einer Welt, wie die unsre, wo mit dem Wechsel der Menschengeschlechter, auch die Gestalten der Dinge so vielfach sich ändern, kann es uns nicht befremden, wenn gar viele Namen und Worte, die aus alter Vorzeit auf uns gekommen, ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben, so daß wir ihnen einen ganz andern Begriff unterlegen, als sie vordem ausgedrückt. Zu den Worten, die solches Mißgeschick getroffen, gehören auch die beiden sehr herabgewürdigten Benennungen, mit welchen die Weisen des Morgenlandes bezeichnet werden, als Magier nämlich und Astrologen. Nach alter Überlieferung zwar werden sie, als Männer von fürstlichem Range, wohl auch als wirkliche Beherrscher eines kleinen Gebietes, Könige genannt, und entsprechend den dreifachen Opfergaben, die sie mitgebracht, wird ihre Zahl auf drei bestimmt. Im Evangelium jedoch heißen sie Magier, so wie in

jenem der Chaldäer Magusim. Bedeutet nun, wie wir es dermalen gewohnt sind, der Name Magus so viel als einen Zauberer, einen Menschen, dem der Volksglaube geheimnißvolle Kräfte zuschreibt über die Natur, oder vollends über gewisse fabel- und spuckhafte Geisteswesen, so gehört dieß Mißverständniß einer gewissen Form des heidnischen Cultus an, die vorzüglich im nördlichen Asien herrschend geworden, und ihre finsteren Schatten auch über christliche Völker verbreitet hat. Bei den Parsen hingegen bezeichnete man mit diesem Worte einen Gelehrten, Trefflichen und Weisen, insbesondre aber einen der Jünger jenes berühmten Zerduscht oder Zoroaster, der, etwa ein halbes Jahrtausend vor Christo, mit den Propheten des, in Medien und Persien zerstreuten jüdischen Volkes in nähere Verbindung kam, aus deren heiligen Urkunden und Traditionen er vieles entlehnt hat, wie denn auch selbst die Zukunft eines Sosiosch oder Messias unter seinen Lehren sich findet.

Aus diesem Zusammenhange wird nun zum Theile schon die Frage sich beantworten lassen, woher und wieso diese morgenländischen Weisen und Fürsten von einem Welterlöser Kenntniß haben konnten, der aus einem jüdischen Königsgeschlechte hervorgehen sollte? Aber die Geschichte zeigt uns noch andere Quellen, aus welchen (von außen her) diese Kunde zu ihnen gelangen mußte. Sie

lehrt uns, daß in jenem Zeitalter, welches der Geburt des Herrn voranging, die Religion der Juden bei den heidnischen Völkern des Orients ein großes Ansehen gewonnen; auch finden wir die Landstriche des mittlern Asiens damals mit überaus zahlreichen, jüdischen Ansiedlungen bevölkert, deren Macht und Einfluß so groß war, daß in Arabien, wie in der Gegend von Chaldäa, die jetzt Kurdistan heißt, einige jüdische Familien sogar eine königliche Herrschaft behauptet haben. Damit in Verbindung steht die unläugbare (von heidnischen Geschichtschreibern bezeugte) Thatsache, daß man im letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt überall im Oriente einem großen Weltherrscher aus jüdischem Stamme entgegen gesehen.

Ist es demnach von dieser Seite anschaulich genug, und keineswegs vom Gange der Weltgeschichte wie abgerissen, wenn jene Weisen den großen Wiederhersteller der Dinge, den Retter und Heiland, nach welchem damals, im Gefühle ihrer gänzlichen und hülflosen Zerrüttung, alle Völker sich gesehnt, gerade aus Judäa erwarteten, und dort ihn suchten, so ward ihnen sein wirklicher Eintritt in die Menschenwelt noch in andrer Weise angezeigt, denn sie waren Sternkundige oder (im ältern Sinne des Wortes) Astrologen, und die Vorsehung hatte ihnen ein Zeichen vorbereitet, das gerade für sie am meisten sich eig-

nete. Wie die Symbolik ihres Glaubens vorzüglich auf dem Lichte beruhte, so war auch ihre Aufmerksamkeit von Alters her auf die Kunde der Gestirne gerichtet. Auf weiten Hochebenen wohnend, und von einem unermeßlichen Himmel überwölbt, in dessen reinen Lüften die Gestirne mit einem Glanze schimmern, wovon wir in unsern Gegenden keine Vorstellung haben, waren sie in der Beobachtung dieser Lichtkörper und der Berechnung der Zeiten wohl erfahren, und suchten auch eine hohe Bedeutung darin, ohne daß uns dieß berechtigen dürfte, sie für Astrologen oder Sterndeuter in dem verächtlichen und abergläubischen Sinne zu halten, in welchem wir in unseren Zeiten diesen Ausdruck zu nehmen gewohnt sind. Allerdings hat jener fatalistische Irrwahn, der von dem Einflusse der Planeten und Constellationen die Schicksale der Menschen und Völker ableitet, und selbe in den Sternbildern zu lesen sucht, von dem heidnischen Sterndienste der Sabäer seinen Ausgang genommen, und von da, im Mittelalter, selbst in die christliche Welt und die alten Kalender sich eingedrängt; dennoch dürfen wir, wie neuere Forscher es dargethan, die Wissenschaft des Alterthums, nach ihrem höhern und wahren Sinne, niemals aus ihrer spätern Verbildung und Ausartung beurtheilen. Denn so groß und so bedenklich die Verirrungen in diesem Ge-

biete sind, die in den Abgrund des düstersten Aberglaubens führen, so kann doch nicht geläugnet werden, daß mit den großen Wendepunkten in der Geschichte der Menschheit auch bedeutende Ereignisse in der physischen Welt zusammentreffen, wie ja am Ende auch das Weltgericht und die Wiedererweckung der Todten mit einer neuen Epoche des Sonnensystems und einer Umwandlung der Erde zusammentreffen wird. In der That wiesen auch die Zeitrechnungen des Alterthums, fast bei allen Völkern, auf die nämliche große Periode hin, mit deren Ablauf eine neue Weltzeit zu erwarten stand, und dieser Ablauf erfolgte eben in der Zeit, in welcher Christus geboren wurde. Auf diesem Wege nun hatten unsere Weisen vornehmlich nach dem kommenden Heile geforscht. Und während die kindlich gläubigen, einfachen Hirten durch die Erscheinung der Engel, Simeon und Anna hingegen, als höher herangebildete Gottesdiener, durch innere Erleuchtung des Geistes zum Neugebornen geführt wurden, geschah dieß bei den Beobachtern der Gestirne durch die ihnen am nächsten entsprechende Weise, durch ein Zeichen am gestirnten Himmel: »Wir haben seinen Stern gesehen im Orient, und sind gekommen, ihn anzubeten.«

Alles dieß vorausgesetzt, werden wir in Ansehung der beschwerlichen Frage, was für eine Bewandtniß es mit diesem Sterne gehabt, jener un-

zulänglichen Auskunft nicht bedürfen, mit der man sich vordem zu behelfen gesucht. Denn gewisse Schwierigkeiten, die hier sich darbieten, sehr wohl würdigend, haben selbst große Schrifterklärer (wie unter anderen auch Chrysostomus, Basilius, Augustinus) es den Gläubigen freigestellt, unter jenem Sterne ein bloßes Meteor, eine feurige Lufterscheinung zu verstehen, ähnlich in seinem Wesen und Zwecke der feurigen Wolkensäule, die das Volk Israel auf dem Zuge durch die Wüste geleitet. Allein, da das Evangelium ausdrücklich von einem Gestirne redet, so mag es diesem Zeugnisse genauer entsprechen, wenn die bedeutendsten Astronomen der neuern Zeit auf jene ganz eigenthümliche Constellation hinweisen, die (zwischen dem Jupiter und Saturn) im Geburtsjahre des Herrn, zuerst am östlichen Himmel, dann wieder späterhin am südlichen Himmel erschienen, woraus sich auch erklären könnte, wie die Weisen selbe zuerst in ihrer Heimath, gen Aufgang, dann wieder bei ihrem Auszug aus Jerusalem, gen Mittag, nämlich in der Richtung von Bethlehem erblickten. Insofern jedoch im Evangelium nicht von einer Constellation, sondern von einem Sterne die Rede ist, behält auch die andre Ansicht, daß wirklich ein neuer, bisher nicht gesehener Stern zum Vorschein gekommen, die gleiche Wahrscheinlichkeit. Nicht bloß redet dafür die bekannte Thatsache von

ganz neuen, herrlich glänzenden Sternen, die, nachdem sie eine Zeitlang sichtbar geblieben, dann wieder verschwanden, sondern auch jene neuere Beobachtung, nach welcher die lichten Nebelmassen, die man in den höchsten und fernsten Himmelsgründen gewahrt, eine deutliche Neigung zur Kernbildung und Kugelgestalt zu erkennen geben, woraus sich dann schließen läßt, daß noch immerhin neue Gestirne entstehen, und auch in dieser weitesten Beziehung die Worte des Herrn sich geltend machen: »mein Vater wirket (schöpferisch) bis jetzt, und ich wirke gleichermaßen mit ihm.«

Indem wir also an diesem Gestirne, das gleichzeitig mit der Geburt Christi aufgegangen, das Walten der göttlichen Weltordnung erkennen, die ein Ereigniß, das einer großen Naturepoche angehörte, zugleich zum Herold der Berufung aller Völker dienen ließ, werden wir auch an jene berühmte Weissagung des alten Sehers aus chaldäischem Stamme erinnert: »es wird ein Stern aufgehen aus Jacob, und ein Scepter aus Israel sich erheben, der herrschen wird über alle Söhne des Seth,« d. h. über die Menschen überhaupt; denn Seth war Adams dritter Sohn, der an die Stelle Abels trat. Dieser König und Herrscher aus Israel wird also der Stern der Menschheit genannt, und hinwiederum, wie der heilige Leo bemerkt, wird durch den Stern, der seine Geburt

Numeri 24 17.

verherrlichte, die Erleuchtung der Heiden vorbedeutet. »Steh' auf Jerusalem, so heißt es beim Propheten, denn es kommt dein Licht, und die Glorie des Herrn ist über dir aufgegangen. Finsterniß bedecket die Erde, und Dunkelheit liegt auf den Völkern, über dir aber wird der Herr aufleuchten, und seine Glorie in dir sichtbar werden.« Wird hier der Erlöser selbst das Licht der Menschheit genannt, wie er dieß, während seines irdischen Wirkens und Lehrens, oftmals von sich bezeugt, so offenbart er noch einmal sich, am Schlusse der heiligen Schrift, in den symbolischen Worten: »Ich bin der Anfang und das Ende, die Wurzel und das Geschlecht Davids, der glänzende Morgenstern.«

Wollen wir den bedeutungsvollen Worten den rechten Sinn abgewinnen, so wird wohl der erste Gedanke dieser seyn: unser Leben ist eine Nacht, und Jesus der Morgenstern. Wie so unser Leben eine Nacht? Nicht in Bezug auf die Naturwelt, mit welcher unser Daseyn so tief verflochten, oder auf das Sonnensystem, in dem wir wohnen. Denn hier ist ja steter Wechsel von Tagen und Nächten, und auch dem nächtlichen Dunkel wissen wir durch eine künstliche Beleuchtung abzuwehren, die in kleinen Räumen selbst die Tageshelle übertrifft. Selbst in jenen Kreisen unsrer Thätigkeit, die sich um bloß irdische Zwecke drehen, können wir über

Is. 60. × Apoc. 22 16.

Dunkelheit nicht klagen. So weit der natürliche Verstand ausreicht mit seinen Begriffen, und so lange es auf das allein ankommt, was zum Unterhalte oder Glanze des Erdenlebens erfordert wird, ist der Mensch erfinderisch genug; zu den Künsten der Jagd, der Feldwirthschaft, des Krieges, zum Erbauen seiner Häuser, zur Berechnung der Größen, der Linien und Flächen bedarf er keines anderweitigen und höhern Lichtes. Doch anders steht es mit dem innern Leben, das seinem Wesen nach dem Gebiete der geistigen Welt angehört, und einzig in Gott seinen Halt und Frieden gewinnen kann. Die Finsternisse dieser innern Region vermag das Licht der Sonne nicht aufzuhellen, und auf die großen Lebensfragen über unser Verhältniß zu Gott, über den ewigen Grund der Dinge, über das Räthsel des Todes und unsre jenseitige Fortdauer weiß der Naturverstand keine Auskunft zu geben; hier wird jene höhere Erkenntniß erfordert, zu welcher der denkende Geist von Gott selbst erweckt wird, und die wir das Licht des Glaubens nennen, so wie ihre Quelle die Offenbarung. Ihre erste Wahrheit: daß ein Gott sey, ist ursprünglich schon in unser geistiges Bewußtseyn gelegt, da jeder, der sich als ein persönliches Wesen in seiner Beschränkung und Abhängigkeit erkennt, nothwendig schon mit seinem Denken über sich selbst hinaus gehen, und nach einem Unbeschränk-

ten und Unbedingten fragen muß. Doch dieses Licht würde bloß in graue, trübe Dämmerung sich zerstreuen, aus welcher jeder Irrwahn sich gestalten könnte, wenn es dem Menschen nicht auch gegeben wäre, sein Verhältniß zu Gott, als einem persönlichen, gerechten und liebreichen, also heiligen Gebieter zu wissen oder doch zu ahnden, und darüber belehrt einen Jeglichen die innere Offenbarung des göttlichen Logos, im Mysterium des Gewissens; das Licht, das alle Menschen erleuchtet, so in diese Welt kommen, und welches im Mosaischen Gesetz auch von außen dem Menschen entgegen gehalten wird, in der unverlöschlichen Schrift, auf Tafeln des Urgesteins. Was aber Gewissen und Gesetz gebieten, ist letztlich, als Wahrheit und Gnade, als Fülle des Heils und Lebens in die Welt getreten, indem Gott, nachdem er vielfach zu den Vätern gesprochen, durch die Propheten, zuletzt geredet hat durch seinen Sohn, durch welchen er auch die Welten erschaffen. (Hebr. 1.) Und seit dieß geschehen, ist auch, wie gleichfalls Paulus lehrt, die Nacht vorübergegangen, und der Tag schon angebrochen. Und darum auch nennt sich Jesus den Morgenstern, der den Anbruch des Tages bringt; so wie die Menschen, die zu ihm aufblicken, (nach dem Ausdrucke des Apostels) nicht mehr der Nacht und der Finsterniß angehören, sondern Kinder des Lichtes, des Tages sind.

Und wahrlich, wie unendlich anders betrachtet der die Welt, der mit den Augen des irdischen, unerlöseten Menschen sieht, als derjenige, der schon im Lichte des Erlösers, im heiligen Glauben wandelt! Jener erste ist noch befangen in geistiger Nacht. Denn das Licht zwar scheint auch in den Finsternissen, doch die Finsternisse mögen es nicht begreifen. Der Verkehr des göttlichen Wortes ist geistig mit jedem Menschen eingeleitet; die innere, unabweisliche Mahnung an einen ewigen Zeugen und Richter macht sich einem Jeglichen vernehmlich; allein die Finsternisse der Selbstsucht, der sinnlichen Begier, vereint mit verjährtem Irrthum, drängen jede bessere Erkenntniß immer tiefer zurück. Vom Strome des Sinnenlebens fortgezogen, wird er ein Knecht des Stolzes, der Sinnenlust, des Geizes, der Rachsucht, wobei sein thierischer Verstand, wie bei den Wilden, oft zur feinsten Schlauheit sich schärft; seine Begriffe von Recht und Sitte gerathen in abentheuerliche Verkehrung; seine Kunde vom Göttlichen, wie sein Gottesdienst ist Aberglauben, er mag nun Gott als das Alles in Allem und als die Wesenheit der Welt betrachten, wie der Diener des Brahma, oder in ein gutes und böses Princip ihn auseinander gehen lassen, oder in eine Unzahl von Gottheiten zersplittern, über welche zuletzt wieder ein räthselhaftes Fatum herrscht. Jeder Blick auf die Vorzeit und die heidnische Welt

bestätigt so das Wort des Sehers: »Finsternisse bedecken den Erdenkreis, und Dunkelheit liegt auf den Völkern.« In wessen Gesichtskreise aber Christus aufgeht, da erscheint schon der Morgenstern, da kämpft schon siegreich das Tageslicht gegen die Nacht, und die Schatten weichen, also daß die Verhältnisse des menschlichen Daseyns, das Leben und der Tod, das Übel und das Heil, in ihrer wahren Gestalt hervortreten, das früher einzig Ersehnte als verächtlich oder Verderben bringend, und das bisher Verabscheute als das Heilvolle sich darstellt, und an gähnenden Abgründen vorbei der rechte Weg zum Vorschein kommt.

So wird nun das neue Leben, das aus der frühern Nacht sich empor ringt, der Morgendämmerung ähnlich, oder dem beginnenden Tage. Wird die Sonne selbst ihm aufgehen, wird es in die vollendete Tageshelle treten? Hier auf Erden noch nicht, denn darüber belehrt uns schon Christi Wort: ich bin der Morgenstern. Noch nicht mit Sonnenklarheit ist alle Fülle des Lebens und der Erkenntniß über uns ausgegossen; mitten inne finden wir uns, zwischen der scheidenden Nacht und dem kommenden Glanze des Tages. Wir wandeln hier noch im Glauben, und nicht im Schauen. Wie unser leibliches Auge des Blickes nicht mächtig ist in die flammende Mittagssonne, so wird auch unserm Geiste noch der Ausblick in die Welt versagt,

in der er eigentlich heimisch ist. Wir sind gleichsam verhüllte Geister, beschattet vom Dunkel einer unfreien Natur, und haben keine Anschauungen, als eben solche, die aus dem Gebiete dieser letztern kommen, und von unsren Sinnen aufgefaßt werden, die gleichfalls Naturgebilde sind. Wird demnach unser geistiges Erkennen, wie der Apostel sagt, nach Weise eines Räthsels, oder im Wiederscheine des Spiegels, durch den Kreis unsrer jetzigen Vorstellungen vermittelt, und mahnt er uns dennoch an die Aufgabe: mehr auf das Unsichtbare zu sehen, als auf das Sichtbare, so kömmt auch hier wieder einzig der göttliche Mittler uns zu Hülfe, indem er von sich bezeuget: »wer mich sieht, siehet auch den Vater.« In ihm ist die Gnade und Huld Gottes allen Menschen erschienen, und wie die Weisen anbetend ihm huldigten, obwohl sie ihn noch als ein unmündig Kindlein sahen auf den Armen seiner Mutter, so huldigen auch wir ihm, obwohl er nur in menschlicher Demuth und Sanftmuth vor unsrem Geiste steht, obwohl wir ihn, leibhaft und wesenhaft, nur unter der Hülle und Wolke der Brodsgestalt besitzen, und noch unfähig sind, im Sonnenglanze seiner Verklärung ihn zu schauen. Uns genügt er als Morgenstern; Unsre Aufgabe ist es, ihn so ins Auge zu fassen, wie er, thätig und duldend, lehrend und rettend auf Erden gelebt; denn von diesem Vorbilde, das er uns ge-

geben, redet er in den erweckenden Worten: »wer mir nachfolgt, wandelt nimmer in der Finsterniß, sondern wird das Licht des ewigen Lebens besitzen.«

Daß aber dieß Licht seiner Wahrheit und Gnade mächtig und reich genug sey, um unsern Weg zu erleuchten, unsre Wanderung zu sichern, auch dieß bezeugt der Herr in jener bildlichen Rede. Denn er sagt nicht bloß: ich bin der Morgenstern, sondern bestimmter noch: ich bin der glänzende Morgenstern. Also ein heller, weit hin leuchtender Stern. Denn zwar sind alle Gestirne leuchtende Körper, doch unterscheiden wir solche, die ihr Licht von irgend einer Sonne empfangen, wie die Planeten, oder sogar von diesen letztern abhängen, wie die Trabanten oder Monde, während die Fixsterne oder Sonnen aus und durch sich selber leuchten. Auch der Stern, der mit Tagesanbruch im Osten erscheint, ist ein bloßer Planet, und von sehr wechselndem Lichte; der aber an unserm geistigen Himmel steht, ist durch sich selber leuchtend, unwandelbar, und ewig. »Christus Jesus, heute wie gestern, und immer derselbe in Ewigkeit.« (Hebr. 13.) Wie der Vater das Leben in seinem eigenen Wesen trägt, so auch der Sohn. Er ist der Abglanz des ewigen Lichtes, das Ebenbild des Vaters, welchem die ganze Fülle der Gottheit inwohnt. Streben wir nach jener Höhe der Wahrheit, die Gottes Wesen und Willen ausspricht, so

wissen wir das Zeugniß, das Johannes abgelegt: »Niemand hat jemals Gott gesehen; der Sohn aber, der im Schooße des Vaters, dieser hat ihn uns verkündet.« Ist uns das Leben werth, und suchen wir es da, wo es einzig zu finden, so kennen wir auch sein Wort: »wer meine Rede bewahrt, wird ewiglich den Tod nicht schauen.« Haben wir, vor allem, als den einzigen Mittler und Erlöser ihn erkannt, als den Begründer unsres Seyns, als den Bürgen und auch Vollender unsrer einstigen Wiederherstellung und vollen, menschlichen Beseligung, so wird keine irdische Weisheit unsern Glauben mehr beirren; und so dunkel es auch zuweilen um uns her wird, so viele Gewölke auch das Dämmerlicht noch trüben, so folgt doch dem Morgen keine Nacht, und der uns jetzt noch als Morgenstern tröstet und leitet, ist selber zugleich die Sonne jenes ewigen Tages, der von der Herrlichkeit Gottes und Christi ausgeht.

Auch von dieser Seite, wie Gregor der Große lehrt, ward Christus unser Morgenstern, als er, aus dem Grabe erstanden, an seinem eigenen Vorbilde uns zeigte, welch eine Tageshelle dereinst uns erwarte. Denn wie er hienieden aus unserm Geiste die Finsternisse der Sünde verscheucht, so verbannt er einst, wenn er alles neu macht, auf ewig die Finsternisse des Todes. Weil aber das eine durch das andre bedingt, und nur jener vom zwei-

ten Tode nicht berührt wird, der das geistige Leben gewonnen, so sagt uns der Herr noch ein anderes Wort: »Bewahre, was du besitzest, bis ich komme. Wer überwindet, und mein Werk hält, bis ans Ende, dem werde ich verleihen, wie ich von meinem Vater es empfangen, ich reiche ihm den Morgenstern.« Wer treu gewesen bis zum Tode, der allein ist jeglicher Gefahr enthoben, kein Rückfall in die Nacht der Sünde droht ihm mehr, er hat geistiger Weise in Christo die Heimath des Lichtes und Friedens gefunden, er hat das selige Ziel erreicht, und muß demungeachtet auch jetzt auf den vollen Tag noch warten; denn erst die Fülle des Lebens, die auch dem Leibe werden, erst die Verklärung, durch welche auch dieser zur Theilnahme an der Beseligung des Geistes gelangt, wird noch erfordert, damit die ganze Herrlichkeit Christi sich offenbare. »Jetzt zwar, wie der Apostel lehrt, sind wir Kinder Gottes, und es ist noch nicht zum Vorschein gekommen, was wir seyn werden; dieß aber wissen wir, daß, wenn er erscheinen wird, wir ihm ähnlich seyn werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist.« — O Herr des Lichtes, einziger Retter und Führer der Sterblichen, lenke unser Auge stets zu dir, lasse uns nicht verirren in ewige Nacht, gib, daß wir dir gehorchen, dich finden, und mit dir den Weg, die Wahrheit und das Leben. Amen.

———

Apoc. 22 25. x 1 Jo. 3 2.

Am Feste Mariä Reinigung.

»Denn meine Augen haben dein Heil gesehen.« (Luc. 2, 30.)

Eingang.

Lange Jahre hindurch hatte der greise Patriarch den Verlust des geliebten Sohnes beweint, den er längst von wilden Thieren zerrissen wähnte. Da bringen die älteren Söhne ihm die Freudenbotschaft aus fernem Lande: Joseph lebt, er ist überaus herrlich und mächtig worden, er wird als der Retter Aegyptens verehrt, er harret Dein, er ruft dich in seine Nähe. Und wie aus schwerem Traume erwachend, rief Jacob aus: so will ich dann hinziehen, um meinen Sohn zu schauen, bevor ich sterbe. Und als er endlich, nach weiter und mühsamer Reise, in jenes blühende Land gelangte, als sein Sohn im Glanze seiner Hoheit ihm entgegen kam, und in seinen Armen weinte, da sprach er, am Ziele jedes irdischen Wunsches: nun sterbe ich freudig, weil ich dein Antlitz gesehen. Was so viele

Jahre lang der Gegenstand seines bittersten Grames gewesen, hat nun in Jubel sich umgewandt, was er nimmer zu hoffen gewagt, ist jetzt in überherrlicher Weise vor seinen Augen erfüllt; aber auch seine Lebensbahn ist bereits durchschritten, was kann dem müden Greise sonst noch Glückseliges begegnen auf Erden? was bleibt ihm ferner noch zu erwarten übrig? Darum entquoll auch seinem Herzen der Ausruf: nun kann ich freudig sterben, weil ich dein Antlitz gesehen.

Auch der Abschnitt des Evangeliums, den wir eben gelesen, auch das bedeutungsreiche Fest, das wir heute feiern, führt uns einen ehrwürdigen Greis vor Augen, der in ähnlichen Worten seine Freude kund gibt. Doch nicht an einen Menschen richtet er dieselben, sondern zu Gott. Nicht einem todt geglaubten Sohne gilt sein Jubel, sondern dem wunderbaren Sohne der Jungfrau, der Allen das Leben bringt. Er sieht ihn, noch in Kindesgestalt, auf den Armen seiner Mutter, und frohlockend ruft er: »Nun lässest du, o Herr, nach deiner Verheißung, deinen Knecht in Frieden ziehen, denn meine Augen haben dein Heil gesehen.« Einzig auf diesen Anblick habe ich noch geharrt, diese Hoffnung allein hat mich noch ans Leben hienieden gekettet, nun, da sie erfüllt, kann ich fröhlich scheiden!

Wenn wir nun immerhin diese Freude Simeons

erhabener und edler nennen müssen, als jene des Patriarchen Jacob über das Wiedersehen des Sohnes, so dürfen wir doch dem letztern insofern nicht Unrecht thun, als wir ihm etwa zumuthen würden, er habe in seinen letzten Tagen einzig nur auf diesen Anblick gewartet. Vielmehr berichtet uns die heilige Geschichte, wie er auf seinem Sterbelager, mitten im Werke der Segnung seiner Söhne, einmal ermattet zurück sank, und wieder zu sich kommend ausrief: deinen Heiland, o Gott, werde ich erwarten. Wo aber geschah dieß? in welcher Region harrte er dem Erlöser entgegen, er, der kurz nach diesem Ausrufe aus dem irdischen Leben schied? Allerdings jenseits, im Limbus, und zwar eine lange Zeit hindurch, binnen welcher auf der Oberfläche der Erde sehr viele Geschlechter wechselten. Wo hingegen hatte Simeon ihn erwartet? Diesseits noch, und im irdischen Leben, denn diese innere Zusicherung hatte er vom heiligen Geiste, daß er nicht sterben würde, bevor er den Trost Israels geschaut. Zu welch einer wunderbaren Stellung in der Menschengeschichte war dieser Greis berufen? In welch eigenthümlicher Weise steht er an der Gränze, am Übergange der alten in die neue Zeit? Was lehrt uns sein Leben, das ein stetes Schauen in die Zukunft war, und der Moment, in welchem er sich am Ziele seiner Erwar-

tung sah? Dieß sey die Aufgabe, mit der wir heute uns beschäftigen wollen.

* * * *

Wie alles, was dem Gesetze der Zeit untergeordnet, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich gliedert, so sind es auch diese drei Momente, die vorzugsweise die Richtung unsrer Gedanken bestimmen; denn bald bezieht sich unser Denken auf das, was als Ursprung und frühere Entwicklung rückwärts liegt, bald auf des Lebens Zweck und endliche Bestimmung, als Sache der Zukunft, bald wieder auf den gegenwärtigen Zustand, und alles, was von nahe und ferne darauf einwirkt. Nur versteht es sich von selbst, wie das eine vom andern nicht losgerissen und gesondert werden könne. Denn der Ursprung des Menschen bezieht sich schon auf seine Endbestimmung, und jeder Moment der Gegenwart ist eben sowohl eine Folge der Vergangenheit, als er seinerseits wieder auf die Gestaltung der Zukunft einwirkt. Jeder Einzelne nun, und so auch jeder Volksstamm für sich, der sein Denken und Sinnen vorwaltend nur einer dieser Richtungen zuwendet, wird dadurch nothwendig in die Irre gerathen, und wie im Bewußtseyn und religiösen Glauben, so auch im Leben und Handeln von der Wahrheit sich entfernen.

Die Geschichte der alten Völker, oder, was auf dasselbe hinaus geht, die Geschichte des Heidenthums, liefert die vielfältigsten Beweise davon. Findet sich auf einer Seite, im äußersten Osten, noch jetzt ein überaus zahlreiches Volk, welches mit seinem Glauben, seinen Gesetzen und Einrichtungen so beharrlich auf das Ursprüngliche und Anfängliche seiner Geschichte hingewendet ist, daß es einzig nur dieses für gut und weise achtet, so erscheint es darum auch in einem Zustande der Erstarrung, der nichts Erfreuliches darbietet, sofern nicht die Keime des christlichen Lebens, die hie und da sprossen, durch reiches Gedeihen einst das Ganze erneuern. Haben wiederum andre Völker, wie die Gestirn- und Baalsanbeter in Vorderasien, und die heidnischen Griechen, vorzugsweise dem Zuge der Gegenwart sich hingegeben, so waren es auch die Ehre der Welt, so wie die Fülle der Pracht und Üppigkeit, wornach sie hauptsächlich strebten. Solche Volksstämme hingegen, die, bei ihren Kämpfen mit einem dürftigen und rauhen Klima, in träumerischer Sehnsucht mit den Bildern einer bessern Zukunft sich beschäftigten, wurden dadurch in Trübsinn und Ungeduld hinein gezogen, die ihren religiösen Vorstellungen einen unheimlichen Anstrich verlieh.

Doch nicht in solchen einseitigen Richtungen allein hat der Irrthum seinen Anfang genommen,

sondern auch in der verkehrten Ansicht von jener unsichtbaren Macht, welche über Vergangenheit und Zukunft, Ursprung und Bestimmung der Menschen waltet. Diejenigen Völker, die alles, was im Weltall vorgeht, den großen geheimnißvollen Naturgewalten zuschreiben, wie sie bald wohlthuend und belebend, bald furchtbar zerstörend sich äußern, und welchen diese Naturkräfte als eben so viele Gottheiten erscheinen, sowie andere, die zwar nicht das Göttliche mit dem Geschöpflichen verwechseln, aber im Verkennen der Heiligkeit Gottes an ein unabänderliches, unerbittliches Verhängniß oder Fatum glauben, werden durch diesen Irrthum in ein dumpfes Hinbrüten, oder in eine träge, gedankenlose Hingebung gezogen, von der jede fernere Entwicklung zum geistigen Leben gehemmt werden muß. Solche Völker hingegen, die, unter dem Zusammenwirken besonderer Umstände, zu einem hohen und mächtigen Gefühle ihres Daseyns und ihrer Willensfreiheit erwuchsen, und daher auch immer rüstiger auf ihre selbstständige Thätigkeit vertrauten, vermaßen sich gar bald so weit, daß sie, sogar im Trotze gegen ihre Götter, sich durch eigene Kraft zu behaupten und zu beglücken strebten, weshalb sie auch, im eigentlichsten Sinne, in dem Maße gottlos wurden, als sie von der Gottheit sich los sagten.

Wozu nun diese Betrachtungen uns führen

sollen, darüber ist keine Frage mehr nöthig, weil wir ihrem Zwecke bereits nahe gekommen. Wir stehen nämlich jetzt, zum Gegensatze der vorigen, bei einem Volke, dem einzigen der vorchristlichen Zeit, das im Ganzen so glücklich war, von keiner jener einseitigen Richtungen irre geführt zu werden. Dieses Volk besaß die Wissenschaft von Gottes, als des Weltenschöpfers, Allmacht und Heiligkeit, und es war eben sowohl mit seiner Abhängigkeit von diesem unendlichen Gebieter, als mit seiner Aufgabe bekannt, ihm aus freiem Entschlusse in Gehorsam und Treue zu huldigen. Es stand also unter der Leuchte eines, für seine Bildungsstufe sehr hohen und reinen Glaubens, und unter der Führung eines heiligen Gesetzes. Aus demselben Grunde war dieß Volk auch das einzige, das seines Anbeginns, seiner Gegenwart und Zukunft, mithin seiner Entstehung und Bestimmung, in gleichem Maße lebhaft eingedenk blieb. Denn nicht allein führte es seinen Ursprung in dem Verzeichnisse der alten Geschlechter, bis zum Anfange der gesammten Menschengeschichte hinauf, der mit der Weltschöpfung selbst zusammen hängt, sondern mittelst der erhabenen Urkunden, die es in Verwahrung hatte, ward es auch über jene Thatsache belehrt, ohne deren Kenntniß das Menschenleben ein finsteres Räthsel bleibt, das durch jede anderartige Deutung nothwendig zu irgend einer Form des Heidenthums Anlaß gibt. Es ist

aber jene Thatsache keine andre, als die Verschuldung und Zerrüttung, die der Sündenfall hervorgebracht, und ihr gegenüber der Segen der verheißenen Erlösung. Als unmittelbare Gottesschöpfung war nämlich der Mensch tadelfrei und glückselig, und im Schimmer seiner Unschuld, seiner geistigen Würde, seiner Stellung im Weltall schon jetzt ein Vorbild jener Vollendung, die er doch erst durch eigene freie Willensentscheidung, erreichen konnte und sollte. Als er, im Mißbrauche seiner Freiheit, seine Stellung verließ, und statt des Lebens den Tod sich wählte, hat doch die Erbarmung Gottes dem Verfalle und Verderben gewehrt, die Erhaltung des ganzen Geschlechtes auf einen künftigen, geistigen Stammvater, den verheißenen Retter gebaut, und die Erlösung eingeleitet, und zwar dergestalt, daß die dereinstige Vollendung, durch die Verdienste des neuen Adams und der Mitwirkung der Erlöseten vermittelt, das Urbild, das am ersten Menschen hervorgetreten, an Herrlichkeit noch überragen sollte.

Je inniger nun das Volk Israel, nach seiner ganz eigenthümlichen Bestimmung, mit dieser Wahrheit vertraut blieb, desto gewisser auch mußte es in seinem Bewußtseyn die beiden Hauptmomente der Vergangenheit und Zukunft fest halten; denn wie es, im tiefen Gefühle der Sündenschuld und der Erlösungsbedürftigkeit, immerfort an den Ver-

lust eines seligen, ursprünglichen Zustandes erinnert wurde, so war es auch darauf angewiesen, mit gleich lebendiger Erwartung und Zuversicht auf die Rückkehr dieses Zustandes zu hoffen. Aber aus eben dem Grunde gehorchte es, nach Maßgabe dieser Erkenntnisse, einem höhern Sittengesetze; es heiligte die Gegenwart, um, durch treue Hingabe an den göttlichen Willen, an dem verheißenen Erlöser Antheil zu gewinnen, und der künftigen Beseligung fähig zu werden. Dabei fand es sich, von einer Generation zur andern, immerfort so unverkennbar unter Gottes Leitung, Züchtigung und Belehrung gestellt, daß sein lichtes Bewußtseyn niemals in die träumerische Nacht des Heidenthums versinken konnte; in jeder glänzenden Wendung seiner Geschichte erkannte es vielmehr ein Vorbild der künftigen Herrlichkeit Sions, in jedem Gottgefälligen und Gerechten ein Bild der kommenden vollen Gerechtigkeit.

Ein in solcher Weise von Gott erzogenes Volk mußte demnach nicht bloß, in seiner religiösen Bildung und Sitte, viel höher als die übrigen stehen, es mußte auch seinem Geist und Leben nach prophetisch seyn, und zwar um so gewisser, als der Eine Gerechte, Wahrhafte, und Himmlische, durch dessen Ankunft das Bestehen und Heil aller Völker von Anfang her bedingt gewesen, seiner irdischen Abstammung nach, eben aus der Mitte

dieses Volkes hervorsprossen sollte. Auf ihn also vorzugsweise war der Geistesblick aller höher Begabten gerichtet, und mit der Entwicklung der Zeiten, mit dem Näherrücken ihrer Höhe und Mitte, trat ihre Anschauung auch in schärferen Umrissen hervor. Die Verheißung, die von Adam auf Seth und Enos, von da auf Noah gekommen, erneuerte sich, mit bestimmterm Ausdruck, für Abraham und Jacob, den Vater der zwölf Stammfürsten des erwählten Volkes, das, durch Leiden geläutert, erst unter Moses und Josua zur geistigen Selbstständigkeit erwuchs, und dessen berühmter König, als der Ahnherr des Verheißenen, jene Hymnen und Lieder sang, deren Geist, Inhalt und Verständniß Christus allein ist. Ihm folgte, Jahrhunderte hindurch, die Reihe der eigentlich sogenannten Propheten, bis in der wirren und vielbewegten Zeit, die den gänzlichen Verfall der alten Welt herbei geführt, auch Israel von innerer Auflösung bedroht ward. Doch seine Bedeutung für die Menschheit, sowie den Geist der Weissagung hatte es noch jetzt nicht verloren, und unter den noch übrigen Gerechten und Treuen, die, wie einst im Zeitalter des Thesbiters, vor keinem Weltidol ihre Knie beugten, stand der greise Simeon oben an. Obgleich mit ihm die Reihe der Propheten schließt, als deren letzter er angesehen werden kann, so gilt doch von ihm auf besondre Weise der Ausspruch: die letzten

werden die ersten seyn. Denn hat er zwar selber keine Weissagung aufgeschrieben, so ward doch im Evangelium diejenige verewigt, worin er sowohl die Leiden der Jungfrau, als das künftige Verhältniß der Menschenwelt zum Erlöser vorgesagt. Und erscheint die Fernsicht der früheren Seher bewundernswerther, die sie, Jahrhunderte vorher die Zukunft des Erlösers verkünden ließ, so sollte dafür Simeon hienieden noch seine Ankunft schauen, denn also war es ihm verheißen.

Und als diese selige Zeit, auf die er einzig noch geharret, mit dem Abend seines Lebens erschienen, führte ihn der göttliche Geist, der ihn bisher belehrt, nicht zur Krippe von Bethlehem, auch nicht in das stille Haus zu Nazareth, sondern in den Tempel. Nur dort konnte der Diener und Prophet des alten Bundes die Fülle des Heiles suchen, denn so war es von jeher bestimmt: »von Sion wird das Gesetz kommen, und das Wort des Herrn von Jerusalem.« Der Segen des neuen Bundes sollte aus dem Boden des alten hervorgehen, und wie die Palmenkrone ihre herrliche Blüthen- und Fruchtfülle aus den Schuppen oder verholzten Blattansätzen entbreitet, die ihren Stamm bilden, so sproßte auch das Werk des menschheitlichen Heiles aus einer beschränkten, an ein Volk gebundenen, bereits erstarrenden Form, um von da aus ins Weite und Große sich zu entwickeln.

und nach diesem Entwicklungsgesetze, unter welchem die ganze Geschichte der Kindheit Jesu steht, kam auch an demselben Tage, da Simeon in den Tempel eilte, die heilige Jungfrau hinauf, um ihren Neugebornen darzubringen, und sonst alles so zu halten, wie es die Mosaische Satzung vorschrieb. Denn obgleich sie, als Gottesgebärerinn und Mutter der neuen Zeit, diesen Satzungen nicht unterworfen seyn konnte, war sie doch weit entfernt, sich davon auszunehmen. Mit dem Kindlein auf dem Arme trat sie, die Demuthvolle, herein in die glänzenden Hallen; und wer unter den Tausenden, die hier versammelt, würde sie erkannt haben? Von ihr, nach kirchlichem Gebrauche, können wohl die Worte im hohen Liede gelten: »schön bin ich, aber braun, ihr Töchter von Jerusalem; denn mich hat die Sonne gebräunt;« ihre himmlische Schöne, von den Mühen ihres arbeitsamen Lebens, sowie von der schlichten Armuth ihrer schmucklosen Kleidung umwölkt, war überhaupt nicht geeignet, von Menschen gewöhnlichen Sinnes angestaunt zu werden. Wer unter Tausenden hätte auch den Wunderbaren erkannt, den sie auf ihren Armen trug? Hier schwebten keine Engelgestalten nieder, hier tönte kein Lobgesang in der Höhe, hier zeigte sich kein glänzendes Gestirn, aber wen der Geist Gottes selber belehrt, der bedarf solcher weckenden und vorbereitenden Zeichen nicht. Mit Jubel im

Herzen, mit leuchtenden Augen, mit Freudenthränen nahte sich Simeon, und mit ihm die ganze Vorzeit, der Mutter und dem Sohne, in welchem er das große Mysterium der göttlichen Güte erkannte, er nahm den Säugling in seine Arme, er umfing ihn, als höchste Gottesgabe, im Namen aller Menschen und Völker, und sein Herz überströmte in den herrlichen Hymnus: Nun lässest du, o Herr, deinen Knecht im Frieden ziehen, denn meine Augen haben dein Heil gesehen.

»Selig die Augen, hatte der Herr einst zu seinen Jüngern gesprochen, die da sehen, was ihr sehet, und die Ohren, die hören, was ihr höret. Wahrlich, sage ich euch, viele Könige und Propheten haben sehnlich verlangt, zu sehen, was ihr sehet, und haben es nicht erreicht.« Was diesen Gerechten der Vorzeit, auf ihrer irdischen Pilgerschaft, und auch jenseits noch lange hin, nicht gewährt werden konnte, dem greisen Simeon war es vorbehalten. Abraham, Moses, und so viele andere Patriarchen und Gottesdiener, sie alle, wie der Apostel bemerkt, sind ihrem Glauben treu gestorben, und haben die verheißenen Güter nicht empfangen, die sie nur aus der Ferne sahen und grüßten. (Hebr. 11.) Anders durfte Simeon es aussagen, der, schon mit einem Schritte im Grabe, hienieden den Urheber und Vollender des Heils gefunden. Erreicht ist das Ziel, gekrönt

meine Hoffnung, erfüllt im reichsten Maße, was ich auf Erden noch gesucht und erwartet, nun nehme ich selige Freude mit hinüber, nun grüßt mich, in der letzten Abendstunde meines Lebens, das Morgenroth des ewigen Friedens, und mit einer reichern Fülle des Trostes, als je einem deiner Knechte geworden, lässest du mich von hinnen scheiden, denn mit diesen leiblichen Augen habe ich dein Heil gesehen. Und welch ein Heil? »Das du bereitet hast vor dem Angesichte aller Völker.« Denn, weit entfernt von den Abwegen der frommthuenden Selbstsucht, gedenkt er hier keineswegs bloß seiner eigenen Beseligung, auch nicht, in ähnlicher nationaler Beschränktheit, nur der Wohlfahrt des Volkes, dem er angehört, sondern sein Ausblick erweitert sich über den ganzen Erdkreis; überall sieht er, in naher und ferner Zukunft, Götzendienst und heidnischen Gräuel zurückweichen und schwinden; lichtes Bewußtseyn, geistige Freiheit, Liebe zu Gott, Erkenntniß seines heiligen Willens, christliche Gesittung, Umwandlung und Erneuerung des geselligen Lebens, und die Heiligung unzähliger Menschen sieht er, wenn auch oft gehemmt und im Kampfe mit den Elementen der Sünde, dennoch mit stets erneuertem Siege fortschreiten, und wieder, im Geiste des alten Bundes, frohlockend zurückschauend auf die frühere Gottespflanzung, aus welcher das große

Werk des Heils hervorgeblüht, beschließt er seinen Hymnus mit den Worten: »Das Licht der Offenbarung an die Heiden, und die Glorie deines Volkes Israel.«

Und so erkennen wir in der seligen Anschauung, zu welcher dieser Diener des Herrn berufen ward, eine wundersame Verkettung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Was der Vergangenheit nur vorbildlich verliehen war, und wofür sie, im Entwicklungsgange der Menschheit, die Vorbereitung geworden, zeigte sich seinem Auge nun als Gegenwart verwirklicht, um doch wieder als Knospe sich erst aufzuschließen in eine herrliche Zukunft. Was aber für ihn sowohl Gegenwart als Zukunft gewesen, für uns stellt es sich theilweise als Vergangenheit dar. Nicht bloß auf den Armen seiner Mutter, wie Simeon ihn vor sich sah, ward Christus dem ewigen Vater dargebracht, er hat, als das Zeichen, dem widersprochen wird, auch am Kreuze sich aufgeopfert, er hat thatsächlich den Gehorsam vollbracht, welcher zur Ausgleichung der Schuld des Ungehorsams in der Menschheit erfordert wurde, und in Folge dieser ihrer Versöhnung hat er das Reich der Gnade auf Erden begründet. Aber diese Vergangenheit ist eben wieder lebendige Gegenwart. Denn sein erlösendes Verdienst ist unser Eigenthum, indem sein Opferact, in nachbildlicher unblutiger Darstellung sich wiederholt, wie

in den zahlreichen Pulsschlägen der Eine Herzschlag sich fortsetzt, um allen Gliedern das Leben mitzutheilen: auch in die verklärte Wesenheit seines Leibes nimmt er zur Lebensgemeinschaft uns auf, im Geheimnisse der Eucharistie, und sein Lehrwort, wie sein Geist, der vom Vater und ihm ausgeht, sind allzeit bei und mit uns, in der heiligen Kirche. Bei allem dem werden wir von dieser Gegenwart, in Anbetracht ihrer Vollendung, wieder auf die Zukunft hingewiesen; denn erst, wenn wir beharrlich gewesen bis zum Tode, endet der Kampf in unzerstörlichem Frieden, nur dem Sieger wird die Krone des Lebens gereicht, und doch wird erst mit der Vollendung des gesammten Erlösungswerks, mit der Wiederkehr des leiblichen Lebens, unsre volle Beseligung zu Stande kommen. Als das auserwählte, prophetische Volk sollen daher vorzüglich wir Christen uns verhalten, indem wir Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges stets im lebendigen Bewußtseyn tragen, und in unserm Wandel beachten. Gibt es immerhin eine sehr bedeutende und vorlaute Schaar von Menschen, die einzig nur sich der Gegenwart hingeben, und daher in Glanz, Genuß und Reichthum ihren Lebenszweck suchen; finden sich Andere, die einzig auf die Fortschritte der irdischen Zukunft, auf die Ausbildung geselliger Einrichtungen, und sinnreicher Maschinen alle Wohlfahrt der Menschheit

bauen, und gibt es solcher höchst einseitiger Ansichten und Bestrebungen, bei Frommen und Unfrommen, gar vielerlei, so können und dürfen sie uns doch nicht hindern, daß wir, die Thatsache unsrer Verschuldung und Erlösung festhaltend, begangene Fehler bereuend, der Zukunft fürsorgend, mit der Gnade Christi unsre Lebensaufgabe vollführen.

Und dieß mag am Bilde der brennenden Kerzen uns anschaulich werden, welche, nach dem Ritus und dem Namen der heutigen Feier (Lichtmesse) zum Zeichen dienen sollen, daß Christus, das Licht der Welt, an diesem Tage zuerst im Tempel Gottes erschienen. Mit jenem Theile, der bereits verzehrt und in Rauch aufgegangen, mit dem andern, der eben die Flamme nährt, mit dem dritten, der noch erübrigt, können wir vergleichen, was von unserm irdischen Daseyn schon vorüber, was als Gegenwart eben noch lodert und verglimmt, was als irdische Zukunft sich aufgespart. Wenn nun auch diese zu Ende, wie steht es dann um die Zukunft, die jenseits liegt? Darüber gibt uns die Flamme, die an der Kerze flackert, so wenig Trost als diese; denn wenn die letztere verzehrt ist, hat auch die Erscheinung aufgehört, die den Vorgang des Verbrennens begleitet; allein sie weiset uns auf ein Höheres hin. Mag auch das irdische Leben erlöschen, wie die Lampe; das geistige unterliegt solchen Gesetzen nicht, die, wie überall im Reiche

der Natur, das Besondere und Vereinzelte wieder in mehr allgemeine Formen und Elemente auflösen oder zerstreuen. Der Geist mit seinem Selbstbewußtseyn bleibt als ein Unvergängliches, doch sein Licht, sein Friede, seine Lebensfülle kann nur aus der Huld Gottes, aus der Einigung mit Gott ihm kommen. Erlischt dieses Licht für uns, scheiden wir im Zustande der Sonderung und Trennung, so sind wir der einsamen Öde und Finsterniß anheim gegeben. Bewahren wir es mit Sorgfalt, in Gesinnung und Werk dem göttlichen Willen treu, so mag auch die irdische Flamme verlöschen; wir fürchten die Schatten des Todes nicht, denn wir haben dann das Ziel unsrer Mühen und Prüfungen erreicht, und dürfen freudig flehen: »Nun lässest du, o Herr, deinen Knecht, im Frieden ziehen, denn auch meine Augen haben, hienieden schon, dein Heil gesehen, und werden es ewiglich sehen. Amen.

Am
Feste der Verkündigung Mariä.

»Bei Gott wird kein Ding unmöglich seyn.« Luc. 11, 47.

So herrlich und prachtvoll der Anblick ist, welchen, auf irgend einem hohen Standpunkte, der Sonnenaufgang gewährt, so verschieden werden doch die Äußerungen sich gestalten, womit die Zuschauer ihre Empfindungen zu erkennen geben. Denn während der Eine, in freudiger Bewunderung, ganz nur Auge zu seyn scheint, ein Andrer wieder in einer Fülle von Ausrufungen überströmt, findet sich wohl auch ein Dritter, der die sehr nüchterne Meinung ausspricht, es sey nichts Absonderliches an der ganzen Sache, und die Morgenluft wehe zu kühl und schaurig, als daß es nicht besser gewesen wäre, dem Schlummer sein Recht zu gönnen.

Auch das Fest, das wir heute feiern, soll unsern Blick auf einen Sonnenaufgang lenken, denn

es bezeichnet den Eingang des Hohen und Wunderbaren in die Menschenwelt, der von den Sehern der Vorzeit die Sonne der Gerechtigkeit genannt ward. Die alte Nacht muß weichen mit ihren Todesschatten, denn das wesenhafte Leben, das beim Vater ist, das Licht der Menschheit, feiert seinen Eingang in die Erdenwelt; das Wort ist Fleisch geworden, um unter uns zu wohnen; mit dem neuen und himmlischen Menschen, dem Sohne der Jungfrau, beginnt die Verwirklichung des Heiles, und jene neue Zeit, die von den Aposteln der Tag genannt wird. Wer sollte nicht mit Entzücken stehen vor diesem Aufgange des Lichtes, und seines unermeßlichen Segens sich erfreuen? Allein während die Sänger der Auen und Fluren erwachen, und der Sonne entgegen jubeln, macht sich die Eule davon, um in irgend einer Waldschlucht oder zwischen wüstem Gemäuer sich zu bergen; und deren Geistesauge blöd ist, oder deren Stimmung feindlich, die am dargebotenen Heile kein Behagen finden, weil sie ganz etwas anderes wollen, die flüchten sich vor dem Glanze der Glaubenswahrheit in das sichere Versteck des Natur- und Weltverstandes, und verwahren sich mit der zuversichtlichen Behauptung: was Kirche und Evangelium heute verkünden, das sey doch rein unmöglich. Der Himmelsbote hingegen, welcher der erhabenen Jungfrau die Kunde von dem göttlichen

Beschlusse bringt, sagt ein anderes Wort: Bei Gott ist keine Sache unmöglich. Auf welcher Seite wird die Wahrheit stehen? Und, wie es im Psalme heißt: wer ist weise, und versteht das wohl? Wer vermag es zu bestimmen, was möglich sey bei Gott, was unmöglich? Was dem Menschen, obenhin angesehen, als unmöglich erscheint, ist es auch unausführbar für Gott? Und was der Mensch für möglich erachtet, wird es deßhalb immer schon möglich seyn bei Gott? Diese beide Fragen sind es, denen wir heute unser Nachdenken zuwenden wollen.

* * * *

Als der Herr einst darauf zu reden kam, wie schwer es den meisten Menschen falle, der höhern und echten Aufgabe ihres Lebens entschieden sich zu weihen, und wie es (nach der Ausdrucksweise eines alten Sprichwortes) leichter denkbar sey, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Mensch, der durchaus auf irdische Dinge vertraut, ins Gottesreich gelange, da fragten wohl die Jünger mit Recht: wenn dem so ist, wer kann denn selig werden? Der Herr aber erwiederte: »bei den Menschen ist das unmöglich, bei Gott hingegen ist alles möglich.« Oder, wie wir beim heil. Lucas lesen: »was unmöglich ist von Seite der Menschen, ist möglich von Seite Gottes.«

Mth. 19 24. Luc. 18 27.

Eine Wahrheit, die eben so einfach als anschaulich ist. Denn der Unmacht des Menschen kann es nicht gegeben seyn, aus eigenen Mitteln empor zu reichen zur Allmacht Gottes, wohl aber vermag diese hinab zu langen zur menschlichen Ohnmacht. Der Gefesselte und Gefangene wird vergeblich sich bemühen, die eisernen Pforten seines Kerkers zu sprengen, aber dem Freien und Gewaltigen ist es leicht, von aussen in diesen Kerker zu dringen. Der Irdische und Gesunkene hat die Kraft nicht, sich selbst empor zu schwingen zu himmlischen Gedanken, zu einem himmlischen Leben, aber der himmlischen Ursprungs ist, vermag hinab zu steigen zu den Irdischen. So bildet sich jener eigenthümliche, wundersame Austausch, von welchem der Bestand und das Leben der Menschheit abhängt. Der einzig Schuldlose und Freie begiebt sich in den Kerker, um dem Gefangenen die Befreiung zu bringen; der Himmlische wird ein Irdischer, um die Irdischen in einen höhern Lebenskreis zu erheben; der Machtbegabte entäußert sich seiner unendlichen Herrlichkeit, und erscheint dem Äußern nach, als Mensch unter den Menschen, und als Demüthiger unter den Thoren und Stolzen, um den Unmächtigen neue und himmlische Kraft zu vermitteln. Und so erledigt sich die Frage: wie der Mensch selig werden könne? nicht anders

als in den Worten, daß es von Seite des Menschen unmöglich sey, wohl aber von Seite Gottes

Zwar wird damit keineswegs in Abrede gestellt, daß es unermeßlich viel sey, was der Mensch in anderweitigen Dingen auszuführen vermag. Die ursprüngliche Herrschaft, die ihm der Schöpfer über die Natur verliehen, verläugnet sich, so allseitig sie auch gebrochen, doch nicht gänzlich; noch immer bezwingt er die Gewalt der Meeresfluthen und der Ströme, er bändigt die wilden Thiere, er verwandelt die Oberfläche der Erde, er errichtet Bauwerke, die Jahrtausende stehen, er berechnet die Bahnen der Gestirne, er veredelt und verschönert das physische Leben; was er aber nicht beherrscht, ist seine eigene Verkehrtheit, was er nicht bändigt, sind seine ungestümen Leidenschaften, was er nicht besiegt, ist die Gewalt der Leiden und des Todes, was er durch eigene Kraft nicht erringt, ist die Fülle und Festigkeit des Lebens, der Friede der inneren Beseligung; und wenn er daher Alles auf Erden vermöchte, vermag er doch das Eine nicht, was allein ihm frommt: er kann seine Verschuldung nicht tilgen, dem innern Zwiespalte mit Gott und sich nicht entrinnen, nicht zur Vereinigung mit Gott gelangen; mit einem Worte: er kann nicht sich selber erlösen.

Wohl haben die Völker von jeher dieß Bedürf-

niß nach Vermittlung und Versöhnung gefühlt, indem sie dieser tiefsten Noth ihres Daseyns durch Schlacht- und Brandopfer abzuhelfen suchten, die doch nicht geeignet seyn konnten, die wirkliche Versöhnung zu vollbringen. Und wurden sie zwar auch im vorbildlichen Cult des alten Bundes angeordnet, um das Bewußtseyn der Schuld und den Hinblick auf die Erlösung immer wach zu halten, so lehrt doch nicht der Apostel erst, daß es unmöglich sey, mittelst des Blutes der Rinder oder Böcke die Sündenschuld zu tilgen (Hebr. 10.), auch die Propheten haben oft dasselbe ausgesprochen, und so lesen wir bei einem derselben: »Was soll ich Gott darbringen, das seiner würdig? soll ich meine Knie beugen vor dem Erhabenen? soll ich ihm Brandopfer bringen und jährige Lämmer? Oder kann er versöhnt werden durch Tausende von Schlachtopfern? Ich will dir anzeigen, o Mensch, was gut sey, und was der Herr von dir verlange: daß du gerecht handelst, und Barmherzigkeit übst, und sorgfältig wandelst vor deinem Gott.« (Mich. 6.) Allerdings liegt in dieser Hingabe an Gott, in diesem Gehorsam gegen seinen Willen das eigentliche Opfer, das er von den Menschen fordert, auch war dieser Wille ihnen kund gegeben auf dem Wege des Gewissens und der Offenbarung im Gesetze; allein in diesem gebietenden und richtenden Worte an sich, und ohne anderweitige Hülfe von

oben, lag noch die Kraft nicht, den Gesunkenen zu erheben, und für das Gottgefällige Werk zu befähigen. »Unmöglich, so lehrt der Apostel, war es dem Gesetze, den Menschen zu rechtfertigen, so lange er in der Ohnmacht des Fleisches blieb,« d. h. seinem innern Zwiespalt überlassen, seinem Geiste nach von Gott abgekehrt, und von der Natur geknechtet. Aber (so fährt er fort), was dem Gesetze unmöglich war, hat Gottes Gnade möglich gemacht, indem er seinen Sohn gesendet im Fleische, in der Ähnlichkeit der Sünde, d. h. unsrem verschuldeten Verhängnisse, dem Leiden und dem Tode unterworfen, damit er als schuldloser Büßer die Herrschaft der Sünde zerstöre, und wir, durch seinen Gehorsam gerechtfertigt, nimmer im Fleische wandeln, sondern im Geiste. (Röm. 8.) Er, der große Mittler und Versöhner, der, seiner Stellung nach, sowohl göttliche als menschliche Wesenheit in sich vereinen mußte, durfte, aus demselben Grunde, nichts von der Schuld des Geschlechtes an sich tragen; als wirklicher Menschensohn mußte er zwar aus dem Stamme der Menschheit hervorgehen, doch nur auf dem Wege einer neuen, durch den Geist Gottes gesetzten Schöpfung. So kam er demnach als der Sohn jener Jungfrau, die so unvergleichlich und einzig, wie er selbst, in der Menschengeschichte steht. »Denn als die Fülle der Zeit gekommen, sendete Gott seinen

Sohn, geformt aus dem Weibe.« In ihr erfüllte sich das vorzüglichste Ziel der Erwählung und Führung des Volkes Israel. In ihr erblühte der zweitausendjährige Baum der Patriarchen zur Wunderblume, welche der ewigen Sonne des Weltalls sich erschloß. In ihr hatte die Sehnsucht der Menschheit nach der Wiedervereinigung mit Gott ihren Höhenpunkt erreicht. Und wie ihre himmlische Seele ohne Vorbehalt, in vollkommener Hingabe, zur göttlichen Liebe empor gewendet war, so senkte auch die ganze Fülle der schöpferischen, erlösenden Huld zu ihr sich nieder; so ward sie zum Heiligthum der neuen Schöpfung, zum Tempel des Menschgewordenen Wortes erwählt, und die reinste Jungfräulichkeit zur erhabensten Mutterschaft geweihet.

Welch ein hehres Gotteswerk in der Mitte der Zeiten! Wie kann dieß geschehen? fragte sie selbst, als es ihr angekündet wurde; wie kann das geschehen? fragt auch der Zweifler und der Läugner. Doch Maria's Frage hat einen ganz andern Sinn. »Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?« Wie sollte es Gottes Wille seyn, daß sie Mutter würde, da sie doch, nach Gottes innerer Eingebung, dem jungfräulichen Leben sich gewidmet? Da sie jedoch belehrt wird, daß hier von keinem geschlechtlichen Bunde, sondern von der schöpferischen Gottesmacht die Rede sey, weil bei Gott keine Sache unmöglich, so legt sie keinen

Widerspruch ein; im Geiste des unbedingten Glaubens und Gehorsams, wie er ihren Vorfahren eigen gewesen, erwiedert sie: »ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte.« Welchen Sinn hingegen hat jene Frage im Munde des Läugners? Fürs erste lehnt er sich gegen die Möglichkeit auf, daß Gottheit und Menschheit, Schöpfer und Geschöpf in Eine Person sich vereinigen. Allein welcher Sterbliche durchschaut das, vor Gott allein klare, und doch an jedem von uns vorhandene Geheimniß, wie ein freier, denkender Geist, und ein Naturgebilde der Erde, der Leib nämlich, die Eine Person des Menschen bilden? Wie nun zwei harmonische Töne in ihrem Einklang wieder einen einzigen Ton bilden, ohne doch einer in den andern verwandelt zu werden, so kann auch ein geschöpflicher Menschengeist (und mit ihm der Leib) dermaßen ursprünglich in die persönliche Lebenseinheit des göttlichen Logos aufgenommen und erhoben seyn, wie sie im ganzen irdischen Leben Christi sich offenbart, wo göttliche Willensheiligkeit und menschliche Willensergebenheit, göttliche Macht und menschliche Leidensfähigkeit in so wunderbarem Einklang sich darstellen.

Aber abgesehen von dieser Grundwahrheit unseres Glaubens, auf welcher die ganze Lebensbestimmung des Menschen beruht, ist hier noch eine andre Seite, die angestritten wird: die Möglichkeit

nämlich, daß ein neues Menschenleben entstehe auf außergewöhnlichem Wege. So hat schon Cerinthus, der im Zeitalter des Apostels Johannes gelebt, dieß Mysterium angefochten, und in dem Zeitalter, welchem wir angehören, ist der Unglaube schon viel zu laut und geschwätzig worden, als daß wir nicht, für uns selber wie für Andre, gerüstet seyn müßten, ihm furchtlos die Stirne zu bieten. Der Schild des Glaubens, von dem der Apostel redet, und durch welchen wir die Pfeile des Bösen von uns abwehren sollen, wird er etwan von Leder und Eisen gefertigt? Wie jene Pfeile nur störende, verletzende, von irgend einem Witze oder Scharfsinn spitz geschliffene Gedanken sind, so wird auch dieser Schild nur in der Werkstätte des Geistes und der bessern Erkenntniß bereitet, und so sind es zwei Erwägungen vorzüglich, die uns hier zu statten kommen. Der erste und nächste Gedanke, der sich darbietet, ist aus dem gewöhnlichen Leben, als einem Gebiete, in welchem nichts von dem vorkömmt, was man Wunder nennt. Und hier ist wohl die Bemerkung eines neuern Denkers an ihrem Orte: »man soll nicht vernünftiger seyn wollen, als die Vernunft, und nicht natürlicher, als die Natur selber ist.« Wie ehedem der Aberglaube, so hat gegenwärtig ein fälschlich so genannter Denkglaube vieler Geister sich bemächtigt; alles soll recht nüchtern verstanden und begriffen, alles soll über-

aus natürlich erklärt werden. Allein was begreifen wir dennoch von der Entstehung des geringsten organischen Wesens, vom Lebenskeime eines Grashalms? Was begreifen wir vollends von den Anfängen des Menschenlebens? Wer an seinem eigenen Ursprunge und Lebensbeginne nicht etwas höchst Geheimnißvolles, ja wahrhaft ein Mysterium anerkennt, wird von sich nicht rühmen dürfen, daß er schon jemals angefangen habe zu denken. Mag es immerhin Menschen genug geben, die in ihrem Bewußtseyn die Erkenntniß noch nicht gefunden, daß sie freie, persönliche, also geistige Wesen sind, daß der unsterbliche, freie Geist nicht aus der Natur hervorblühen, durch die Natur nicht fortgepflanzt werden kann, daß folglich in dem Geheimnisse ihrer Entstehung, in dem verhängnißvollen Augenblicke, da sie aus dem Nichtseyn ins Seyn getreten, Gottes schöpferische Macht in diese Erdenwelt herein gezogen wurde, um ihren Geist zu schaffen. So einsichtsvoll sie übrigens seyn mögen, räumen wir solchen Halbdenkern wenigstens das Recht nicht ein, über die Grundwahrheiten des Menschenlebens und der Religion ein Urtheil auszusprechen. Und wenn nun schon der Ursprung des gewöhnlichen, sündhaften und irdischen Menschen so geheimnißvoll ist, wie erst das irdische Werden jenes Hohen und Wunderbaren, der von sich bezeugte: ihr seyd von unten, ich bin von oben; ich

bin vom Himmel herab gekommen, der Welt das Leben zu bringen; ich und der Vater sind Eins?

Aus eben diesem Zeugnisse wird aber der zweite Hauptgedanke licht, auf den es hier ankommt: es ist der Gegensatz, der zwischen Christo und dem ersten Vater des Menschengeschlechtes sich heraus stellt. Mit Adam beginnt die Ordnung der Natur, mit Christus jene des Geistes. Von Adam aus herrscht die Sünde und der Tod, in Christo gründet sich Versöhnung und Leben. Daraus folgt schon, daß der irdische Anfang der Menschheit Christi wenigstens eben so hoch über die Gewöhnlichkeit des gemeinen Ganges der Dinge hinaus liegt, als der Ursprung Adams. Wird wohl, wer auf gründliches Denken Anspruch macht, zu behaupten wagen: der Mensch könne auf keine andre Weise entstehen, als auf die geschlechtliche? Wie stünde es dann um den Urmenschen, ja um das erste Menschenpaar, von dem die Übrigen stammen? Ist demnach der Ursprung des ersten Menschen nichts Geringeres als eine Setzung oder Schöpfung Gottes, und folglich ein übernatürlicher Vorgang, so ist auch die Entstehung des zweiten und himmlischen Menschen, als des geistigen Stammvaters, aus dem belebten Boden der Jungfrau, nicht allein jenem ersten Werke gleich zu setzen, sondern näher bezeichnet, als neue Schöpfung auf dem Grunde der früheren, ist sie das eigentliche und einzige Wunder in der

Menschheit, von dem ihr Seyn und Leben bedingt wird. Denn, wie der Apostel lehrt: wie in Adam Alle sterben, so werden in Christo Alle lebendig gemacht. Der erste Mensch, von der Erde, ist der Irdische, der zweite, vom Himmel, der Himmlische; der eine nämlich durch Sünde zerrüttet, der Andre makellos; der Eine unter die Gesetze der Natur gebannt, der Andre über dieselben erhoben, der Eine getrennt von Gottes Huld, der Andre mit dem ewigen Vater vereint; sterblich jener, dieser der Erstgeborne von den Todten. So ward der erste Mensch zu einer lebendigen Seele, der zweite Adam hingegen, ein lebendig machender Geist, (Cor. 15.) indem er, in seiner leiblichen Auferstehung das neue und unverwelkliche Leben begründete, zu dem auch die Übrigen einst erwachen sollen. Ist es nicht diese zweite, oder die Wiedergeburt des Herrn, die ein niederer Weltverstand gleichfalls für unmöglich erachtet? Aber ganz in umgekehrter Weise erklärt sich darüber der heilige Petrus, indem er, von Jesu redend, hinzusetzt: »welchen Gott wieder erweckt, und die Bande der Unterwelt gelöst hat, wie es denn auch unmöglich war, daß er von ihr zurück gehalten wurde.« (Apost. 2.)

So finden wir demnach einen sehr seltsamen Gegensatz zwischen dem Lehrgehalte des Glaubens und den seichten Behauptungen des Unglaubens. Unmöglich, sagt dieser, ist es, daß eine Jungfrau

zugleich auch Mutter sey. Unmöglich ist es, zeigt der Glaube, daß Christus anders als von einer Jungfrau geboren wurde. Unmöglich, betheuert der Unglaube, daß ein Mensch aus dem Tode wieder erstehe. Unmöglich und undenkbar finden hinwiederum wir es mit Petrus, daß Jesus von den Todten nicht erstanden. Es ist aber auch damit nicht alles noch gesagt. Unmöglich ist es, vom menschlichen Wesen und Leben einen vernünftigen Begriff zu fassen, ohne Erkenntniß Christi. Unmöglich ist es, die Güte und Herrlichkeit Gottes zu erkennen, seinen Willen zu thun, und durch den Tod ins Leben vorzudringen, ohne Glauben an Ihn, als den Schöpfer und den Erlöser. »Ohne Glauben ist es unmöglich Gott zu gefallen.« (Hebr. 11.) Dieß ist die reine Unmöglichkeit, an welcher jeder Scharfsinn erlahmen wird, der es anders erklügeln möchte. Wenn es etwa dem Menschen möglich scheint, die Huld des Unendlichen zu gewinnen, dessen Persönlichkeit und Heiligkeit er nicht einmal glaubt, und dem er mit Werk und Rede widerspricht, soll dieß auch schon möglich seyn bei Gott? Wenn es ihm möglich scheint, auf anderen Wegen selig zu werden, als durch die Verdienste Christi, und das Opfer seines eigenen Gehorsams; wenn es ihm möglich scheint, am göttlichen Leben Antheil zu erwerben, ohne Kampf gegen die verderblichen Gewalten der Leidenschaften,

wird es damit auch seine Richtigkeit haben von Seite Gottes? »Bei ihm, lehrt Augustinus, ist keine Sache unmöglich, wird nur alles das ausgenommen, was keineswegs auf Macht, sondern vielmehr auf Unmacht deuten würde, wohin z. B. jeder Irrthum zu rechnen, und jeder Widerspruch gegen sich selbst. Denn wenn er so etwas vermöchte, wäre er eben nimmer allmächtig zu nennen.« Darum ist auch alles bei Gott möglich, nur dieß eine nicht, daß er unsere Willensfreiheit in Zwang lege. Ja selbst das größte Werk seiner erbarmenden Güte war unmöglich bei Ihm, ohne den Gehorsam der heiligen Jungfrau, ohne ihre freiwillige Zustimmung in den Worten: ich bin die Magd des Herrn, wodurch sie etwas bei weitem Höheres geworden, als ein bloßes Werkzeug zum Behufe unseres Heils. Glückselige Jungfrau, erhabenstes Vorbild des Glaubens und der Treue, Mutter aller Menschen in der Ordnung der Gnade; deine Fürbitte helfe uns, daß auch wir im Geiste deines Gehorsames, dem ewigen Gebieter es möglich machen, das Werk seiner Huld an uns zu vollenden, und uns aufzurichten zum unsterblichen Leben. Amen.

Am Charfreitage

»Und es wird dein Leben gleichsam schwebend seyn vor dir, und du wirst fürchten bei Tag und bei Nacht.«
(Deut. 28, 66.)

Wenn wir hoch über uns den Adler gewahren, wie er, mit ausgebreiteten Schwingen, in langsamen Kreisen sich bewegt, ohne daß wir seine Flügelschläge bemerken, so wissen wir wohl, daß er durch seine Körperlast zur Erde fallen müßte, und daß nur seine Muskelkraft ihn oben erhält, die gegen die Schwerkraft ankämpft, und deßhalb nennen wir sein scheinbares Stillehalten ein Schweben. Mit demselben Worte bezeichnen wir auch das Schwimmen der Wolken in der Luft, so lange es noch unentschieden bleibt, ob sie in ihr sich wieder auflösen, oder ob sie als Regengüsse herabströmen werden. Wie verhält es sich aber mit dem jeweiligen Zustande unsres irdischen Lebens? Erfassen wir es von seiner natürlichen oder leiblichen Seite, so erscheint es als ein stetes Schwanken zwischen

Bestehen und Vergehen, als ein Schweben über dem Abgrunde, indem es einerseits aufrecht erhalten wird durch das, was wir Lebenskraft nennen, und wodurch das organische Wesen sich in seiner Eigenthümlichkeit behauptet, andrerseits wieder unaufhörlich gefährdet und angefeindet von inneren und äußeren Gewalten der Zerstörung. Betrachten wir es wiederum nach seinem sittlichen Wesen, nach seinem geistigen Inhalt, so erkennen wir daran ein stetes Schwanken zwischen der Höhe und der Tiefe, zwischen dem Verlangen nach Gott und ten selbstischen Trieben, zwischen der bessern Erkenntniß und dem Zuge der Leidenschaft. Denn, wie der Apostel klagt: es ist ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, widerstreitend dem Gesetze des Geistes.

Nicht in jedem Augenblicke sind wir uns dieser Zustände deutlich bewußt, und gar oft vielmehr beschleicht uns der Wahn, als stünden wir auf sicherm Grunde. Sowie aber plötzlich einmal irgend eine drohende Gefahr, einem Blitze gleich, in unseren Lebenskreis niederfährt, sobald irgend eine harte Drangsal oder Krankheit uns trifft, oder so oft wir, bei verfänglichen Gelegenheiten, uns auf die Spitze gestellt sehen, uns für oder wider Wahrheit, Recht und Gewissen zu entscheiden, dann wird uns die Schwankung unsres Daseyns deutlich, dann begreifen wir wohl, ohne weitere Erklä-

rung, bestimmt genug, was mit den Worten der Warnung gemeint sey, die Moses einst zu seinem Volke sprach: »Dein Leben wird gleichsam schwebend seyn vor dir, und du wirst fürchten bei Tag und Nacht.«

Auf welche schroffe Spitze stellt uns nun die Feier des heutigen Tages? Welch einen Anblick führt sie uns vor Augen? Das wesenhafte Leben, das ewig beim Vater war, und uns erschienen ist, Christus Jesus, schwebt, ans Kreuz gefesselt, zwischen Himmel und Erde, zwischen Leben und Tod; der Heilige und Gottgesandte fühlt sich von Gott verlassen, der Retter der Menschheit erscheint hülf- und rettungslos, die Weisheit ist dem Hohne preis gegeben, die ewige Liebe wird von der Wuth des Hasses angefallen, das Leben wird gemordet, der einzig Gerechte als Übelthäter hingerichtet, das Licht der Welt verhüllet sich in Finsternissen, der König der Menschen stirbt den Sklaventod. Welch eine furchtbare Spannung, welch ein Begegnen der grellsten Widersprüche? Auch hier sehen wir das Wort verwirklicht: dein Leben wird schwebend seyn vor deinen Augen. Soll nicht auch das andre zugleich sich geltend machen: »und du wirst fürchten bei Tag und Nacht?«

Betrachten wir vor allem dieß Leben selbst, das vor unsren Augen am Kreuze schwebt, nach seinem leiblichen Erscheinen. Hier sehen wir keinen

hinwelkenden Greis, der nur wenige Schritte noch zum Grabe hätte, keinen Kränkler und Siechen, dessen Lebenskraft sich nur mühsam gegen die innere Zerrüttung behauptet, auch überhaupt keinen Menschen, der unter dem Gesetze des Todes stand, und dem deshalb, gleich uns, der Namen und das Loos eines Sterblichen gebührte. Er ist nicht auf irdischem Wege in diese Welt gekommen, er ist der Sohn der Jungfrau, der Himmlische und Makellose. Er ist der Herrliche, den der prophetische Psalm mit den Worten feiert: »du Schönster an Gestalt vor allen Menschensöhnen, die Anmuth und Gnade ist ausgegossen über deinen Lippen, in deiner Gerechtigkeit und Sanftmuth schreite hervor und herrsche!« Mit der blühenden Frische des Jünglings vereinigt sich hier die ernste Weisheit des Mannes, die höchste sittliche Schönheit und Güte; und dieses wunderbare, mit Gott vereinte Leben, das so unendliche Reichthümer in sich schließt, wird gewaltsam gebrochen, die himmlische Blüthe, auf welcher der Geist Gottes ruht, in den Staub getreten, die Herrlichkeit mit Schmach bedeckt. »Wir haben ihn gesehen, sagt der Prophet, und es war keine Gestalt mehr übrig, er ist der verachtetste und letzte unter den Menschen geworden, einem Aussätzigen ähnlich, und den Gottes strafende Macht getroffen.«

Wenn nun dieß am grünen Holze geschah,

wie soll es am dürren erst geschehen? Wenn der Gerechte und Heilige, mitten in der Blüthe seines Alters, den Tod und seine Schrecknisse von sich nicht abgewiesen, zu welcher Beherzigung zuerst werden wir, die Sündhaften und Sterblichen, dadurch aufgefordert? »Dein Leben wird wie schwebend seyn vor dir, und du wirst fürchten bei Tag und Nacht.« Wir werden damit ermahnt, unser schwankendes, gebrechliches Leben nie als etwas Dauerndes und Stehendes zu betrachten, sondern uns an den Gedanken zu gewöhnen, daß jeder der kommenden Augenblicke derjenige seyn könne, der unser irdisches Daseyn als ein gewesenes besiegelt. Wir werden daher auch in Furcht seyn Tag und Nacht; nicht zwar in kindischer Angst vor allem, was kommen mag, nicht in hypochondrischer Beklommenheit, die überall den Hauch der Krankheit oder des Todes wittert, auch nicht in übergroßer Kümmerniß für möglichst weit reichende Fristung und Festigung dieses gebrechlichen Lebens, wohl aber in der sehr gegründeten Sorge, wie wir in jedem Augenblicke vor Gott und im Verhältnisse zu ihm befunden werden, ob im Einklange mit seinem Willen, ob im Widerspruche, ob eingewurzelt im Boden der göttlichen Liebe, ob losgerissen von diesem wahrhaften Lebensgrunde.

Wie furchtbar aber dieser Widerspruch, wie schrecklich der Zustand solcher Losreißung, auch dar-

über belehrt uns der Anblick des Herrn in seinem Schweben am Kreuze, und zwar von mehr als einer Seite. Ist es eine wunderbare Thatsache, und eröffnet sich in ihr die unerschöpfliche Quelle, die nach allen Seiten hin Licht verbreitet, wie nämlich hier das Waizenkorn erstirbt und in die Erde fällt, um unzählige Frucht zu bringen, wie der Menschensohn und schuldlose Büßer dem Tode sich hingibt, um als himmlischer Adam das neue Leben der Menschheit hervor zu rufen, so wird durch diese segensreichen Erfolge doch jener Eindruck des Entsetzens nicht verwischt und aufgehoben, den der Gedanke in uns erweckt, wie der einzig Gerechte und Wahrhafte hier den Strafen des Verbrechers anheim fällt, wie der Gesetzgeber und Richter der Menschheit von Frevlern und Heuchlern verurtheilt und hingerichtet wird. In welch eine tiefe Nacht verbirgt sich an diesem furchtbaren Tage das Walten der Gerechtigkeit Gottes? welch einer gefahrvollen Schwebe, über dem Abgrunde der Läugnung, wird da der Glaube an seine heilige Vorsehung überlassen? Erfüllt sind die prophetischen Worte des Psalmes, worin der Geist die Klage Christi aussprach: »ich bin ausgeliefert worden, und es war kein Ausgang mehr, meine Augen sind verschmachtet vor Noth, meine Kehle ist rauh geworden, da ich vergeblich zu Gott gerufen. Aber dieß Räthsel der Vorsehung, daß sie dem Erlöser

der Menschheit einen sühnenden Gehorsam auferlegt, der bis zu den untersten Tiefen, bis zum Kreuzestode sich bewährt, ist schon in den Worten des Herrn aufgeschlossen: »Dieß ist eure Stunde, und die Macht der Finsterniß;« es beruht darauf, daß die menschliche Freiheit, wenn noch so verkehrt und verwildert, in den Gränzen des Raums und der Zeit, ihre Absichten durchsetzen, ihr Maß vollenden darf, und so war es auch den Widersachern Christi gegönnt, alles, was Haß und Grimm auf Erden vermag, über ihn zu häufen.

Womit wohl hat der Himmlische sie aufgereizt, daß sie mit solcher Tigerwuth ihn anfielen? Er hat nicht bloß die Tiefe ihres Verderbens, die Häßlichkeit des Dünkels und der Heuchelei ihnen gezeigt, und den Willen des ewigen Vaters ihnen kund gegeben; denn dieß haben auch, in den früheren Jahrhunderten, in seinem Geiste, die Richter und Propheten in Israel gethan; er hat, was unendlich mehr ist, sich selber ihnen offenbart, als den ewigen und eingebornen Sohn, als den Vollender und das Ziel des Gesetzes, als den Weg und die Wahrheit, das Brot und den Wiederbringer des Lebens; überdieß hat er durch seine zahllosen Wunder, durch seine überirdischen Werke ihren Neid erweckt, der bald zur verwüstenden Flamme empor gelodert. Der Kampf der Selbstsucht mit der Gottinnigen Gesinnung, des wilden Hochmuths

mit der Gott gehorsamen Liebe, wie er im Anfange gleich im ersten Brudermorde hervorgetreten, hatte jetzt, in der Fortentwicklung der Menschengeschichte, den höchsten Gipfel erreicht; die Gottentfremdung vollendeter Weltlichkeit war, wie unter den umgebenden Völkern, auch in den Führern Israels zur herben Reife gediehen, und wenn alle und jede Sünde als Sündenschuld nichts anderes ist, als kühner Widerspruch und feindliche Richtung gegen die Heiligkeit und absolute Oberherrlichkeit Gottes, des Unsichtbaren, wie wird sie wohl sich äußern, wenn diese ewige Heiligkeit und Güte sich versichtbart, indem sie wesenhaft und persönlich auf Erden sich offenbart, also als Mensch unter Menschen erscheint? Der ohnmächtige Haß gegen Gott gestaltete sich demnach zum thätlichen Hasse gegen Jesum; daher denn auch von ihm allein die prophetischen Worte gelten; »der Eifer für dein Haus (o Gott) hat mich verzehrt, und die Schmähungen derjenigen, die dich verachten, sind auf mich gefallen. Den ganzen Tag über habe ich meine Arme ausgebreitet zu einem ungläubigen Volke, das auf argem Wege wandelt nach seinen eigenen Gedanken.« Und so gibt uns das Wort: »dein Leben wird schwebend seyn vor dir, und du wirst fürchten Tag und Nacht« auch von dieser Seite zu bedenken: ob nicht auch wir, von Dünkel und Leidenschaft befangen, in gar vielen Din-

gen der Ordnung Gottes uns widersetzen, ob nicht auch Uns die heilige Wahrheit, sobald sie diesen Dünkel verletzt, entrüstet und erbittert?

Denn daß es damit noch lange nicht abgethan sey, wenn wir jede solche Zumuthung einer Feindschaft gegen Christum von uns abweisen, und daß auch Uns mancher arge Wahn mit solcher Feindschaft bestricken könne, dieß werden wir nicht in Abrede stellen dürfen, sobald wir nur das Heer jener Menschen mustern, die den Erlöser verfolgen, umringen und quälen. Denn da finden wir nicht jene barbarischen Kriegsknechte bloß, die das grausame Werk, das ihnen aufgetragen, mit wüstem Spotte begleiten, und die zu roh und verwildert sind, als daß Besseres von ihnen zu erwarten stünde. Wir sehen da Männer, die, bisher die einzigen Priester der wahren Gottheit auf Erden, eine sehr hohe und ehrwürdige Stellung behaupten, aber die rechte Bedeutung derselben vergessen haben; wir finden da Vorsteher der religiösen und bürgerlichen Gesellschaft, die ihre Bosheit hinter dem Eifer für das Gemeinwohl verdecken; wir gewahren Hunderttausende, die den Erlöser eben erst mit wahrer Begeisterung und herzlichem Jubel empfiengen, und die jetzt, wetterwendisch wie Alle, in welchen der Glaube keine geistige Wurzel gefaßt, ihr wüthend Geschrei gegen ihn richten; wir können auch jene zahlreichen Freunde und Anhänger

nicht übersehen, die mit innigster Verehrung und Dankbarkeit ihm ergeben waren, und die jetzt von ferne stehen oder fliehen, auch wohl des Bekenntnisses sich schämen, daß sie ihn je gekannt und geliebt. Ja mit dieser schmerzlichen Klage zu Gott schließt der (87) Psalm: »Du hast den Freund und den Nächsten von mir entfernt, statt der Bekannten umgibt mich die Finsterniß!«

Aber so furchtbar dieser Undank, diese Selbstverblendung und Rohheit, so groß die Zahl, so mannigfach die Gemüthsart jener Menschen, in welchen solche Feindseligkeit oder Feigheit sich ausgewiesen, so wird doch, diesen düstern Massen gegenüber, auch ein ganz andrer Anblick uns eröffnet. Zwei Missethäter haben sie dem Herrn zur Seite gekreuzigt, so erfinderisch, um seine Schmach zu steigern, war ihre Bosheit; und während der eine von diesen, selber im Todeskampfe, in den allgemeinen Hohn einstimmt, und darum blind genug bleibt, um nicht zu sehen, wie es mit dem Leiden des Gerechten und Heiligen so himmelweit anders sich verhielt, als mit dem seinen, wird der Andre würdig und fähig, daß im Innersten seiner Seele wie eine Tageshelle aufsteigt, daß er im Sklaventode den ewigen Befreier und Beleber erkannte, und mit wunderbarer Glaubenskraft zu ihm sich wendend, die erste Frucht vom Baume des Lebens pflückte. Aber nicht diesen einzigen neu Gewonne-

nen fand der Herr in seiner unmittelbaren Nähe; so viele der Seinigen ihn auch verlassen haben, und selber hülflos, von ferne stehen, so ist doch immer noch eine kleine Zahl von Liebevollen und Getreuen am Fuße des Kreuzes versammelt, die jene wogende Menge der Feindseligen bei weitem an Werth überwiegen. Denn es hat die hehre Jungfrau sich eingefunden, seine Mutter und Magd; vor keiner Gefahr erbangend, den Schmerz nicht scheuend, ist sie von Bethania herbei geeilt, um ihres Sohnes Qual zu theilen, den sie auch in solcher Erniedrigung anzubeten weiß als den König und Hohenpriester der Menschheit. Ihr hat der geliebte Jünger sich beigesellt, und der Kreis jener heiligen Frauen, deren Liebe und Standhaftigkeit die übrigen Jünger beschämte. Selbst in jenem so verhängniß= als segensreichen Augenblicke, da der Herr sein Haupt neigt, und seinen Geist aufgibt, tönt das Bekenntniß des Centurionen dem Scheidenden nach: wahrhaft ist dieser Gottes Sohn gewesen! Und auch damals noch, da der Entseelte, verlassen und von der Menge geflohen, am Kreuze hängt, nahen ihm, ohne Furcht vor dem Hohne und der Rache ihrer Standesgenossen, Männer von Rang und Vermögen, Nicodemus und Joseph, um ihn aufs ehrenvollste beizusetzen, um die Ehrerbietung, die sie dem ge=

liebten Meister im Verborgenen erzeigt, nun seinem geächteten Leibe vor aller Welt zu erweisen.

Sehen wir demnach den göttlichen Mittler zwischen einer so zahlreichen Schaar von Feinden oder Gleichgiltigen, und einer verhältnißmäßig so geringen Zahl von Solchen, die ihm getreu geblieben, oder erst zum Lichte seiner Erkenntniß erwachen, wie sollte nicht auch diese Betrachtung uns zur Frage an uns selbst bestimmen: zu welcher der beiden Hauptklassen von Menschen Wir gehören? Worin finden wir die Versicherung, daß wir zu jenen uns zählen, die er die Seinen nennt? Da sagt uns dann der Apostel: »wer den Geist Christi nicht besitzt, ist nicht Sein.« Welcher Geist, welche Gesinnung ist hier gemeint? Der Geist der Aufopferung, der Selbstverläugnung. Sein ganzes Erdenleben ging auf in den Bestrebungen für die Verherrlichung des Vaters und die Rettung der Menschen. Darum hat er überall das Vollkommenste erwählt, und in demselben Maße in die Tiefen der Demuth und Armuth sich versenkt, als die Menschen in ihrem Übermuthe gegen Gott sich erhoben. Darum, da es in seiner Macht gestanden, sich Glanz und Hoheit zu erwählen, gab er, der Schmach nicht achtend, dem Tod am Kreuze den Vorzug. Und als die Stunde dazu gekommen, bat er den Vater nicht um überirdische Hülfe. Auch seine Jünger sah er fliehen, aber erst durch die Ver-

dienste seiner Verlassenheit und seines Todes konnte er sie für immer wieder gewinnen. Selbst Petrus verläugnete ihn; aber er sendete ihm einen Blick ins Herz, dessen Licht den Verirrten wieder belebte. Von einem schändlichen Richtstuhl zum andern geschleppt, wird er vom Auswurfe des Pöbels verhöhnt, wie von den Führern des Volkes; alle Gräuel der Ruchlosigkeit, die jemals vereinzelt auf Erden sich hervor gethan, haben hier sich zusammengehäuft, Undank und Nichtswürdigkeit haben ihr Äußerstes gethan; er jedoch, unerschütterlich in seiner Sanftmuth, unerschöpflich in seiner Liebe, ruft, in unsäglichen Qualen schmachtend, die Huld und den Segen Gottes über alle die Mörder herab, und scheidet im himmlischen Frieden.

Ach, wenn dieß Leben, das vor uns schwebet, sich in solcher Fülle der sittlichen Schönheit entfaltet, wie sollten wir nicht in Furcht seyn Tag und Nacht? Wer darf sich vergleichen mit Ihm? Wer reicht hinan, nur bis zur fernen Hoffnung, jemals Ähnliches ihm nachzuthun? Wem wird nicht vor dieser Demuth, die Erbärmlichkeit des eigenen Stolzes fühlbar, und vor dieser Sanftmuth, die Noth und der Unfrieden in der eigenen Seele? Und dennoch ermahnt uns sein Jünger: daß Christus für uns gelitten, ein Vorbild uns gebend, daß wir seinen Fußstapfen folgen. Und dennoch ermahnt ein Andrer: daß wir dieselbe Gesinnung,

wie sie in Christo sich gezeigt, in uns tragen und hegen sollen! Was von ihm selbst, wie von seinen Jüngern so vielfach uns geboten wird, muß also wohl möglich seyn, und daß es uns möglich geworden, ist eben nur sein Werk. Denn was er durch seine vollendete Hingabe für uns verdient hat, ist eben das neue Leben, dessen Kraft mit der Wiederkehr der göttlichen Huld beginnt. »Unsere Sünden hat er selbst getragen an dem Kreuzesholze, damit wir, den Sünden abgestorben, der Gerechtigkeit leben.« (1. Petr. 2) Ihn, der keine Sünde gekannt, hat Gott für uns zur Sünde (zum Sühnopfer für die Sünde) gesetzt, damit wir in ihm zur Gerechtigkeit würden (2. Cor. 5), d. h. durch seine Gnade mit jener Gerechtigkeit begabt, die von Gott stammt.

So ist dann Christus am Kreuze unser Leben, unsre Gerechtigkeit, vor unsren Augen schwebend, damit wir fürchten Tag und Nacht, nicht irdische Gefahren, nicht den Tod, sondern einzig die Sünde. So lehrt uns der heilige Bernardus. »Aus der Erwägung des Heilmittels weiß ich die Größe meiner Gefahr zu würdigen. Erkennen sollst du, o Sterblicher, wie schwer deine Wunden sind, für welche Christus der Herr solche Leiden übernommen. Gereichten sie nicht zum ewigen Tode, so wäre es nicht nöthig gewesen, daß er starb, um sie zu heilen. Wie groß und furchtbar das Übel der

Bayerische Staatsbibliothek München

Schuld, dieß können wir fast nur an dem Tode des Erlösers ermessen, »den Gott uns gesetzt hat zur Versöhnung, durch den Glauben an sein Blut (an die sühnende Kraft seines Todes), zur Kundgebung (sichtlichen Darstellung) seiner Gerechtigkeit.« (Röm. 3). Ist die Zerrüttung, die in unser Leben eingedrungen, so groß, daß, nach dem Ausdrucke des Propheten, vom Wirbel des Hauptes bis zu den Fußsohlen keine Gesundheit bei uns ist, daß in unserm Haupte die Hoffart und der Wahn, in unseren Augen der Fürwitz, im Herzen der Neid und die Begierde Wohnung genommen, so sehen wir dafür auch in dem Leben, das mit dem Tode ringend vor uns schwebt, das Schmerzensbild, so mit seinen gewaltigen Zügen uns mahnt. »daß der alte oder irdische Mensch (in uns) zugleich mit ihm ans Kreuz geschlagen sey, damit der Leib der Sünde zerstöret werde, und wir fortan der Sünde nimmer dienen.« (Röm. 6). Der »Leib der Sünde« bedeutet aber sowohl ihr innerstes Wesen, als die verschiedenen Gestaltungen, in die sie sich ausgliedert, indem sie, von der Verderbtheit des Herzens aus, in vielfache Laster sich vereinzelt. Daher sagt der Apostel wiederum: »Die Christo zu eigen geworden, haben ihr Fleisch gekreuzigt mitsamt seinen Lastern und Begierden.« (Gal. 5).

Aber nicht allein gewahren wir, indem wir zu Christus am Kreuze unser Aug' erheben, den

Bayerische Staatsbibliothek München

Schmerz, der unsre Üppigkeit, die Entstellung und Schmach, die unsre Eitelkeit, den Gehorsam, der unsern Übermuth verurtheilt, und jeder falschen Richtung zu entsagen gebietet, wir sehen hier auch die höchste sittliche Verklärung, den Triumph der überirdischen Liebe, den Schimmer der höchsten Menschenwürde, den Sieg des ewigen Lichtes über alle Gewalten der Lüge, die überfließend reiche Fülle der Gnade. Und so dürfen wir auch jenen Ausspruch wenden und sagen: dein Leben, dein Heil wird schwebend seyn vor dir, und du wirst nimmermehr fürchten; denn »nichts Verdammungswerthes findet sich an jenen, die in Christo sind, die nicht nach dem Fleische wandeln. Wenn Gott für uns, wer ist wider uns? Wenn er des eigenen Sohnes nicht geschont, sondern für uns Alle ihn dargegeben, wie wird er nicht mit ihm Alles uns geschenkt haben?« (Röm. 8). An die Stelle der knechtischen Furcht wird Vertrauen und Liebe treten, und selig, wenn wir mit dem Apostel sagen dürfen: »ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebet hat und sich selber für mich hingegeben.«

Ein glaubwürdiger Mann aus älterer Zeit, Thomas Cantipratanus, erzählt von einer Dame aus einer adelichen Familie in Brabant, die ihm viel Kummer machte, indem sie von einer unglücklichen und thörichten Neigung so gewaltsam ergrif-

fen war, daß ihre Leidenschaft an Wahnsinn gränzte. Umsonst war er bemüht gewesen, durch Warnungen und Rathschläge sie zu rechter Besinnung zurück zu führen, der Sturm in ihrem Innern war so heftig geworden, daß sie eines Morgens schon ihr Bündel geschnürt hatte, und eben im Begriffe war, heimlich das Haus ihrer Eltern zu verlassen, und einen übereilten Schritt zu thun, der ihr nicht anders als verderblich werden konnte. In dieser furchtbaren Aufregung war es ihr plötzlich, als stünde der Herr neben ihr mit der Dornenkrone und den blutenden Wunden, und sie vernahm gar deutlich die Worte: Mich sollst du lieben. Und von diesem Augenblick an fühlte sie von der Leidenschaft sich geheilt, die ihr bisher unbezwinglich geschienen. Ach, wie oft wäre es uns heilsam und noth, daß Jesus auch uns plötzlich zur Seite stünde mit der Mahnung: Mich sollst du lieben, Mir vor allem sollst du treu seyn! Aber dazu bedarf es weder des Wunders, noch der Ecstase. »Dein Leben soll schwebend seyn vor dir,« es soll uns vor Augen seyn, unsrer Seele sich vorbilden Tag und Nacht. Würden wir zu dem Gekreuzigten öfter und inniger unsern Blick empor wenden, wie könnten wir dann noch irgend im Hasse beharren, wie könnten wir so oft den Lockungen der Sinne Gehör geben, wie würden wir auf Wegen verweilen, die nicht gut sind, oder je vergessen, was unsre Pflicht gebeut?

Der Apostel mahnt uns daran, daß wir gestorben sind, und unser Leben verborgen und geborgen mit Christo in Gott. Wir haben das düstere Leben der Blindheit und Sinnenknechtschaft aufgegeben, sollen wir ihm wieder uns hingeben? Wir haben dem neuen Leben uns geweiht, das geistige Freiheit wirkt, sollen wir ihm wieder entsagen? Wir haben den Retter und Helfer gefunden, ohne welchen kein Heil ist, sollen wir ihm unsern Abschied melden, und wieder hinaus schwimmen in die wilden Fluthen? Wunderbarer Herr und Erhalter, der du verheißen hast, einst, wenn du erhöhet über die Erde, Alles an dich zu ziehen: erhebe unser Wollen und Denken zu dir, und lasse uns eingehen in das Heiligthum deines allbelebenden Herzens, damit wir dir gehorchen, dir gehören, dir leben, mit dir beginnen und vollenden. Amen.

Am Ostermontage.

»Und als sie so mitsammen redeten, nahete sich Jesus selbst, und wanderte mit ihnen« (Luc. 24, 15).

Eingang.

Wer von Gram gequält, von Schwermuth gebeugt wird, und an den Orten, wo er bisher sich aufgehalten, überall nur solche Gegenstände vor Augen hat, die ihm die schmerzlichsten Erinnerungen wecken, der nimmt wohl letztlich gern den Wanderstab, und begibt sich ins Freie, geschehe es nun, um Zerstreuung zu suchen, oder um eine Gegend, in der seine Hoffnungen auf Lebensglück gescheitert, ganz und gar zu verlassen. So mochten auch jene beiden Jünger des Herrn gesinnt gewesen seyn, die am Ostersonntage von Jerusalem hinaus gingen, sechzig Stadien weit nach Emmaus. Wie trübe und trostlos der Anfang ihrer Wanderung, wie auf jedem Schritte heiterer und freudiger, da ein durch Nebelwolken verhülltes, und

doch die Nebel durchbrechendes Licht ihren Weg erhellte, wie herrlich zuletzt und wie glänzend das Ziel! Diese drei Stationen mit ihnen zurück zu legen, möge die ganze Aufgabe unsrer heutigen Betrachtung seyn.

* * * *

Wenn wir am Anbeginne einer Reise billig nach der Länge des Weges fragen, den wir zurück zu legen haben, und für unsre heutige Wanderung die Strecke zwischen Jerusalem und dem Flecken Emmaus (Emahus) auf sechzig Stadien angegeben wird, so gehört wohl noch die Erklärung dazu, daß ein Stadium, nach der bei den Alten üblichen Bemessung, eine Länge von 125 Schritten umfaßte, der Schritt zu ungefähr fünf Fußen unsres jetzigen Maßes berechnet. Sechzig Stadien enthielten demnach 7500 oder achthalb tausend solcher Schritte. Nun werden wir es für kein unnützes Gedankenspiel halten, wenn der ehrwürdige Beda diese Zahl für sehr merkwürdig erachtet. Denn nicht bedeutungslos ist es, daß die beiden Jünger, die wir heute begleiten, die ersten siebentausend Schritte ganz zurücklegten, das letzte oder achte Tausend nur zur Hälfte. Daß nämlich der Herr am sechsten Tage der Woche gestorben war, und den siebenten in der Gruft zubrachte, das wußten sie genau,

und gleichsam nur gar zu gut; am achten Tage aber, als dem Tage seiner Auferstehung, blieben sie auf halbem Wege stehen; denn längst war diese zu Stande gekommen, und noch glaubten sie nicht daran, sondern beharrten in dumpfer Traurigkeit, in hoffnungslosem Trübsinn.

Wohl nicht umsonst hatte der Herr, am Vorabende seines Opfertodes, auf die Weissagung hingewiesen: »ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe werden sich zerstreuen.« Auch hier, auf dem Wege gen Emmaus, fanden sich einige irrende Schäflein, die von der Heerde sich abgesondert. Der Hirte jedoch, um den sie trauerten, der große Hirte, den Gott herausgeführt aus der Unterwelt, hatte sie nicht aus den Augen gelassen, schon war er dicht neben ihnen, schon wandelte er in ihrer Mitte. Woher kam er so geschwind? Wo war er früher? wie hat er sie eingeholt? Oder wie geschah es, daß sie ihn nicht kommen sahen, und dennoch über dieß plötzliche Sichtbarwerden eines Gefährten nicht erstaunten? Sie verwunderten sich darüber nicht, denn versenkt in ihre noch so neuen und lebhaften Erinnerungen, und in ihre Gespräche vertieft, konnten sie allerdings meinen, der Fremdling sey raschern Schrittes hinter ihnen hergegangen, bis er sie erreichte. Aber auch wir erstaunen nicht über diesen Vorgang, als wäre er unsrem Denken völlig fremd, oder als erschiene er uns wie

etwas, was man gemeinhin unmöglich nennt; denn anders beschaffen war ja der Leib, der im Grabe beigesetzt wurde, anders wieder, wenn auch wesenhaft ein und derselbe, wie er aus jenem Grabe im Frühlingsgarten auf Golgotha, wieder erblühte. Er ist nun ein übernatürlicher Leib geworden, d. h. über die Gesetze der irdischen Natur empor gehoben; er ist ein geistiger, verklärter Leib geworden, d. h. gänzlich in das Leben des Geistes aufgenommen, dem Gedanken und dem Willen des Geistes in allem untergeordnet und hörig; und der Besieger des Todes, der alles neu macht, war nun auch der Erste, der in diesem neuen Leben erschien.

Und eben aus diesem Grunde kann es uns nicht befremden, wenn wir ferner vernehmen, wie ihre Augen gehalten, ihre Blicke gleichsam gehemmt und gehindert wurden, also daß sie ihn nicht erkannten. Es geschah dieß allerdings aus einem zweifachen Grunde. Den einen müssen wir in dem Gegenstande selbst suchen, der ihren Augen sich darstellte, und zugleich verbarg. Denn, wie auch die Väter bemerken, obgleich der Herr in demselben Leibe, der den Leiden und dem Tode erlegen, wieder erstanden ist, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß er nimmer so, wie früher, von allen Menschen ohne Unterschied gesehen wurde, sondern einzig nur von jenen, welchen er sich sichtbar machen wollte, wie er denn auch, nach seiner Aufer-

stehung, nicht mehr unter dem Volke wandelte, sondern bloß mit den Aposteln und Jüngern verkehrte. Um so mehr mußte es dann hier auf das zweite Moment des Schauens ankommen, auf die Fähigkeit nämlich, oder das Sehvermögen, wie es bei jenen beiden Jüngern eben sich vorfand. Denn es kann ja ein Jeglicher nur mit seinen eigenen Augen sehen, und nur das auffassen und erkennen, wofür er nach seinem gegenwärtigen geistigen Zustande eben befähigt ist. Wie würde sonst von gewissen Menschen der Ausdruck gelten können: sie haben Augen zu sehen, und sehen nicht, wenn zur rechten Anschauung eines Gegenstandes nicht etwas mehr gehörte, als der bloße sinnliche Eindruck auf das Auge? Auch Magdalena, und sie vor allen Andern, hatte den Herrn gesehen, doch so leib- und wesenhaft er auch vor ihr stand, hatte sie ihn beim ersten Blicke doch nur für einen fremden, ihr ganz gleichgiltigen Menschen gehalten, nicht anders meinend, als daß es der Gärtner sey, der hier mit seinen Pflanzungen beschäftigt. Nur den Leichnam suchte sie, nur den Leichnam zu salben war sie gekommen, wie sollte sie nun urplötzlich die Gegenwart des Lebendigen erfassen? Einzig nur an den in die Erde bestatteten Leib, also zunächst nur an Irdisches dachte sie, und so konnte sie auch nur Irdisches sehen; bis dieser wundersame Gärtner, der das überirdische Leben pflanzt,

noch in andrer Weise, durch Stimme und Wort ihren Geist erweckte, und sie bei ihrem Namen nannte, wo sie dann gleich, nicht minder erschrocken als freudig, von Schauer und Jubel durchbebt, zu seinen Füßen hinsank. Ähnlich ist es auch unseren beiden Wanderern begegnet. Wie sollten sie den als einen Lebenden erschauen, den sie mit so schwermuthsvoller Gewißheit, nur todt sich dachten? Fremd war er ihnen noch, sowie sie selber dem rechten Glauben an ihn entfremdet, und so erschien er ihnen auch als Fremdling. Sehr klar und seelenkundig sagt davon Gregor der Große, daß der Herr dasselbe in ihren leiblichen Augen wirkte, was innen in ihrem Geist und Gemüthe vorging. Sie liebten den Herrn in eben dem Maße, als die Zweifel an ihn sie quälten. Dafür also, daß sie so eifrig von ihm redeten, belohnte er sie mit seiner Gegenwart, so wie er hinwiederum, weil sie an ihm irre geworden, die volle Anschauung ihnen noch vorenthielt, bis er durch sein Wort sie allmählich dazu fähig gemacht.

Und wie anders konnte dieß geschehen, als indem er in den Inhalt ihrer Unterredung einging? Dazu diente die Frage, deren er selber freilich nicht bedurfte: »was sind das für Reden, die ihr mitsammen führt, und warum seyd ihr traurig?« Deß verwunderte sich nun Cleophas höchlich; denn, so erwiederte er: bist du allein so völlig fremd

hier, und wohnst du so fern von dieser unsrer Stadt, daß du von allem dem nichts weißt, was daselbst sich zugetragen? Sie mußten aber noch das Weitere herausreden, um den ganzen Inhalt ihrer jetzigen Gedanken und Ansichten zu entfalten, und so sagten sie: »mit Jesus von Nazareth, der ein Prophet war, und ein mächtiger Mann in Werk und Rede, vor Gott und allem Volke.« Wahrlich ein sehr dürftiges und trauriges Bekenntniß, das sie hier zu Tage gefördert! Indem sie ihn als einen Propheten bloß, nicht aber als den Sohn Gottes bezeichnen, äußern sie sich ganz so, wie es bei Fremden und Uneingeweihten üblich war, nicht aber, wie es den Jüngern geziemte. Denn als der Herr einstmal die Jünger gefragt: für wen halten die Leute den Menschensohn? hatten sie zur Antwort gegeben: einige für den neu erweckten Johannes Baptista, andre für den Elias, oder sonst einen der Propheten. Dieß waren also die Meinungen der Anderen und Fremden, darum auch der Herr von neuem fragte: für wen haltet ihr mich, ihr meine Jünger und Erwählten? Und da erwiederte Petrus: du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Was nun an der Form dieser Unterredung so ganz besonders lehrreich ist, hat der heil. Fulgentius an dem Gegensatze gezeigt, der zwischen der Frage Christi und der Antwort des Jüngers sich darstellt. Christus, da er von sich redet, nennet sich den Sohn

des Menschen; der Jünger, da er seinen Glauben ausspricht, nennt ihn den Sohn Gottes, und zwar des Lebendigen, d. h. persönlichen, heiligen und allmächtigen, der alles Leben schafft. Diese Verschiedenheit des Ausdrucks hat eine sehr wesentliche Bedeutung. Denn der Sohn Gottes, indem er zur Menschheit sich geneigt, und selbe zu sich aufgenommen, verwirklichte in seiner Person jenes große Mysterium der erbarmenden Liebe, welches in der Menschwerdung des Logos besteht; dem erlöseten Menschen hingegen geziemt es, an dem Menschensohne auch die göttliche Wesenheit zu preisen, die er kraft seines ewigen Seyns in Gott besitzt. Der Erlöser, indem er den Namen des Menschensohnes sich beilegt, gab damit die Wohlthat seiner freiwilligen Herablassung kund; dagegen es die Sache der Erlöseten ist, mit dem Bekenntnisse seiner göttlichen Wesenheit und Würde ihm zu danken und zu huldigen.

So verriethen demnach die beiden Wandrer, in der Weise, wie sie von Jesu sprachen, daß nur ein Dämmerschein des Glaubens in ihnen übrig geblieben, und wenn sie auch ihren Ausdruck höher steigerten, und zu seinem Ruhme hinzusetzten, daß er ein mächtiger Mann gewesen im Werke wie in der Rede, so gaben sie doch auch darin die Halbheit ihrer Einsicht zu erkennen. Sie priesen seine Macht, die in wunderbaren Thaten, in überirdi-

schen Reden sich geäußert, und blieben dennoch bei der irdisch menschlichen Erscheinung stehen. Sie hätten einsehen können, daß die übernatürliche Macht, die sie an Jesu rühmten, nicht dem Menschen an sich, sondern nur Gott allein eigne; sie hätten bedenken sollen, daß wohl der Starke die Ohnmacht zu sich erhöhen, nicht aber der Unmächtige durch sich zum Besitze der Stärke empor langen könne. Allein in dem gesunkenen Zustande ihres Glaubens waren ihnen solche Gedanken zu fern, und sie verriethen, im Verlauf ihrer Rede, diese Glaubensschwäche in noch grellerer Weise; sie zeigten sich hoffnungslos. Denn nachdem sie dem vermeintlichen Pilger erzählt, wie die obersten Priester den Herrn zum Tode verurtheilt und gekreuzigt haben, setzten sie voll Wehmuth hinzu: wir aber hofften, daß er Israel erlösen würde. So redeten sie wie Leute, die ihre Hoffnung aufgeben, und ihre Wünsche für gänzlich vereitelt ansehen. Sie haben gehofft, doch jetzt hoffen sie nichts mehr. Noch in Geist und Leben nicht eingeführt, hatten sie einen Erlöser erwartet, der vom Joche der Römer, von allen irdischen Leiden und Lasten sie frei machen, als weit gebietender König herrschen, und das Reich Israel zum glänzenden Weltreich erheben würde. Von diesen weltlich entarteten, jüdischen Messiashoffnungen waren ihre Begriffe noch nicht geläutert, und die vielfachen Belehrungen vom

Reiche Gottes, die sie vernommen, blieben ihnen bis jetzt noch wie ein versiegeltes Buch. Deshalb auch (wie der h. Beda bemerkt) gingen sie so trübselig und niedergeschlagen dahin, gleichsam über die eigene Thorheit die Achsel zuckend, und sich selber Vorwürfe machend, daß sie so Großes und Herrliches von einem Menschen erwartet, den nun ein schmachvoller Tod hinweg genommen, wiewohl sie zwischendurch wieder der Erhabenheit und Holdseligkeit des Gemordeten mit Schmerz gedachten, dessen Unschuld sie in so vollem Maße erkannt, und den sie noch immer von ganzem Herzen liebten.

Darum konnte es freilich nicht fehlen, daß aus diesen vielfachen Erinnerungen an alles, was er gethan und gelehrt, nicht zuweilen ein Funken aufglimmte, der, besser genährt, auch zur leuchtenden Flamme anwachsen konnte. Dieß geht aus ihren ferneren Reden deutlich genug hervor. So ganz und völlig, gaben sie zu verstehen, war unsre Hoffnung doch nicht zu Grabe gegangen, denn er hat ja öfter als einmal verheißen, daß er wieder erstehen werde am dritten Tage. Allein gerade dieß ist nun das Schlimmste an der Sache, und was uns am tiefsten beugt, dann »nunmehr über alles dieß, ist eben heute schon der dritte Tag, daß solches geschehen;« der Tag, auf welchen er seine Wiederkehr ins Leben angesetzt, ist da, allein er geht ja bereits vorüber, und wie es gestern gewe-

sen, so wird es bleiben. Da konnte wohl die Rede des Propheten auf sie angewendet werden: »weh euch, die ihr sagt: sein Werk beeile sich und komme geschwind, damit wir es schauen; der Rathschluß des Heiligen in Israel sey behende und nahe sich!« (Isai. 5.) War sein Werk nicht behende genug, (bemerkt Rupertus), ist er nicht schnell genug auferstanden binnen drei Tagen? Aber auch diese Frist schienen sie nicht abwarten zu wollen. Zwar war ihnen ein großes Zeichen bereits am frühen Morgen gegeben, in jener Freudenbotschaft, welche die Frauen gebracht, jedoch auch diese genügte ihnen nicht. »Es sind, so erzählen sie, von den Unsrigen einige zur Grabstätte hingezogen, und haben es so befunden, wie die Frauen es ausgesagt, Ihn selbst aber haben sie nicht gefunden!«

Wer wird nun noch in Abrede stellen wollen, daß sie für diesen Eigensinn, mit welchem sie in Zweifel und Trauer beharrten, eine scharfe Rüge verdienten? Sie blieb ihnen auch nicht aus. »O ihr Thörichten, so begann dieselbe, die ihr so trägen und stumpfen Herzens seyd, an alles zu glauben, was die Propheten gesagt!« Denn sie, die Pfleglinge des alten Bundes, waren noch auf die Aussagen der Propheten angewiesen, welche die Zukunft Christi schilderten, sowie wir auf die Lehre der Kirche und der Evangelien. Allein es ist niemals genug, wenn wir, gleichfalls trägen Her-

zens, nur an Einzelnes glauben, nicht an Alles, wie das bei einseitiger Vernünftlei so häufig vorkommt. Wir glauben unbedenklich die zahlreichen Thatsachen, die genau so in den Leiden des Herrn sich erfüllt haben, wie sie in den Voraussagen der Propheten angedeutet sind; unläugbar ist der Ausdruck des 21. Psalmes: »sie haben meine Hände und Füße durchstochen,« nicht minder, nach allen Seiten hin zutreffend, ist das schauerliche Leidensbild, das Isaias schildert, die Abschätzung des Herrn um einen Preis von dreißig Silberlingen, die schon bei Zacharias sich findet, und ähnlich verhält sich's mit hundert andern Stellen der Schrift. Warum glauben wir denn nicht mit derselben Bereitwilligkeit an das, was die Propheten mit gleich kräftigen Zügen von seiner Wiederbelebung und Verherrlichung verkünden? Und welche Herzensträgheit gehört nicht dazu, in allen diesen leuchtenden Zeugnissen nichts zu sehen, als etwan prunkvolle Bilder morgenländischer Dichtkunst?

Die Geschichten der Martyrer erzählen, wie die heilige Margarita, als sie vor dem heidnischen Richtstuhle stand, von dem Präfecten Olibrius um ihre Religion befragt wurde. Kaum hatte dieser ihr Bekenntniß vernommen, als er schon entrüstet rief: wie kann ein größerer Unsinn erdacht werden, als einen Menschen sich zum Gotte zu setzen, den man ans Kreuz geheftet! Da fragte

die Jungfrau: woher weißt du es, daß Christus gekreuzigt worden? Er erwiederte: eure eigenen Urkunden lehren es ja! Wohlan denn, entgegnete Margarita, in denselben Büchern ist eben sowohl vom Leiden Christi als von seiner Herrlichkeit die Rede; wie nehmt ihr nun so wenig Anstand, das eine zu glauben, und das andere zu verwerfen? — Diese Rede ist wahrlich so seicht und unbegründet nicht, als sie bei flüchtiger Betrachtung erscheint. Das Eine ist so wahr und gewiß als das andre, und doch wieder das Eine nur Mittel und Weg zum andern, wie dieß die fernern Worte des Herrn beurkunden: »mußte nicht Christus leiden, und also in seine Herrlichkeit eingehen?« Stand es anders zu erwarten? war das Werk der Erlösung auf anderm Wege durchzuführen? Mußte schon das Leben des einzig Heiligen und Gerechten unter den Sündern und Rohen als ein stetes Leiden sich gestalten, so war es ja eben die Übernahme unseres Verhängnisses, und die gränzenlose Hingabe seines Willens, wodurch er die Schuld gesühnt. Dieß ihnen, nach ihrer Fähigkeit, anschaulich zu machen, erschloß er ihnen den Inhalt der Schrift; er gab ihnen die Bedeutung kund, welche in Noah's und Abrahams Opfer, sowie im Opferdienste des alten Bundes lag, er lenkte ihre Aufmerksamkeit auf den Einen, dessen Zukunft sowohl die Psalmen, als die Stimmen der Propheten geschildert, und dieß

war auch das Wichtigste, dessen sie zunächst bedurften, um für höhere Erkenntniß reif zu werden. Denn der Glaube ist kein Schauen; nicht durchs Auge wird er vermittelt, sondern, wie der Apostel lehrt, der Glaube kommt vom Hören. War erst ihr Geist durch das Lehrwort unterwiesen, zum Glauben erweckt, so gewann auch ihr, bisher verblendetes Auge die Fähigkeit, den Herrn wieder zu erkennen. Daher der liebliche und entzückende Vorgang, der nun folgte.

Die sechzig Stadien hatten die Jünger vollendet, und nun, da sie bei einbrechendem Abend an der Pforte der Herberge standen, waren sie andre Leute geworden; neu befestigt im Glauben, zu heiliger Hoffnung wieder aufgerichtet, liebten sie ihren Begleiter schon innig, und mochten seine Gesellschaft nimmer missen; sie nöthigten ihn, mit herein zu treten, und mit ihnen das Mahl zu theilen. Sie thaten dieß mit den liebreichen Worten, die so einfach, und doch so sinnig und gemüthvoll sind: bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget. Hier waren also zwei in Eintracht versammelt, im Namen Jesu, und er selber mitten unter ihnen; sie hatten und liebten ihn, und sahen ihn nicht. So ist es aber auch mit seinem fortgesetzten Leben in der erlöseten Menschheit, in deren Mitte er weilet mit seinem Lehrwort, seiner Gnade, seinem verklärten Leibe.

Und darüber sollte ihnen jetzt die volle Belehrung werden. Wie er vor seinem Opfertode es eingesetzt, damit es nach seinem Tode, mittelst seines neuen Lebens, nachbildlich geschehe bis zum Ende der irdischen Zeiten, so wiederholte er es nunmehr; er nahm das Brod in die Hände, segnete, brach es, und reichte es ihnen, oder vielmehr, er gab ihnen sich selbst. Und mit der Wundergabe erst kam volles Licht und Leben in ihre Seele. Wie Schuppen fiel es von ihren Augen, wie urplötzlich aus einem dumpfen Traume ins wache Bewußtseyn herauf gehoben, erkannten sie sein Angesicht, seine Stimme, ihn selbst, und eben wollten sie, in freudigem Erschrecken, anbetend zu seinen Füßen sich beugen, als sie auch schon entdeckten, daß er nimmer bei ihnen war. Wie er plötzlich zu ihnen sich gesellt, eben so hatte er auch wieder ihrem Auge sich entzogen. Aber die freudige Gewißheit, der Jubel der vollen Überzeugung konnte ihnen nimmer genommen werden. Nun erst wußten sie sich's zu erklären, warum ihr Herz so mächtig entbrannte, während er mit ihnen ging, und zu ihnen redete. Diese Flamme war zu himmlisch, um jemals zu erlöschen; auch loderte sie zu kräftig, als daß sie vermocht hätten, sie fürs erste in ihrem Innern zu verschließen. Sie blieben nicht in Emmaus, um daselbst der Ruhe zu pflegen, sie setzten auch ihre Reise nicht fort gen Galiläa; der Geist des Ge-

meinsinnes, der Bruderliebe bewegte und trieb sie zu einem andern Entschlusse, und so zögernd und trübselig sie aus Jerusalem gegangen, so eilfertig und fröhlich eilten sie nun die sechzig Stadien zurück. Keine Müdigkeit hemmte ihre Schritte, welche die Freude beflügelte. Denn, wie es beim Seher verheißen ist, »die da hoffen auf den Herrn, werden neue Stärke gewinnen, sie werden Flügel empfangen, den Adlern gleich, sie werden eilen, und nicht ermüden,« so legten sie nun, statt der sechzig Stadien, auf welche sie ihre heutige Wanderung bemessen hatten, hundert und zwanzig, statt der achthalbtausend (römischen) Schritte fünfzehntausend zurück. Die Sonne war untergegangen, als sie nach Jerusalem kamen. Da fanden sie die Jünger versammelt, nebst manchen näheren Freunden des Herrn; einer theilte dem andern die entzückende Kunde mit, doch nicht Alle glaubten, bis urplötzlich derselbe, der in Emmaus das Brod gewandelt und gebrochen, durch verschlossene Thüren mitten unter sie trat, und sie grüßte: der Friede mit euch; ich bin es, fürchtet nicht! Friede mit euch, denn die Widersprüche sind gelöset, der Freundschaftsbund mit Gott ist wiederhergestellt; ich bin es, der gestorben ist für eure Sünden, und auferstanden für eure Rechtfertigung; fürchtet nicht, denn die echte Liebe verscheucht die Furcht, und ich nenne euch nimmer Knechte, sondern Freunde.

Sehet, ich bin mit euch, alle die Tage, bis zum Ende.

Selig die Jünger, die, als es Abend werden wollte, und der Tag sich zu neigen begann, keine andre Sorge kannten, an nichts anderes dachten, als den Herrn der Wahrheit und der Gnade bei sich zu behalten. Selig diejenigen, sagt Eusebius von Emissa, mit welchen Jesus wandelt; selig, die das Heil und Leben auf ihrem Wege begleitet, die, weil sie das Licht zum Gefährten haben, nicht lange und gefahrvoll irren können! Wandle, o Jesu, mit uns, und lasse uns wandeln mit dir, so wird kein Irrweg uns verführen; bleibe bei uns, wenn es Abend wird, und so bleiben wir bei dir, geschützt und bewahrt in deiner Huld, bis zum Anbruche des großen Tages, der keinen Abend hat, dessen ewige Sonne du selber bist im Reiche des Vaters. Amen.

In der Bittwoche.

Erster Vortrag.

»Freund, leihe mir drei Brode.« (Luc. 11, 5.)

Wer spät in der Nacht, da überall schon die Stille des Schlummers herrscht, von einer Reise kommt, und in voller Zuversicht zu mir ins Haus tritt, wo er nicht zweifelt, die bereitwilligste Aufnahme zu finden, der muß allerdings mit mir schon näher bekannt seyn, als meinen Freund sich betrachten, an meine Freundschaft ein Recht haben. Wenn ich dann meinestheils über den späten Besuch mich nicht entrüste, den Angekommenen nicht als Fremden und Lästigen behandle, vielmehr freudig bereit bin, ihn aufs beste zu bewirthen, und im Nothfall auch wohl weiter gehe, um bei einem Dritten zu holen, was mir eben mangelt, so gebe ich damit zu erkennen, daß ich wirklich der Freund meines Gastes sey. Wie verhält es sich aber mit jenem Dritten, zu dem wieder ich meine Zuflucht

nehme? Wenn ich beherzt genug seyn soll, ihn um Mitternacht aus dem süßen Schlafe zu wecken, und zu rufen: Freund, leihe mir drei Brode, so muß ich wohl das Vertrauen zu ihm haben, daß er für mich eine freundschaftliche Gesinnung im Herzen trägt. Und so sind es demnach drei Freunde, von denen in unserm Evangelium die Rede ist: einer, der von der Reise kommt, der andre, der hingeht, Speise für ihn zu holen, und ein dritter, der um diese Aushülfe gebeten wird. Wir hören aber auch von drei Broden, die er darleihen soll. Wozu so viele? Nur von Einem Ankömmling ist ja die Rede, und so braucht sein Bewirther nur eines für ihn, und höchstens, sofern er ihm beim Male Gesellschaft leisten will, noch ein anderes für sich; wozu also das dritte?

So hätten wir heute die Doppelfrage zu beantworten, wer die drei Freunde seyen, und was die drei Brode bedeuten? Das Verständniß liegt nicht ferne. Der Freund, der in der Nacht uns heimsucht, um Aufnahme, Pflege, Hülfe zu finden, ist im Allgemeinen unser Nächster. Er kommt, wann immer er sich einstellen mag, doch jedesmal in der Nacht, weil wir in diesem irdischen Leben uns befinden, wo unser Wissen Stückwerk, unser Erkennen noch im Räthsel, wo wir noch nicht im Schauen wandeln, sondern im Glauben, und jener ewigen Tageshelle noch entbehren, die uns

im göttlichen Lichte, das Wesen der Dinge zeigt. Er kommt nicht bloß das eine und das andremal, in großen Zwischenzeiten, sondern in jedem Augenblicke fast; denn, wie viele Menschen gibt es wohl, die der Hülfe bedürfen, und denen irgend etwas gebricht, was sie bei einem Anderen suchen müssen? Das ist geschwinder und verläßlicher auszusprechen, als Mancher meinen möchte; wir bedürfen dazu keiner Einsicht in die Armenregister, keiner statistischen Zählungen und Tabellen. In jeder Stadt und Gemeinde sind es genau so viele, als sie Einwohner und Mitglieder zählt. Und auf der ganzen Oberfläche der Erde werden es zwischen acht und neunhundert Millionen seyn. Dürftig nämlich ist jeder, und zwar schon darum, weil er sterblich ist. Wie wollen wir denjenigen reich nennen, der, wenn er auch die Schätze eines Crösus besäße, doch in jedem Momente von den Einflüssen der Luft, der Wärme, der elektrischen Strömungen, und hundert anderer Dinge abhängig bleibt, so daß er unablässig von der vielarmigen Gewalt des Todes bedroht wird? Dürftig ist jeder, weil er, in noch unendlich höherer Weise als von den Kräften der Natur, von der Barmherzigkeit und Gnade Gottes abhängt. Dürftig bleibt auch der, leiblich und geistig noch so reich Begabte, weil Niemand auf Erden so beschaffen und ausgerüstet seyn kann, daß er alle Kräfte und Fähigkeiten in sich vereinte.

Dürftig also, in dem Gebiete der Menschengesellschaft, ist Jedermann, weil je Einer des Andern bedarf, der Arme des Begüterten, wie dieser des Armen, der Hohe des Niedern, wie dieser des Hohen, der Gelehrte und Weise des Einfachen, der an die Übung seiner Körperkräfte angewiesen, wie dieser des Unterrichteten, der ihn belehrt und bildet. So wird es auch angedeutet in der Schrift: »der Arme und der Reiche begegnen einander; der beide erschaffen hat, ist der Herr.«

Sind demnach die Menschen in entschiedene, wechselseitige Abhängigkeit gestellt, wie wiederum alle insgesammt in die Abhängigkeit von Gott, nach dem gemeinsamen Bedürfnisse der Erlösung und Beseligung, so sollten sie auch wechselseitig als Freunde sich betrachten, wie es eben das höchste aller Gebote fordert, das im Neuen Bunde auch ein neues Gebot genannt wird. Wenn aber wirklich einer des Andern Freund, was können wir für einander thun, was einander geben? Ob Hülfe und Pflege, ob Rath oder Belehrung, doch jedenfalls mehr nicht, als uns selber zu Gebote steht. Und so kömmt es darauf an, daß wir uns darüber nicht täuschen. Bittet uns jemand um Gesundheit, um rege und rüstige Kraft, um Freimachung von einem hemmenden schmerzlichen Übel, was können wir ihm, beim besten Willen, und in den günstigsten Umständen, Tröstliches erwiedern? Freund,

werden wir sagen, was du von mir verlangst, steht nicht in meiner Macht; alles, was ich geben kann, sollst du haben; hier ist Geld oder Geldeswerth, kaufe dir Brod, verschaffe dir Arzneien, und was sonst zu deiner Wohlfahrt dienen mag. Ganz anders hat, bei gleicher Gelegenheit, der Apostel Petrus sich benommen. Der Lahme, der vor der Tempelpforte kauerte, verlangte von ihm und Johannes eine milde Gabe; er aber sprach: »Gold oder Silber habe ich nicht; doch alles, was ich habe, will ich dir geben: im Namen Jesu Christi steh auf und wandle.« Er gab ihm also Kraft und Gesundheit, doch nicht in seinem eigenen, sondern im Namen eines Dritten; er gab reichlich und in Fülle, nicht, was er in oder aus sich selber besaß, sondern was von jenem ihm verliehen war.

Mit dieser Hinweisung auf das Almosen, das Petrus zu geben vermochte, ist nun das Weitere schon mehr als angedeutet. Schon sehen wir uns daran erinnert, wie es an nicht wenigen, sehr erheblichen Dingen sowohl unseren Nächsten mangelt als Uns, so daß wir diesen damit nicht aufhelfen können, sondern sie erflehen und erlangen müssen von einem Dritten. Werden wir lange zu forschen haben, worin diese Dinge bestehen? Immerhin sind es die dreifachen Güter des Lebens. Wir bedürfen der Ernährungsmittel für unser leibliches Leben, und ihre Gewinnung ist freilich

unsrer Arbeit und Sorgfalt zugewiesen; allein wenn unsre Saaten, auch noch so reich bestockt, mit ihrem Smaragdgrün die Felder decken, wer bürgt uns für Sonnengluth und Regen zur rechten Zeit, wer gibt Gedeihen und Segen? Ja wer hält und schirmt noch außerdem die Kräfte und Organe unsres Leibes, damit er überhaupt befähigt bleibe, von den überall fertigen Ernährungsquellen seinen Antheil zu nehmen, und sich anzueignen? Jener solide Sichselbstbeglücker im Evangelium, der so reiche Ernten in seinen Speichern aufgehäuft, hatte der Lebensmittel wahrlich mehr als genug; denn seine Lebenskraft reichte nicht aus, sie aufzubrauchen. Aber was er nicht wußte oder nicht begreifen wollte, daß der Mensch nicht bloß von irdischer Speise lebt, ist uns sattsam bekannt. Wir bedürfen auch der Wahrheit und der Kraft für das Leben des Geistes; wir sollen von Gott die rechte Kenntniß haben, sowie von unsren religiösen und sittlichen Pflichten, und das Licht, das darüber uns aufklärt, ist weder in der Naturwelt, noch in unserm Herzen heimisch. Wir sollen das Böse bekämpfen, das Gottgefällige thun, und die geistige Kraft in uns reicht dazu nicht aus. Wir sind befangen von der Furcht und den Schrecknissen des Todes, und obgleich wir überzeugt sind, daß mit dem Tode nur unser leibliches Daseyn aufhört, bleibt uns dennoch, weil der Tod nur der Sünde

Sold, dieses Jenseits dunkel und schaurig. Wer gibt uns den innern Frieden, wer verbürgt uns jene rechte Freude des Daseyns, die hienieden sich nicht vollenden kann? Es ist also ein dreifaches Brod, das wir nicht im Hause haben, das unseren eigenen Vorräthen nicht angehört, unseren Schlüsseln nicht anvertraut ist: das Brod des leiblichen, des geistigen, und jenes vollen, unsterblichen Lebens, das den wieder erneuerten Leib sammt dem Geiste beglückt; was wir aber nicht selber besitzen, das müssen wir anderwärts suchen.

Da thut es also freilich noth, daß wir aufstehen und zu unserm Freunde gehen, und rufen: gib uns diese drei Brode! Wer ist aber dieser Freund? Kein Andrer, als zu dem wir, auf unserem Bittgange gerufen: Kyrie eleison, Herr erbarme dich unser, Christe erbarme dich unser! Er allein ist wahrhaft und im unaussprechlichen Maße unser Freund, denn er hat sein Leben für uns dargebracht. Er allein ist unzweifelhaft unser Freund, denn alles, was Sein ist, sein unendliches Opferverdienst, seine Gerechtigkeit, seine Weisheit, sein ewiges Erbe, die Würde der Kindschaft Gottes, ja Sich selber, hat er uns mitgetheilt. Von ihm erwarten, bei Ihm suchen wir das Brod unsres leiblichen Lebens, denn er trägt alles im Worte seiner Kraft, gleichwie durch Ihn alle Dinge geschaffen wurden. Von Ihm allein empfangen wir

das Brod des geistigen Lebens, denn dieses uns zu reichen und selber zu werden, ist er vom Himmel herabgestiegen, d. h. aus der dreipersönlichen Wesenheit Gottes hervor in die Menschenwelt eingegangen. Von Ihm allein auch ist die Kraft und Bürgschaft unsrer dereinstigen Wiederherstellung, denn er ist die Auferstehung und das Leben, und die geheimnißvolle Speise, die er uns reicht, gewährt uns, in der Theilnahme an seinem verklärten Leibe, die Nahrung der Unsterblichkeit.

Und so wird es nun vorzüglich darauf noch ankommen, daß wir an seine Freundschaft den rechten Anspruch erwerben, und auch er uns als seine Freunde anerkenne. »Ich nenne euch nimmer Knechte, hat er zu seinen Jüngern gesprochen, denn der Knecht hat keine Kunde von dem, was sein Herr thut. Euch aber nenne ich Freunde, denn alles, was ich von meinem Vater gehört, habe ich euch kund gegeben. Ihr seyd meine Freunde, wenn ihr thut, was ich euch befohlen.« Wir lernen daraus die beiden Bedingnisse, von denen unser Freundschaftsbund mit Christo abhängt; das eine ist der Glaube an ihn und alles, was sein Lehrwort uns mitgetheilt, das andre der Gehorsam, mit welchem wir seinen Geboten nachkommen. Sind wir in diesen beiden sorgfältig und treu, dann kann uns auch das Vertrauen auf den göttlichen Freund nicht fehlen, dann dürfen wir nimmer

ängstlich fragen, wie wir beten sollen, um gut und mit Erfolg zu beten, dann ist es nicht denkbar, daß unser Gebet nicht erhöret werde. Darum, o Herr aller Kraft und Wahrheit, Retter der Verirrten, Erwecker der Todten, göttlicher Freund der Menschen, zu deren Noth und Ohnmacht du dich herabgelassen, bewege und erleuchte mächtig unser Herz, daß wir, unsre tiefe Dürftigkeit und deinen Reichthum erkennend, vor allem uns würdig machen deiner Freundschaft; dann werden wir dich anrufen, und du wirst uns die Pforte nicht verschließen, dann wird unser Gebet emporsteigen zum Vater und zu dir, und volle Erhörung finden. Amen.

Zweiter Vortrag.

»Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, dort bin ich mitten unter ihnen.« (Matth. 18, 20.)

Der Mann in unsrer Parabel, der in der Nacht aufsteht, und hinaus geht, um an die nachbarliche Thüre zu klopfen und zu rufen: Freund, leihe mir drei Brode, der steht und bittet allerdings draußen auf der Straße, und wir, die wir heute den feierlichen Bittgang unternommen, beten und rufen gleichfalls auf der Straße. Wozu das? fragt da Mancher, dem die Gebräuche der Welt jederzeit besser gefallen, als jene der Kirche; wozu auf öffentlicher Straße? Hat etwa der Herr es so angeordnet? Hat er nicht ausdrücklich gelehrt: wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein, schließe die Thüre hinter dir ab, und bete zu deinem Vater im Verborgenen? Ganz gewiß. Aber der das Eine befohlen, hat auch das andre uns mitgetheilt: »wo irgend zwei von euch Eines Sinnes

sind, so wird ihnen, um was sie immer bitten, von meinem Vater zu Theil werden. Denn wo zwei oder drei in Eintracht versammelt sind in meinem Namen, dort bin ich mitten unter ihnen.« Wir werden deshalb das eine thun, und das andre nicht lassen. Wir beten einsam und im Verborgnen, wegen der innern Einkehr in unsre Seele; wir beten auch wieder in und mit der versammelten Gemeinde, weil wir nicht vereinzelt für uns allein da sind, sondern als Glieder eines Leibes uns betrachten müssen. Wir suchen die Zurückgezogenheit zum Behufe des einsamen Gebetes, weil jeder für seine eigene Person, auch für seine nächsten Freunde und Feinde zu bitten und zu flehen Stoff genug hat. Wir treten aber auch, um Gott anzurufen, gesellig zusammen, weil wir insgesammt einen gemeinsamen Herrn und Vater anerkennen, und weil im geselligen Bunde Alle für Einen beten, und wieder Einer für Alle. Auch verliert der Einzelne nichts bei der gemeinsamen Andacht, er pflegt dabei nur zu gewinnen. Wer weiß nicht, wie beschwerlich es sey, einen einzelnen Holzscheit in Flammen zu setzen, werde auch noch so emsig die Fackel untergehalten? Werden aber mehrere Scheite neben und über einander geschichtet, so hat ein geringer Funke Macht, das Ganze zu entzünden; ja man kann sogar grünes Holz und Gereisig darauf werfen, und es wird gleichfalls mit in Flammen auflodern, weil

eine Gluth die andre verstärkt. Und ähnlich geschieht es auch im Gebete der Gemeinde, daß Einem durch den Andern aufgeholfen, jeder Einzelne von der Gesammtheit zur Andacht gestimmt und mit erhoben wird.

Bei allem dem haben wir die Frage, die man uns gestellt, noch nicht vollständig beantwortet. Denn es handelt sich nicht bloß um das gemeinsame und darum öffentliche Gebet, sondern um die gemeinsame Wanderfahrt, um die Procession. Zum öffentlichen Gebete ist eben das Gotteshaus bestimmt, worin sich die Gemeinde versammelt, warum aber bleibt sie nicht darinnen, um ihr Gebet zu vollenden, warum ziehet sie heraus? Die Straßen der Stadt sind meist so eng, der Verkehr ist gedrängt, die Zufuhr wird gehemmt, Leute und Pferde, die ihrer Arbeit nachgehen, werden aufgehalten, müßige Leute bleiben stehen, oder blicken gleichgiltig aus den Fenstern, ohne sich zu erbauen. Wozu dieser unbequeme Zug, der sich wie eine Riesenschlange durch die Gassen windet, oder, auf dem Lande, mühsam zwischen Hütten, Hecken und Feldrainen sich den Weg bahnt? So fragen jene Überschwenglichen, die, wenn man darauf zu reden kommt, jederzeit versichern, daß sie für ihren Theil keines Gotteshauses bedürfen, indem der schönste Tempel die freie Natur, und der herrlichste Dom das blaue Himmelsgewölbe sey; und nun, da wir

auch einmal hinaus gehen, um in freier Luft, unter dem blauen oder bewölkten Himmelsdom zu beten, ist es ihnen gleichwohl nicht recht, ohne daß sie des Widerspruchs gedenken, in den sie dabei mit sich selbst gerathen.

Was würden wir ihnen erwiedern, im Falle es auf ein Verständniß ankäme? Daß es überall Processionen gibt, und zu allen Zeiten. Wir wollen dabei an jene feierlichen Züge nicht denken, die nicht bloß bei dem religiösen Cultus eines jeden Volkes der Erde, sondern auch bei dem Gottesdienste gebräuchlich waren, wie man nach den Vorschriften des alten Bundes ihn feierte. Es finden sich Beispiele, die uns näher liegen. Wenn eine Schaar von Kriegsleuten mit glänzenden Waffen, wehenden Fahnen und klingendem Spiel heran zieht, um einige Schwenkungen auszuführen, oder sich dem Feldherrn zu zeigen, so ist das wohl eine militärische Procession. Wenn in volkreichen Städten, am ersten lauen Frühlingstage, alles was Muße hat, zu Pferde und zu Fuße hinaus sich drängt, um zwischen duftigen Baumgruppen sich zu ergehen, so bildet das eine Frühlingsprocession. Wenn zu einer Hochzeitfeier, je nach dem Stande und der Heimath des Brautpaars, eine stattlich geschmückte Gesellschaft in Carossen oder Leiterwagen heranfährt, oder wenn einem Menschen, der eben ein Bräutigam der Verwesung geworden, auf seiner Rückkehr

in den Schooß der Erde, die letzte Ehrenbegleitung zu Theil wird, so ist jener Aufzug wie dieser eine Procession; ja eben die letztere erinnert uns an die größte aller Processionen, die noch zu erwarten steht; wenn nämlich die Posaune ertönt, und die Völker aus dem Staube hervor ruft, um dem Weltrichter sich darzustellen.

Wie aber gestaltet sich im Ganzen unser geselliges Leben auf Erden? Viele Millionen, die hier zu gleicher Zeit neben einander leben, oder (als Antipoden) einander gegenüber, sie mögen Freunde oder Feinde seyn, gegenseitig sich lieben oder hassen, oder gar keine Kenntniß von einander nehmen, sie ziehen doch alle die gemeinsame Straße, die ins Grab führt, und würden Viele, recht Viele, würden Alle, die als Bewohner Einer Stadt, Eines Vaterlandes näher aneinander gereihet sind, in Eintracht wandeln, im gemeinsamen Glauben, in Einer Hoffnung, und folglich im Einklang des Gebetes, dann wäre das Menschenleben auf Erden in Wahrheit eine religiöse Procession. Und dieß ist eigentlich die Ansicht, die unserm heutigen Zuge seine echte Bedeutung verleiht. Wir haben von vielen Seiten her uns versammelt, weil wir Einer Stadt und Gemeinde angehören, auch als Bürger des ewigen Sion uns zusammen zu finden hoffen. Wir ziehen aus einem Gotteshause in das andre, um uns zu erinnern, daß wir in dem Gottesreiche, dem wir

auf Erden angehören, noch den Weg wandeln in das himmlische. Wir tragen vor uns her die Fahne des Kreuzes, denn an diesem Zeichen lesen wir die Versöhnung, den Bruch des Todesstachels, die Bürgschaft unsres Heils. Wir rufen Kyrie eleison, weil die Barmherzigkeit Gottes, die über Himmel und Erde reicht, der wahre Grund unsrer Hoffnung. Wir empfehlen uns auch der Fürbitte der heiligen Jungfrau, der himmlischen Geister, der Apostel, der Heiligen insgesammt, weil sie in Gottes Huld befestigt und unsre Freunde sind. In allen Bitten aber, die wir, für das Wohl der Kirche, des Landesherrn und unsrer Mitbürger, für den Frieden der Völker, für den Segen über Saaten und Fluren darbringen, worauf gründet sich unser Vertrauen auf Erhörung? Auf das Versprechen des Herrn, dessen wir im Eingang gedacht. Wenn der Herr, wie Leo der Große bemerkt, der frommen Eintracht einiger Wenigen die Erhörung jeder Bitte verheißt, was wird er einer Schaar von Tausenden verweigern, die in Einem Geiste zu ihm flehen? — Herr, verleihe uns vor allem die Gnade der Eintracht, der wechselseitigen Duldung und Liebe, dann sind wir wahrhaft in deinem Namen versammelt, und du wirst uns schützend und schirmend voran gehen: du unser Herr, wir dein Volk, du unser Hirte, wir die Schäflein deiner himmlischen Weide. Amen.

Dritter Vortrag.

»Herr, lehre uns beten.« (Luc. 11, 1.)

Es ist ein tiefgedachtes Wort aus dem Munde des heil. Franz von Sales, daß es vornehmlich zwei Tugenden gebe, von denen man nicht viel reden soll, die Demuth nämlich, und jene Reinheit der Sitte, die man Keuschheit nennt. Ist die eine der Lilie vergleichbar, an welcher, so wie man sie zu viel beriecht und unsanft anfaßt, sofort das glänzende Weiß verkümmert, so mag die andre der Frühlingsviole ähnlich seyn, die nur zwischen dem Grase und Gesträuche lieblich blüht, doch abgerissen und an das Sonnenlicht gebracht, gar bald der Farbenfrische und des Duftes beraubt wird. Alles in der Welt kann man durch plumpe Behandlung verderben, und das Edelste verliert, wird es unzart zur Schau gestellt, am schnellsten seine Weihe; und genau so verhält es sich auch mit der Andacht,

so wie mit ihrer Übung, dem Gebete. Je gewisser sie die innerste Weihe und Lebensrichtung der Seele zu Gott ist, desto mißlicher wird es auch, von ihr und dem Gebete viele Worte zu machen. Als man einen ziemlich einsylbigen, schweigsamen Mann einmal fragte, wie man es anfangen müsse, um recht und wirksam zu beten, schüttelte er das Haupt, und sprach: ein guter Baum bringt gute Früchte (d. h. wer demüthigen und reinen Herzens ist, der betet gut), dein Gebet kann nicht besser seyn, als du selber.

Und allerdings läßt sich dagegen nichts einwenden. Denn die rechte Andacht ist der Ausdruck des innersten geistigen Lebens, sie ist die Blüthe der höchsten Sehnsucht, und auch diese zarte Blüthe kann man nicht, von ihrem Stengel abgerissen, an die staubige Luft hinausstellen, noch weniger von allen Seiten befühlen, zerlegen, beriechen, ohne sie zu verderben. Sie ist das Geheimniß der Seele, und soll es bleiben. Wenn aber dem so, was sagen wir dann von unserm öffentlichen, lauten Gebete? Ist dieses etwan einer tüchtigen Sonnenblume oder herbstlichen Georgine gleich zu achten, die eine gute Zeit ausdauert, ohne zu welken, oder vollends einen Büschel von Buchsbaum oder Rosmarin, mit einigen Goldflittern ausgeziert? Nun darf man es freilich mit keinem Bilde übertreiben. Die Andacht ist das innere Leben, das

Gebet die Äußerung desselben, wie die Melodie die Seele des Gesanges. Hier begegnet uns schon ein anderes Bild, dessen Anwendung weiter führt. Ist nämlich eine Melodie nur anmuthvoll und regelrecht, so darf sie schon laut gesungen, auch wohl durch Begleitung noch gehoben werden. Und hat ein Gebet nur den rechten Gehalt und die rechte Formel im Ausdruck, ist folglich der Geist der Andacht in ihm thätig gewesen, so verträgt es allerdings die laute Aussprache, und wird, von Vielen zugleich angestimmt, dadurch nur um so kräftiger. Aber eben jene Formeln, deren das gemeinsame Gebet bedarf, wie vereinbaren sich diese mit dem, so wesentlichen, innern und lebendigen Gefühle? Besteht die Übung gemeinsamer Andacht zuletzt nicht in bloßem Vor- und Nachbeten, so daß es völlig mechanisch und gedankenlos sich artet? Diese Frage ist wichtig genug, wir wollen bei ihr verweilen. Das Vorbeten und das Nachbeten mögen die beiden Gegenstände unsrer heutigen Erörterung seyn.

Billig denken wir an das Vorbeten zuerst; und erscheint es, obenhin betrachtet, als eine sehr bequeme Anstalt, die uns der eigenen Mühe des Denkens überhebt, so will es auch eben darum gewissen Halbgebildeten nicht behagen. Was sie darüber zu reden wissen, pflegt stets dasselbe zu seyn. Ich bete nicht oft, so lautet ihr Bekenntniß,

auch eben nicht lange, woher auch die Zeit und Muße dazu? hat ja Christus selber befohlen, man solle im Gebet nicht viele Worte machen. Ein einziger Blick nach oben, Ein Gedanke an Gott hat wohl auch seinen Werth. Bete ich aber einmal, was man so eigentlich beten nennt, so geschieht das nach den eigenen Eingebungen meines Herzens. Wie kann wohl ein Andrer mir vorreden oder vorschreiben, was ich sagen soll? Weiß er denn so genau die Stimmung, in der ich mich eben befinde, oder kennt er die Bedürfnisse, die mir gerade am meisten nahe liegen? Ist das Gebet etwan einem Musikstück vergleichbar, das man nach Noten abspielt? ist es nicht Sache des eigenen, freien Aufschwungs zu Gott? — So ungefähr lassen die Feinde des Nachbetens sich vernehmen. Inzwischen wissen wir auch, wie ein Musikstück genannt werde, das man ohne Noten, nach augenblicklicher Erfindung oder Eingebung spielt. Man nennt es eine Fantasie. Und daß unser Gebet, wenn wir es aus eigenen Mitteln und Einsichten zu Tage fördern, und etwan auch in zierlichen Wortschmuck kleiden, ebenfalls zu einer wirren Fantasie sich gestalten könne, ist wenigstens an den Gebeten der Heiden zum Vischnu und zur Sakta, zu Odin und zu Jupiter, zu Mond und Luft ersichtlich. Sobald wir irgend eine falsche Gottheit anbeten, oder, was auf dasselbe hinausgeht,

von dem wahrhaften Gott und seinem heiligen Willen, falsche Meinungen und Ansichten hegen, wie etwan diese, daß Gott von unsern Sünden nicht beleidigt werde, daß seine Liebe alles und jedes ohne weiters verzeihe, so kann auch unser selbstgeschaffenes Gebet nicht anders als haltlos und fantastisch ausfallen.

Und deßhalb hat der göttliche Mittler, der uns die Gnade und die Wahrheit, die geistige Befreiung und die Kraft des neuen Lebens gebracht, noch etwas Besonderes für uns gethan, er ist nicht bloß unser Hohepriester und Fürbitter, er ist auch unser Vorbeter geworden; er hat in allem Ernste uns vorgebetet, was wir nachbeten sollen, da er mit den Eingangsworten: so sollt ihr beten, uns jene Gebethformel lehrte, die an unseren Vater im Himmel gerichtet ist, und die alle Verhältnisse des menschlichen Lebens so völlig und allseitig umschließt, wie der Himmelsraum die Erde. Was können wir also besseres thun, als ihm nachzubeten? Und doch ist es nicht er allein, der unser Gebet leitet und ordnet, sondern auch der Geist, der von ihm und dem Vater ausgeht! Denn ob wir das ausgesprochene Wort mit der innern Andacht begleiten, die ihm erst den vollen Werth gibt, ob wir im Stillen bloß und im Innern unsres Herzens beten wollen, immer bedürfen wir dazu der Anregung und Begeistigung von oben; wie da-

von auch der Apostel lehrt: »was wir bitten sollen, so wie es sich geziemt, wissen wir nicht, doch der Geist selber flehet für uns in unaussprechlichen Seufzern.« (Röm. 8). Denn die Sehnsucht nach den ewigen Gütern, von welchen wir keine Begriffe haben, kann nur der Geist Gottes in uns erwecken, und dieß in einer Weise, die mit irdischen Worten nicht auszusprechen ist. Nun wissen wir aber, wie das fortgesetzte Werk der Erlösung, der neue Lebensverkehr der Menschen mit Gott, zunächst und in geordneter Weise der heiligen Kirche anvertraut worden. Auch die Kirche demnach, da sie unter der Leitung des heiligen Geistes steht, hat in ihrer Autorität sowohl das Recht als die Pflicht, unser Gebet zu ordnen, oder uns vorzubeten, wie denn auch alle kirchlichen Gebete das Gepräge des Geistes und der Wahrheit an sich tragen.

So hätten wir demnach die Einsicht gewonnen, wie jedes öffentliche und gemeinsame Gebet, das wir als Glieder der Kirche darbringen, gar recht und zweckmäßig im Einstimmen mit ihrem Worte, im Mitbeten und Nachbeten bestehe, und wie entschieden wir, auf diesem Wege, vor jeder Verirrung gesichert werden. Allein, wer kann es läugnen? solch eine Ordnung ist nicht beliebt. In einer Zeit, wo ein jeglicher seiner vermeintlichen Weisheit allein vertrauen, sein eigener Führer seyn mag, wird das »Nachbeten« im Allgemeinen

als etwas Schimpfliches betrachtet. Und dennoch unterliegt Niemand mehr dieser sogenannten Schmach, als gerade diejenigen, die sich am lautesten dagegen entrüsten. Denn wie viele gibt es wohl unter ihnen, die ihre Grundsätze und Ansichten selber erfunden? Wie es mit den Moden geht, welche über Anzug, Schnitt und Farbe der Kleider, über die Haltung des Körpers und ähnliche Dinge mit tyrannischer Laune gebieten, der Niemand sich widersetzen mag, so auch mit den Ansichten und Träumen, selbst über die höchsten Angelegenheiten des Lebens; was irgend ein kühner und vorlauter Geist als glänzenden Spruch, in gebundner oder freier Rede, recht zuversichtlich in die Welt hinaus ruft, das werden unbedenklich tausend Bewunderer und Gleichgestimmte ihm nachrufen, oder nachbeten, und dennoch, in wunderlicher Verblendung, sich selbst für die großen Geister halten, in denen dieselbe Sentenz längst schon zur Reife gediehen. Es bliebe uns also nur die Frage noch übrig, ob wir lieber dem Geiste der Welt, des Naturverstandes, der vorwaltenden Sinnlichkeit und des Unglaubens nachbeten sollen, oder dem untrüglichen und einzig belebenden Geiste, welcher in und mittelst der Kirche in der Menschheit waltet? Offenbar dürfen wir in dieser Wahl keinen Augenblick anstehen; und diese Schmach nur haben wir von uns fern zu halten, daß wir,

innerhalb der Kirche, abgeschmackte und alberne Gebetformeln nachsagen, wie sie von Unberufenen und schwazhaften Frömmlern nicht selten ausgekramt werden. Und auch, indem wir an die erhabenen und sinnvollen Gebete der Kirche uns halten, soll uns die Anschuldigung nicht treffen, daß wir diese Formeln bloß mechanisch nachbeten, ohne geistige Theilnahme, ohne Herz und Sinn.

In alten Geschichten wird erzählt, wie einst die Römer drei seltsame Männer zu Abgesandten nach Bithynien erwählt haben, wovon der eine an der Fußgicht litt, der andre ein verbundenes Haupt zur Schau trug, der dritte ein träges und gleichgiltiges Gemüth zu erkennen gab. Als Cato die Leute sah, sprach er: Diese Gesandtschaft hat weder Kopf, noch Herz, noch Füße. So kann es auch unsrem Gebete ergehen, das wir zu Gott empor senden, das unsre höchsten Angelegenheiten vertreten soll. Wenn unser Gebet nicht fest steht im Glauben und Vertrauen, so hat es keinen Fuß, es ist auch herzlos, wenn zerstreut und leer; und es ist ohne Kopf, wenn wir nicht beachten noch wissen, was wir sagen. Darum werden wir damals nur nachbeten im rechten Sinne, wenn unser Willen und Denken mitwirkt. Nicht bloß mit innerer Thätigkeit, aus der Tiefe unsres Willens sollen wir, so viel an uns ist, zu Gott rufen, sondern auch in den Sinn und das Verständniß des

Gebetes eingehen, damit wir beten im Geiste und in der Wahrheit, mit dem Willen und dem Gedanken, mit dem Worte und Werke, denn nahe ist der Herr Allen, die ihn anrufen, und zwar die ihn anrufen in der Wahrheit; in tiefer Ehrfurcht, in liebevoller Treue, im Geiste Christi Jesu. Amen.

Am

Feste der Himmelfahrt Christi.

»Und Jesus, der Herr, nachdem er zu ihnen geredet, ward aufgenommen in den Himmel, und sitzet zur Rechten Gottes.«
(Marc. 16, 19.)

Eingang.

Drei und dreißig Jahre hatte der Herr auf Erden gelebt, und um die Mitte des vier und dreißigsten beschloß er seine Wanderung. Warum weilte er nicht länger auf Erden, warum so wenige Jahre? Weil er gekommen war, um in der Kraft seines Gehorsams die Menschenwelt mit Gott zu versöhnen, weßhalb er sein Opfer darbringen wollte in jenem Alter, welches die reife Fülle des menschlichen Lebens darstellt; und weil er in derselben Zeit, auch die übrigen Zwecke seiner Sendung vollführt hatte, indem er in so wenigen Jahren unendlich mehr gethan, als alle Menschen insgesammt. Doch nicht mit dem Tode, gleich den Übrigen, beschloß er

seine irdische Bahn, und nur einstweilig hatte er, ehe er seinen Leiden entgegen ging, von den Jüngern Abschied genommen mit den Worten: über ein kleines, und ihr werdet mich nicht sehen, und wiederum über ein kleines, werdet ihr mich wiedersehen. Vierzig Stunden hatte die herbe Zeit gedauert, da sie um ihn weinten und klagten; nunmehr, da er im neuen Leben ihnen wieder sich zeigte, brachte er noch vierzig Tage auf Erden zu, und erfreute und stärkte sie mit oftmaligen Erweisungen seiner lebendigen, leibhaften Gegenwart. So war er zuerst den Frauen auf Golgotha erschienen, und besonders der heiligen Magdalena, an demselben Tage noch zuerst dem heiligen Petrus, dann den Jüngern auf dem Wege gen Emmaus, und den Eilfen in Jerusalem bei verschlossenen Thüren. Neuerdings zeigte er sich diesen und dem wieder anwesenden Thomas, späterhin den Jüngern, die eben mit dem Fischfang beschäftigt waren auf dem See von Tiberias, und bald nachher den Eilfen auf einem Berge in Galiläa, wobei nach dem Zeugnisse des Apostels Paulus, fünfhundert Jünger versammelt waren, die gleichfalls seines Anblickes froh wurden. Zum achten Male, wie ebenfalls Paulus bezeugt, erschien er seinem Jünger Jacobus, und zuletzt dem ganzen Kreise der Apostel, in welchem auch die heilige Jungfrau, so wie Lazarus und seine Schwestern sich befanden,

auf einer Anhöhe des Ölberges, nahe bei Bethania, wo er von ihnen feierlich Abschied nahm, und vor ihren Augen erhoben ward, bis die leuchtende Wolke ihn verbarg. Von dieser letzten Zusammenkunft handelt, nach seiner eigenthümlichen, alles in Kürze fassenden Weise, das Evangelium des heiligen Marcus, nichts anders berichtend, als daß Jesus, nachdem er zu den Jüngern geredet, und sie über das Werk ihrer Sendung, und die Wahrzeichen des Glaubens belehrt, in den Himmel aufgenommen ward, und nun zur Rechten Gottes thront. Folgen wir diesem Inhalte unsres Evangeliums, so werden wir erstlich den Glauben an die Himmelfahrt des Herrn, sodann die Zeichen oder Werke, an welchen dieser Glaube sich erprobt, in nähere Betrachtung ziehen.

* * * *

Jene schlichte Einfalt der Rede, jene Verzichtung auf jeden glänzenden Ausschmuck, wodurch die Evangelien vor allen übrigen Geschichtsbüchern der Völker so sehr sich auszeichnen, tritt nirgends entschiedener hervor, als gerade da, wo sie die meiste Veranlassung gehabt hätten, sich in den erhabensten Schilderungen zu ergehen. Wie umständlich und genau beschreiben sie nicht die Leiden, die Beschimpfungen, die Verurtheilung und Kreu-

zigung des Herrn? Von seiner Wiederkehr ins Leben hingegen, und seiner neu errungenen Herrlichkeit reden sie nur mit wenigen Worten. Das einzige Kapitel bei Matthäus, das von seiner Auferstehung handelt, das acht und zwanzigste, ist zugleich von allen das kleinste, und so ist es auch bei Marcus. Die Himmelfahrt aber wird noch in kürzerer Weise berichtet. Bei Marcus geschieht das in den wenigen Zeilen, die wir heute gelesen haben, und nur einige nähere Züge noch hat Lucas, in seinem Evangelium sowohl, als im Anfange der Apostelgeschichte mitgetheilt. Kömmt nun wirklich außerdem von dieser Thatsache nichts vor im neuen Testamente? Sind dieß die einzigen Zeugnisse, wie sie in den gedachten drei Stellen sich vorfinden? So könnte nur der fragen, der von der Schrift durchaus keine Kenntniß besitzt. Denn zwar berichtet Matthäus nichts Ausdrückliches von der Himmelfahrt, dafür aber erwähnt er der Worte des Herrn an den Caiphas: »von nun an werdet ihr den Sohn des Menschen sehen zur Rechten der Kraft Gottes, und kommend in den Wolken des Himmels.« Auch Johannes erzählt in keinem eigenen Berichte den großen Vorgang, dafür aber hören wir, wie der Herr zu Nicodemus gesprochen: »Niemand steigt in den Himmel empor, als der vom Himmel herab gestiegen, der Sohn des Menschen, der im Himmel ist.« Er zeigt uns ferner,

wie er in Capernaum gelehrt: ich bin das lebendige Brod, so vom Himmel herabgestiegen, und wie er dann einige Jünger, denen die Rede auffiel, mit den Worten zurecht gewiesen: »dieß gereicht euch zum Anstoß? Wie dann, wenn ihr den Sohn des Menschen dorthin werdet aufsteigen sehen, wo er früher war?« Und endlich, über alles dieß, sind ja auch diese Worte klar genug, die er nach seiner Auferstehung an Maria Magdalena gerichtet: »ich steige empor zu meinem Vater und eurem Vater!« Fragen wir nun nach den Zeugnissen der übrigen Jünger und Apostel, so tritt uns gleich im Vordergrunde der heilige Stephanus mit dem Bekenntniß entgegen: »ich sehe den Himmel offen, und den Sohn des Menschen stehen zur Rechten Gottes;« so lesen wir im Sendschreiben des Apostelfürsten: »Jesus Christus, der zur Rechten Gottes ist, hat den Tod verschlungen, damit wir Erben des ewigen Lebens würden, und ist in den Himmel erhoben, wo die Engel, die Kräfte und Gewalten ihm unterworfen sind.« (1. Petr. 3.) Und welch eine große Zahl ähnlicher, dasselbe Mysterium bezeugender Stellen müßten wir dieser noch anreihen, wollten wir alles hervor führen, was in gleichem Sinne in der Apostelgeschichte und in den Briefen des heiligen Paulus so vielfach sich wiederfindet?

So mag es dann immerhin anerkannt werden, wie es aus dem vorwaltenden Inhalt der heiligen

Schriften sich ergibt, daß der Hauptgegenstand, mit welchem die Lehre und Predigt der Apostel sich beschäftigte, der Opfertod und die Auferstehung Christi war, während sie von dem Mysterium seiner Himmelfahrt meist nur gelegentlich, und weniger ausführlich sprachen. Allein, was wohl zu bemerken, sie sprachen auch wirklich davon, als von einer Thatsache, die sich von selbst versteht. Denn wie der Tod Christi nur dadurch die volle Bedeutung gewinnen konnte, daß ihm die Auferstehung folgte, so mußte auch diese nothwendig in der Himmelfahrt sich vollenden; und es handelt sich nur um die Art und Weise, wie man diese erhabenen Vorgänge auffaßt. Nicht leicht werden wir Krittler finden, die den Tod des Herrn bezweifeln, denn wer hält nicht das Sterben für etwas sehr Natürliches? Dagegen glauben Viele nicht an die Auferstehung, weil sie mit Wundern nichts zu schaffen haben wollen; und ist von der Himmelfahrt die Rede, so scheinen ihnen vollends alle Gedanken zu vergehen, und geschwind suchen sie wieder den festen Boden ihrer hochgepriesenen, gesunden Vernunft. Und doch verhält sichs hier gerade umgekehrt. Wer die Bedeutung und das Leben des Erlösers erkannt hat, der wird keinen Augenblick anstehen, vielmehr seinen Tod als seine Auferstehung ein Wunder zu nennen. Ein Wunder ist sein Tod, weil es unmöglich war, daß er starb, wenn er

nicht selber sich hingab, weil er, der Schuldlose, der Gottvereinte, der neue Adam nicht unter dem Gesetze des Todes stand. Dagegen ist seine Auferstehung ein vielmehr natürlicher, d. h. von seinem Wesen und seiner Stellung mit Nothwendigkeit bedingter Vorgang; wie es denn auch (nach des Apostels Rede) unmöglich war, daß die Unterwelt ihn zurückhielt.

Aus dieser Thatsache der Auferstehung nun muß jene der Himmelfahrt, oder der Erhöhung zu Gott, von selber sich ergeben. Wo sollte dann Jesus bleiben, oder wo sollte er geblieben seyn? Hat er etwan zum zweitenmal sein Haupt geneigt, um aus dieser Welt zu scheiden? »Christus, von den Todten erstanden, stirbt nimmermehr, der Tod hat über ihn keine Gewalt mehr!« Oder hat er sich irgendwo, zwischen unzugänglichen Bergen, in ein blühendes, paradiesisches Thal zurückgezogen, und seine Jünger allein gelassen, damit sie nun selber zusehen möchten, wie die große Angelegenheit des menschlichen Heiles weiter zu fördern? Nein, nicht so hat er Abschied von den Seinen genommen, wie etwan ein Reisender, den seine Freunde eine Strecke weit begleitet haben, noch ein und das andremal sich umsieht, die Zurückgebliebenen zu grüßen, bis er an irgend einer Stelle, wo sich der Weg um einen Fels oder Waldsaum dreht, ihren Augen entschwindet, worauf dann diese heim-

kehren, und die nächsten Tage hindurch oftmals besprechen, wo er jetzt verweilen möge, wo er übernachtet, wo er vor dem Ungewitter Schutz gefunden. Nicht in die Ferne, gegen den Horizont hin folgte ihm der Blick der versammelten Jünger, sondern aufwärts; nimmer auf Erden sollten sie ihn suchen, sondern im Himmel; und seine ewige Verherrlichung sollte, so weit dieß dem irdischen Auge möglich, ihnen anschaulich werden. Die Zeit war gekommen, von der die Psalmen geweissagt: »die Rechte des Herrn hat ihre Macht erwiesen, die Rechte des Herrn hat mich erhöhet.« Nachdem er die Hände ausgebreitet, und die Jünger gesegnet, ward er vor ihren Augen erhoben, und empor getragen, bis höher hinauf eine Wolke ihn ihren Blicken verbarg.

Diese Wolke, freilich, wie unwillkommen mochte sie den Schauenden seyn! Ihnen entzog sie vollends die leibliche Gegenwart des Geliebten, ihnen verhüllte sie in zweifacher Weise den Himmel. Es hat aber an scharfsinnigen Männern nicht gefehlt, die da meinen: diese Wolke sey nichts anders, als die leibliche Hülle Christi selbst gewesen, deren Stoffe jetzt, während der Geist zum Himmel aufgeschwebt, von der Erde angezogen wurden, zur Erde zurückkehrten. Da hätten dann die Engel im weißen Gewande, in diesem Sinne, gar recht zu den Jüngern gesprochen: Ihr Männer von Galiläa, was

stehet ihr da und schauet gen Himmel? Denn es ist nichts zu sehen an einem körperlosen, folglich unsichtbaren Geiste. Dann wäre aber Jesus auch völlig fruchtlos von den Todten auferstanden, wenn er diesen wieder erweckten Leib neuerdings von sich gethan; dann wäre auch die Auffahrt des Herrn, seine Erhöhung in den Himmel, eine bloße Redensart. Allein die Engel setzten noch ein anderes Wort hinzu: »Dieser Jesus, sprachen sie, der von euch geschieden und hinaufgenommen ward in den Himmel, wird so, d. h. in derselben wesen- und leibhaften Menschennatur, wieder kommen, wie ihr ihn emporsteigen gesehen. Dieß eben ist das Mysterium, in welchem unsre Hoffnung, »der Anker des Heils«, sich festigt, daß in Christo die Menschennatur über die Himmel erhöht, mit Gott geeinigt ist, als der gesammten Menschheit beseligender Lebensborn.

So herrlich aber diese Freudenbotschaft, so wenig kann es uns doch befremden, wenn ihr die Frage entgegen grollt, wie dieß denkbar sey, daß ein materieller Leib oben, gleichsam im freien Raume schwebe, ohne Stütze, und unbeherrscht vom Gesetze der Schwere? Denn diese Frage geht eben aus dem innern Zwiespalte unsres Daseyns, aus dem Befangenseyn unsres Geistes hervor, von welchem wir durch die Herrlichkeit Christi erlöset zu werden hoffen. In unserem jetzigen Zustande,

so weit unser Denken und Wollen auch schweifen mag, ist unser Geist doch im Zwinger des Leibes und der Außennatur gefangen, über welche er die Herrschaft verloren; im Stande der Verklärung aber ist es umgekehrt; da wird der Geist nimmer vom Leibe getragen und gefesselt, sondern der Leib vom Geiste; nimmer wird der Geist gezwungen, da zu bleiben, wo der Leib ist, sondern der Leib muß dem Geiste folgen, dem er gänzlich hörig geworden; ist der Geist oben, also auch der Leib; ist der Geist in der Einigung mit Gott verklärt, also auch der Leib. Auch frägt es sich ja, um unsre Gedanken zu läutern, darum noch, was wir unter diesem oben verstehen? So oft wir beten, wenden wir unsern Blick nach oben. Menschen, die in Amerika, an irgend einer uns entgegengesetzten Stelle des Erdrunds leben, wenden sie, wenn sie beten, ihren Blick nach unten? Nein, sondern gleichfalls nach oben. Aber was bei ihnen oben heißt, würde uns, wenn wir die senkrechte Linie unsrer Stellung bis zu ihnen verlängert denken, wieder als unten erscheinen, in ihren Himmel, dem unsern entgegengesetzt, würden wir gleichsam hinunter schauen. Da könnte man also billig auch uns fragen: ihr Galiläer, oder ihr Christen, was stehet ihr, und schauet nach oben? Wohnt bei euch derselbe Gott oben, der bei euren Antipoden eben jetzt unten wohnt? Können wir uns also mit bloß

kindlichen Vorstellungen nicht begnügen, so sind doch diese Fragen nicht schwer zu lösen. Unten ist eben nur, was an das Sonnensystem, und zunächst an unsre Erde gekettet ist durch das gewaltige Band der Körperwelt, durch die Schwere; was hingegen jenseits dieser, wiewohl unermeßlichen Kreise, was draußen, das ist auch oben. Im absoluten Sinne jedoch ist nur Gott wahrhaft über und außer des Gebietes der Wesen, weil er nicht die Seele der Welt, sondern ihr Schöpfer, also seiner Wesenheit nach überweltlich ist; und darum heißt es von Christo, daß er emporgestiegen über alle Himmel, weil er über alle Reiche und Kreise der erschaffenen Wesen, auch der geistigen, kraft seiner Einheit mit dem ewigen Logos, zu Gott, oder, wie die Schrift es ausdrückt, zur Rechten des Vaters erhoben ist; nicht etwan, als sey nun der Vater zur Linken Christi, sondern im bildlichen Sinne, um damit den Rang des Aufgenommenen über alle Geschöpfe, seine höchste Macht und Seligkeit zu bezeichnen.

Denn nur in dieser Erhebung des Herrn, durch welche er ins ewige Heiligthum einging, konnte das Werk unsres Heiles, von seiner Seite, zur Vollendung gedeihen. »Der herabgestiegen in das unterste Gebiet der Erde, derselbe ist es auch, der empor gestiegen über alle Himmel, damit er alles erfüllte.« (Eph. 4.) alles nämlich, was er

durch seine Hingabe sowohl für sich, als für uns verdient hat. Für sich: weil er in dem Maße, als er sich selbst erniedrigt, von Gott erhoben ward, und einen Namen empfing, der über alle Namen ist. Für Uns: weil durch die Einigung der Menschennatur mit Gott die Trennung, die zwischen ihm und den Menschen statt gefunden, thatsächlich aufgehoben ward, und von jetzt an die Fülle der göttlichen Huld und Kraft, oder der göttliche Geist, ihnen wieder sich mittheilen konnte. Und so hatte es auch der Herr verheißen: »wenn ich hingegangen, werde ich den Geist der Wahrheit euch senden.« Dadurch geschah es, daß (wie Leo der Große sagt) in dem Maße seine Gottheit sich uns genähert, als er seiner Menschheit nach, aus unsrem Gesichtskreise sich entfernt hat. Wir wissen aber auch sein Wort: »Ich gehe hin, euch eine Wohnung zu bereiten, und wiederum werde ich kommen, euch zu mir aufzunehmen.« Dorthin, wo er als unser Vorläufer eingegangen (Hebr. 6), soll unsre Hoffnung, unsre Liebe gewendet bleiben. Was oben ist, ermahnt uns der Apostel zu suchen, wo Christus wohnet zur Rechten des Vaters (Col. 3); und unsern Wandel so zu führen, daß er himmlisch sey, daß er dem überirdischen Reiche entspreche, aus welchem wir den Erlöser erwarten, der einst auch unsern Leib umstalten wird nach dem Vorbilde seiner Klarheit.

Ist es nun offenbar genug, wie die höchsten Forderungen des sittlichen Lebens, aber auch alle Tröstungen, die uns die Aussicht auf künftige Beseligung verleiht, aus dem lebendigen Glauben an den verklärten Erlöser und seine göttliche Verherrlichung hervorgehen, so kann uns die Bedeutung der Zeichen nicht dunkel bleiben, die das Vorhandenseyn und die Kraft dieses Glaubens darthun und erproben. Bei seinen ersten Jüngern und Boten bestanden sie in der Gabe der Wunder, in der sichtlichen Herrschaft über dämonische und physische Gewalten, damit sie durch so augenfällige Beweise das Werk ihrer Sendung unter den Heiden förderten. Denn, wie der Apostel lehrt, nicht für die Gläubigen sind solche Zeichen, sondern für die Ungläubigen. Die Bedeutung aber, die sie für uns haben, finden wir in der Bemerkung Gregors des Großen dargelegt: daß in der Kirche noch täglich dasselbe geschieht, was die Apostel wirkten, jedoch im geistigen Sinne. War den frühesten Gläubigen die Macht verliehen, Dämonen auszutreiben, so erinnert Chrysostomus mit Recht: ein arger Dämon ist die Sünde, und wenn du diese fern hältst, hast du ein größeres Werk gethan, als die Austreibung der bösen Geister. Und wahrlich, wenn der Unsittliche zur Lauterkeit, der Schwelger zur Mäßigkeit, der Betrüger zur Rechtlichkeit zurückkehrt, wer wird nicht gedrungen seyn, diese Er-

neuerung des Lebens für ein großes Zeichen, für eine jener Wunderwirkungen des Glaubens anzusehen? Bestand eine andre Wundergabe der Apostel, die daher auch bei den Glaubensboten späterer Zeiten sich einfand, in jener der Sprachen, um vielerlei Völkerstämmen verständlich zu werden, so ist doch sehr erlaubt, in die Worte des Herrn: »sie werden mit neuen Zungen reden,« noch einen andern ethischen Sinn zu legen. Denn erst von solchen Menschen, die im Umgange mit Andern weder in rohen und pöbelhaften Reden, noch in unsittlichen Anspielungen sich gefallen, die weder mit Schelt- und Fluchworten umherwerfen, noch mit Verläumdung und argem Spotte die Langweile kürzen, sondern nichts anderes über die Lippen bringen, als was billig, gerecht, bescheiden, heilsam, und zu Gottes Ehre, wohl von solchen nur wird man rühmen dürfen, daß der Glaube an Jesum ihre ganze Seele, ihren Willen und ihre Einsicht durchdrungen, geheiligt und geordnet habe.

Ähnlich wird es auch mit den übrigen Wunderzeichen sich verhalten, wenn wir, was bei den Aposteln zunächst buchstäblich sich erfüllte, bildlich für unser geistiges Leben anwenden. Hatten jene, auf ihren Wanderungen in heißeren Erdstrichen, die für die Heidenvölker höchst bedeutsame Gabe, die bösartigsten Schlangen zu lähmen und zu til-

gen, wie dieß insbesondere von Paulus, während seines Aufenthaltes auf Malta berichtet wird, so ist es auch den Glaubensstarken nur gegeben, jene verderbenbrütenden Gedanken und Neigungen zu tilgen, die wie Giftschlangen unsern Willen umschleichen. Denn mag es, wie Gregorius bemerkt, immer noch eine leichte Aufgabe seyn, die böse That zu meiden, so bleibt es doch überaus schwer, von unerlaubten Gedanken den Geist rein zu halten. War ferner, in gleicher Beziehung, den ersten Jüngern zugesichert, daß kein Gifttrank ihnen schaden werde, so wird auch bei uns die Kraft und Lebensfrische des Glaubens daran sich bewähren müssen, daß ungeachtet der vielfältigen falschen Ansichten, Lehren und Rathschläge, deren Gift in honigsüßer, prunkender Rede in unser Ohr geträufelt wird, weder unsre Überzeugungen matt und hinfällig, noch unsere Schritte vom Rechten abgelenkt werden. Endlich soll auch die Gabe, die Kranken zu heilen, an allen Gläubigen sich bewähren, insofern jeder seinem Nächsten, der etwan im Guten wankt, in aller Sanftmuth beizustehen, und sittlich aufzuhelfen verpflichtet ist. Gewiß, erst wenn diese Wahrzeichen an unserm Leben sich kenntlich machen, dürfen w · zu hoffen anfangen, daß unser Wandel im Himmel sey, wo Christus wohnt in der Glorie des Vaters. Aber wie die Apostel durch die Anrede: was stehet ihr hier, und schauet

empor zum Himmel? zur Thätigkeit in Geduld und Treue ermahnt wurden, so auch wir. Nicht die Sehnsucht nach dem Himmel genügt; denn, wie Hieronymus lehrt, keine Anderen werden dorthin aufgenommen, als die Erprobten, Einfachen und Gerechten. »Wer steigt empor auf den Berg des Herrn, wer wird stehen in seiner heiligen Wohnung? Wer schuldlose Hände bewahrt, und reines Herzens ist, wer nicht an eitlen Wahn seine Seele setzt, noch seinem Nächsten betrüglich schwört. Dieser wird Segen vom Herrn empfangen, und Barmherzigkeit von Gott, seinem Heiland.« Amen.

Am Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus.

»Und ich sage dir: du bist Petrus (der Fels), und über diesem Felsen werde ich meine Kirche erbauen.«
(Matth. 16, 18)

Eingang.

Jede neue Schöpfung oder Umstaltung der Dinge wird auch neue Worte und Benennungen nothwendig machen, und gleichwie es die Aufgabe der Kirche Christi war, die Erneuerung und Belebung der Völker zu wirken, so verkündet auch von ihr der Seher: »du wirst mit einem neuen Namen benannt werden, welchen der Mund des Herrn bestimmen wird.« (Isai. 62.) Zwei gleichfalls neue Namen, die mit der Stiftung und Ausbreitung der Kirche im engsten Zusammenhange stehen, werden auch heute uns zur dankbaren Verehrung vorgeführt, sie bezeichnen die größten Apostel des Herrn, die leuchtendsten Sterne am Firmament des Gottesreichs. Simon, Sohn des Jonas,

hieß der eine, als er noch, ein armer Fischer, ein Mann ohne Wissenschaft, ohne Bildung, ohne Bedeutung in der Welt geschienen; der Herr aber, der gleich anfänglich zu ihm gesagt: du wirst Cephas heißen (was eben so viel als Petrus bedeutet) bestätigte bei einer andern Gelegenheit aufs feierlichste diese neue Benennung, die ihm auch für immer blieb. Saulus hieß früherhin der Andre, zwar schon ein Mann von sehr entwickelten Geisteskräften, und in der Gelehrsamkeit seines Volkes ausgezeichnet, aber noch ein fanatischer Anhänger veralteter Satzungen; seit jener Zeit hingegen, da er angefangen, das Heil Christi unter die Heiden zu tragen, legte er seinen Namen ab, und nannte sich Paulus.

Bleiben wir nun bei diesen Namen stehen, die eine so überaus große Bedeutung gewonnen, so frägt sichs allerdings, aus welchem besondern Grunde der Herr seinem Jünger Simon den Namen Cephas oder Petrus beigelegt, und wozu er seinem Jünger Saulus den Gedanken eingegeben, sich fortan Paulus zu nennen? Es frägt sich außerdem noch, warum von Petrus niemals ohne Paulus, von diesem nicht leicht ohne jenen Erwähnung geschieht, und was die Ursache sey, die beide Namen so innig verkettet? Darin möge nun auch die Aufgabe unsrer heutigen Betrachtung bestehen.

* * * *

So unausgesetzt und mächtig, wenn auch oft im Verborgenen, ist in der ganzen Natur das wechselseitige Aufeinanderwirken der Elemente oder der Grundkräfte und Stoffe, daß Alles der Veränderung und dem Zerfalle unterliegt, und selten ein Werk der Kunst sich findet, das durch eine Reihe von Jahrhunderten ausdauert. Wir wollen da eben an unsre neuen Fensterreichen Wohngebäude nicht denken, die wie Pilze aus der Erde aufsteigen, und nicht geeignet erscheinen, großen Stürmen Trotz zu bieten; liegt ja selbst so mancher Riesenbau der Vorzeit im Schutte, von dem man sich unverwüstliche Dauer versprochen; und wo sonst die irdische Herrlichkeit ihren stolzen Sitz behauptet, da wuchert jetzt nur wildes Gesträuch zwischen unkenntlich gewordenen Trümmern. Während nun die Werke der Menschen, ihre Tempel und Denksäulen zusammenstürzen, und die größten Colosse der Thier- und Pflanzenwelt zu ihrer Zeit in Moder zerfallen, ist es der mächtige Felsen nur, der, aus dichtem Urgestein gebildet, und aus den Tiefen der Erde zu Tage stehend, Jahrtausende lang auf derselben Stelle beharrt. Denn ob auch immerfort die Wogen des Meeres an seinem Fuße sich zerstäuben, sie vermögen doch seine Grundfeste nicht zu lockern, sowie alle die Wetterwolken, die sein Haupt umtosen, nur oberflächlich die starren Wände furchen; und wenn unter den Bauwerken der Vorzeit die

Pyramiden durch ihre Dauer sich auszeichnen, so sind sie eben aus den Granitblöcken der Wüste, Felsen gleich zusammen gefügt.

Wie demnach der Felsen das Bild der unerschütterlichen Festigkeit darstellt, so ist es auch diese Bedeutung, die der Herr seinem Jünger Simon verliehen. Er, der (bei einer spätern Gelegenheit) zu ihm gesprochen: ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht wanke, gab ihm die Zusicherung: du bist der Felsen, und über diesem Felsen werde ich meine Kirche erbauen. Die Kirche ist also ein Gebäude. Nicht zwar ein Bauwerk aus Steinen, die, nach einer vorher bestimmten Ordnung, übereinander geschichtet und durch den Mörtel gebunden werden zu einem großen Ganzen, sondern ein lebendiger Tempel, ein Gebäude aus Menschen, die, versöhnt und wieder vereint mit Gott, durch Einen Glauben, Eine Hoffnung und Liebe zu einem höhern Ganzen verbunden werden. So bezeugt es auch Paulus in den Worten: »ihr seyd nimmer Gäste bloß und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes, aufgebaut über dem Fundamente der Apostel und Propheten, während der ganze Bau von dem höchsten und eigentlichsten Schlußstein, Christus Jesus, getragen und geordnet, zum heiligen Gottestempel heran gedeiht.« Wenn nun bald Christus selbst, bald die Apostel insgesammt (mit ihren Vorgängern, den

Propheten), bald insbesondere nur Petrus als Fundament bezeichnet werden, wie soll dieß zu verstehen seyn? Die Schwierigkeit ist nicht groß. Der einzige Felsengrund, auf dem wir mit unserm Seyn und Hoffen ruhen, ist Christus. Und so lehrt auch der Weltapostel mit eben so großem Nachdruck als Vorbedacht: »ein anderes Fundament kann Niemand legen, als schon gelegt ist, nämlich Christus Jesus.« Er ist der einzige Mittler zwischen Gott und uns, er ist der Träger unsres Lebens. Doch ist es keineswegs genug, daß es thatsächlich so sich verhalte; es ist nicht minder nothwendig, daß wir von dieser Thatsache die volle Kenntniß haben. Die Steine oder Ziegel kunstvoller Pfeiler und Gewölbe ruhen allerdings in bewußtloser Sicherheit, auf ihrem Schlußstein, an welchen sie nach den Gesetzen der Schwere gebunden sind; bei jenem lebendigen Tempel hingegen kommt es gar sehr darauf an, daß die einzelnen Glieder ihres Schlußsteines gläubig bewußt werden, damit sie freiwillig auf ihn sich erbauen, und in die ihnen zugewiesene Stellung sich fügen.

Und wahrlich nicht umsonst fragt Christus (in unserem heutigen Evangelium) seine Jünger: für wen halten die Leute den Menschensohn? Was konnte denn Ihm daran gelegen seyn, was die Leute von ihm dachten? Wir antworten: alles. Denn seine Wohlthat kann uns (wie es in ander-

wärtigen Fällen wohl möglich ist), nicht nützen und frommen, sofern wir von dem Wohlthäter selbst nicht wissen, und dieß ist ja das ewige Leben, daß wir den einzigen wahren Gott erkennen, und den er gesendet hat, Jesum Christum. (Joh. 17.) Dieser Glauben nun an die große Thatsache seines Mittleramtes ist es, den Petrus in den Worten dargelegt: du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes; du bist der von Anfang verheißene Retter, du der Menschheit König, Hohepriester und Meister, du als göttlicher Logos ihr Erhalter und Lebendigmacher. Alle Wahrheit, alles Heil ruht in diesem Bekenntnisse; ist jedoch der Glaube, den es bezeugt, schon an und für sich das Fundament, auf welchem die Kirche steht? Das wäre eine zu abstracte Auffassung, als daß sie genügen könnte. Das Christenthum, die christliche Religion, diese hat allerdings ihre Basis in diesem Glauben, allein müßten wir jetzt nicht erst fragen, wer denselben zu uns bringt, wer ihn in unsere Seele pflanzt? Die Kirche, in ihrer Wirklichkeit, besteht ja in der Gemeinde der Gläubigen, deren Einheit der Glauben ist! Auch sagt Christus seinem Jünger nicht: auf deinen Glauben werde ich meine Kirche bauen, sondern auf dich, den ich zum Felsen setze. Die Kirche ist also auf Petrus gebaut, und wie und wieso? Indem der Herr sein Opfer, sein Verdienst, und die Frucht dieses Verdienstes, die

Gnade des heil. Geistes, sammt seinem Lehrworte den Aposteln übergab, durch welche er der Gesammtheit sich mittheilte; wobei er jedoch den Aposteln selbst, und den Bischöfen, ihren Nachfolgern, eine organische Mitte anwies, um sie in lebendiger Einheit zu bewahren, wie er dieß anderwärts in den Worten angedeutet: »ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht verkümmere, und wenn du dereinst bekehret bist, befestige deine Brüder.« (Luc. 22.) So theilte er demnach, der einzig das Fundament des großen Tempels der erlöseten Menschheit ist, seinen Namen sowie seine Stellung dem Petrus mit, und stellte ihn zum Mittelfels und Grund der unverfälschten Fortdauer seines Lehrwortes, sowie aller der Veranstaltungen in der Kirche, durch welche seine gesetzgebende, priesterliche und lehrende Autorität von einem Geschlechte zum andern auf Erden lebendig sich fortsetzt.

Wenn nun Christus selbst denjenigen einen Weisen nennt, der sein Haus auf einen Felsengrund erbaut, weil es von Sturm und Meereswogen nicht zu Boden geworfen oder hinweggerissen wird, was sollen wir von seinem eigenen Gebäude urtheilen? Was er selbst davon ausgesagt: daß es den Gewalten der Lüge und Verkehrtheit, den Pforten der Hölle niemals gelingen werde, sein Werk zu zerstören. An eben der berühmten Stätte, von wo aus das mächtigste aller Weltreiche die un-

terjochten Völker beherrschte, schlug das neue Reich des Erlösers seinen Thron auf, und wo alle Formen des Heidenthums ihre Tempel und Culte vereinigt hatten, von dort aus verbreitete sich das Licht des Evangeliums. Die Kirchen, die von den übrigen Aposteln gegründet wurden, wie jene zu Antiochia, Jerusalem, Alexandria, Ephesus, Corinthus, sind theils dem Irrthume zum Raube geworden, theils gänzlich verschwunden, während die einzige apostolische Kirche, die noch übrig, die von Petrus gegründete, nicht allein den furchtbarsten Völkerwanderungen und Verfolgungen Stand gehalten, sondern auch, achtzehn Jahrhunderte hindurch, bis in unsre Zeit, als die Säule der Wahrheit sich behauptet hat, von welcher alles kirchliche Bestehen und Leben der Christenheit bedingt und getragen wird.

Haben wir demnach die hohe und weltgeschichtliche Bedeutung des Namens Kephas oder Petrus würdigen gelernt, so wenden wir uns nunmehr zu dem andern, nicht minder glänzenden Namen, zu jenem des Weltapostels, der früherhin Saulus hieß. Allerdings tritt uns hier, wie bei Petrus, mit dem neuen Namen auch ein völlig umgewandelter, neuer Mensch entgegen. Simon, der Sohn des Jonas, war es, der vom Kreuze Christi nichts hören wollte; Petrus war es, der in Rom mit Jubel das Kreuz umfaßte. Simon war es, der Christum aus Feigheit verläugnete, Petrus hingegen, der

mit Heldenmuth und Freudigkeit den Gekreuzigten predigte. Simon war es, der, als er dem Herrn entgegen, den Gang über die Fluthen wagte, zu zagen begann und untersank, während alle Stürme der Verfolgung gegen Petrus nichts vermochten. Ähnliche Gegensätze werden wir auch im Leben des Paulus finden, und sehr schön bemerkt darüber Augustinus: »alles das, was Saulus gethan, hat Paulus erdulden müssen. Saulus hat die Steiniger gegen Stephanus gehetzt, Paulus ist gesteinigt worden. Saulus hat die Kirche verfolgt, Paulus mußte in einem Korbe von den Mauern sich herablassen, um zu flüchten. Saulus hat die Bekenner Christi in Bande geschlagen, Paulus in seinen Fesseln nennt sich den Gebundenen Christi. Bis zu der ersten großen Wirksamkeit in seinem neuen Berufe, bis zur Bekehrung des römischen Proconsuls Paulus, hatte er den Namen Saul geführt, einen Namen, der in seinem Stamme, jenem von Benjamin, häufig vorkommt; seit der Bekehrung des Sergius Paulus, und seitdem er, als Lehrer der Heiden, häufiger mit Griechen und Römern umging, behielt er jenen römischen Namen, der soviel bedeutet, als der Kleine. Wirklich war er von kleiner Statur, wie dann auch die Hämischen von ihm aussagten: »daß seine Sendschreiben zwar gewichtig und stark seyen, die körperliche Gegenwart aber unansehnlich.« (2. Cor. 10.) Doch ungleich kleiner noch, im ethischen

Sinne, war er in seinen eigenen Augen. Wie der Name Saul (nach Augustinus) an jenen stolzen und störrischen König erinnert, so war auch der Apostel, als er noch Saulus hieß, stolz und heftig, dann aber um so demuthvoller, da Saulus in Paulus sich wandelte. Darum nennt er selber sich, oft genug, den geringsten der Apostel, und gleichsam einen Misgebornen, unwürdig dieses hohen Namens; wiewohl er auch, der Wahrheit gemäß, bekennen muß: »durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, und sie ist an mir nicht fruchtlos geblieben.« Denn die Letzten werden die ersten seyn; und so geschah es auch hier. Der Reihe nach war er freilich der letzte von allen, die der Herr zum Apostolat berufen, aber so Großes und Herrliches ward durch ihn vollbracht, so gefeiert war bald sein Name in allen Gemeinden, daß er selber mit dem Haupte der Apostel sich vergleichen, und sein Verhältniß zu ihm bezeichnen durfte. »Derselbe, der mit Petrus gewirkt im apostolischen Amte, wirkte auch mit mir unter den Heiden, und sie haben die Gnade kennen gelernt, die von Christo dem Herrn mir gegeben worden. Mir ward das Evangelium anvertraut für die Heiden, wie ihm für die Juden.« Und ist dieß freilich nicht so zu verstehen, als hätte Petrus bloß diesen, Paulus bloß den Heiden gepredigt, so ersehen wir doch daraus, worin sein vorwaltender Beruf bestanden, und es erklärt sich

zum Theil schon, warum (was unsre dritte Frage war) warum diese beiden Namen so nothwendig und innig zusammen gehören, daß auch ihr Fest gemeinsam gefeiert wird.

Denn schon beim ersten Blicke zeigt es sich, wie ihre Wirksamkeit, ihr Eifer für die Verbreitung des Heils einander so sehr die Wage halten, daß es schwer wird, einem vor dem andern den Vorzug zu geben. Wanderte Petrus nach Joppe und Antiochia, nach Galatien, Bithynien, Cappadocien, und zuletzt nach Rom, um die Fahne des Kreuzes auf die Zinnen der Weltstadt zu pflanzen, so sind auch der mühsamen und gefahrvollen Reisen, die Paulus unternommen, der Leiden, die er erduldet, der herrlichen Gemeinden, die er gepflanzt, so viele aufgezeichnet, daß er in so rastloser Arbeit, allen andern Aposteln es zuvor gethan. Dazu kommt dann, daß sie, eng verbunden in der Liebe Christi, dem sie mit so beispielloser Geduld und Hingabe gedient, auch an Einem Orte, um dieselbe Zeit, ihr letztes Opfer darbrachten; wie denn auch die Kirche in der Antiphone ihr Andenken feiert: »die glorreichen Fürsten der Erde, wie sie im Leben einander geliebt, sind sie auch im Tode vereint geblieben.«

Doch ist auch mit diesen Nachweisungen der rechte Grund nicht aufgedeckt, der beide Namen so innig verkettet; es sind noch tiefere Momente hier

zu beachten, über welche der heil. Augustinus Aufschluß gibt. »Dem Petrus, als einem trefflichen Ausspender seiner Gaben, hat der Herr die Schlüssel des Himmelreiches anvertraut, dem Paulus hingegen, als dem geeignetsten Lehrer der Völker, die Meisterschaft der christlichen Unterweisung. Welche nun dieser in allem unterrichtet, was zum Glauben gehört, soll wiederum jener aufnehmen in das Leben des Heils; und deren Herzen Paulus eröffnet hat durch Wort und Rede, denen öffnet nun Petrus die Pforten des Gottesreichs. Denn auch Paulus hat einen Schlüssel empfangen, den der Wissenschaft nämlich, und so ward beiden vom Herrn die Schlüsselgewalt zugetheilt: dem einen jene der Wissenschaft, dem andern jene der Vollmacht. Die Reichthümer der Unsterblichkeit werden durch Petrus, die Schätze der Erkenntniß durch Paulus ausgespendet.« Was der große Kirchenlehrer so anschaulich auseinander setzt, ist freilich nicht so aufzufassen, als sey das christliche Lehrwort, in den unerschöpflichen Tiefen seiner Weisheit, ausschließlich dem Apostel Paulus anheim gegeben worden, da wir ja auch an Petrus die Fülle dieser Weisheit bewundern müssen; es wird damit nur gesagt, daß in diesen beiden die zwei Hauptmomente der fortgesetzten Erlösung hervorgehoben und dargestellt werden, insofern an Paulus, der übrigens dem Petrus untergeordnet bleibt, vorwaltend die

christliche Wissenschaft hervortritt, die er in seinen Sendschreiben mit so ausnehmender Kraft entwickelt. Wir dürfen dieß Verhältniß auch so aussprechen: das Evangelium hat keinen Bestand und keine Wirksamkeit ohne die Kirche, daran erinnert uns Petrus; wiederum hat die Kirche keinen Bestand und Sinn ohne Evangelium, und daran erinnert uns Paulus.

Wollen wir das deutlicher einsehen, so fragen wir zuerst: was gibt dem Christenthum seine Verwirklichung in der Menschheit? wo sind die Mittel und Wege, durch welche das Werk der Erlösung, die Rechtfertigung und das neue Leben, das durch Christum worden, in den Völkern sich fortsetzt? Wir werden antworten müssen: wohl nicht anders, als mittelst der Ausscheidung und Weihe, zu welcher der Herr seine ausgewählten Jünger und ihre Nachfolger berufen, um sein ewiges Priesterthum stellvertretend auf Erden fortzuführen, denen er darum auch sein menschliches Opferverdienst anvertraut hat, und die Macht der Sündenvergebung in seinem Namen, sowie die Ausspendung der Gnade des heiligen Geistes in den übrigen Mysterien des Heils. Und so steht schon die sichtbare Kirche vor uns, erbaut auf der Einheit des Apostolats und Priesterthums, erbaut auf Petrus. Fragen wir andrerseits: wer ruft und führt die Menschen zur Kirche, die von dem Heile in dersel-

ben noch keine Kenntniß haben? Wer unterweiset sowohl diese, als auch die anderen, die bereits zu Kirche sich halten, oder in ihrem Schooße aufgewachsen, zum rechten Bewußtseyn von ihrer Erlösungsbedürftigkeit, von dem ihnen bereiteten Segen, von Gottes Willensheiligkeit, von ihrer wahrhaften Lebensstellung, ihrer Würde und ihren Pflichten? Offenbar das Evangelium, das christliche Lehrwort, die Lehre des Glaubens. Wiederum wer sichert uns die unverfälschte Echtheit dieses Evangeliums, dieses Lehrworts, wer bürgt uns für die Wahrheit dieser Lehren, die über Gottes Wesen und Leben, über Christi göttliche und menschliche Wesenheit, über alles, was diesseits und jenseits unser Heil angeht, uns die genügende Kenntniß geben? Einzig nur die absolute Weisheit des göttlichen Geistes, der, nach der Verheißung Christi, die kirchliche Gesammtheit von ihrer lebendigen Mitte aus lenkt und leitet, und ihr das Princip der Unfehlbarkeit verleiht, also zunächst wieder die Autorität der Kirche.

Erkennen wir demnach von allen Seiten, wie beide, Kirche und Evangelium, unauflöslich in einander verkettet sind, so mögen wir auch einen Blick auf die Kennzeichen und Embleme heften, die man von uralten Zeiten her den beiden Apostelfürsten beizugeben pflegt. Mit dem Kreuze und den Schlüsseln wird Petrus auf den Bildern uns kenntlich

gemacht, denn jenes erinnert uns an die Todesart, die ihm, dem vornehmsten unter den Jüngern Christi, zu Theil geworden, diese hingegen stellen das Symbol der Vollmacht vor, die ihm der Herr gegeben. Mit Buch und Schwert hingegen wird Paulus abgebildet; denn das Schwert war das Werkzeug, das seinen Wunsch in Erfüllung brachte: ich verlange aufgelöst zu werden, und mit Christo zu seyn; das Buch hingegen bezeichnet ihn als den Verkünder des Evangeliums, als den Lehrer der Heiden. Doch hat die Bedeutung dieser Bilder noch einen weitern Umfang. Denn an jenem des Kreuzes lesen wir vor allem das Verdienst des menschlichen Gehorsams Christi, wovon alle Güter der Rechtfertigung und Heiligung bedingt werden, die er, der ewige Hohepriester, in lebendiger Stellvertretung, der Kirche angeeignet. Doch von ihrer Lebens- und Grundfeste aus, die ihr in Petrus gesetzt ist, geht auch die reine Lehre des Glaubens, und deshalb steht dem Fürsten und Haupt der Apostel, Paulus zur Seite, und neben dem Kreuze und den Schlüsseln, als Symbolen des Opferverdienstes und der Gnade Christi, erscheinen noch Buch und Schwert; das Buch als heilige Schrift, apostolische Tradition und kirchliche Lehre, das Schwert als Schärfe der Unterscheidung und Sichtung des Wahren vom Falschen, des in der Idee Gottes Begründeten von dem Schiefen und Ein-

seitigen, womit jemals menschliche Willkühr oder Halbvernunft die leuchtenden Züge des großen Gotteswerks zu entstellen gesucht.

Und so wird es uns neuerdings klar, wie Petrus nicht ohne Paulus seyn kann, dieser nicht ohne jenen. Die Gnade und die Wahrheit, das Heil und der Glaube, das neue Leben und die neue Erkenntniß müssen Hand in Hand gehen, und uns begleiten, »damit wir unseres Berufes würdig wandeln, Gott in allem wohlgefallend, und wachsend in der Wissenschaft Gottes.« (Col. 1.) So meint es Paulus. Und dennoch ist es Sitte geworden, einzig nur den sogenannten Köhlerglauben zu rühmen, und auf die Nothwendigkeit eines Glaubens zu dringen, der alles Denken, alle geistige Thätigkeit, jede Bemühung um inneres lichtes Gedeihen meidet und abwehrt; die kecken Versuche der neuen Titanen, der bloßen Begriffsmenschen, Zweifler und Läugner, sie mögen sich nun als Ungläubige oder Denkgläubige ankünden, haben diese Furcht und Scheu hervor gerufen. Darum wird auch so angelegentlich daran erinnert, daß die Apostel nur arme Fischer, und Leute ohne Wissenschaft gewesen, und doch gerade sie zu Boten der Offenbarung erwählt wurden. Allein so gewiß Petrus, seines frühern Standes, ein armer Fischer war, so wenig beeinträchtigte doch dieß Gewerbe seine herrlichen Geistesgaben, die ihn, selbst

in seiner frühern Periode, so überaus liebenswerth und ehrwürdig machten; auch dürfen wir nur sein katholisches, d. h. an alle Kirchen gerichtetes Sendschreiben lesen, um darin keineswegs den beschränkten Einsichten eines Fischers, sondern der erhabensten, alles umfassenden Weisheit zu begegnen. Und wenn auch Petrus früher ein Fischer war, wie die meisten seiner erhabenen Gefährten, so ist es doch wahrlich nicht umsonst, daß der Herr nach seiner Auferstehung noch einen Mann zum Apostolat berief, der kein Fischer war, sondern der Scharfsinnigste und Kundigste unter den Schriftgelehrten, ja, seinen Anlagen nach, und mittelst der Gnade, die im reichsten Maße ihm zu Theil geworden, der größte Denker. Und man gehe einmal mit dem beliebten Köhlerglauben an den Inhalt seiner Sendschreiben, und sehe zu, was man davon verstehe; man versuche sich auch, ob man damit hinlänglich gerüstet sey, um, wie es Petrus gebeut, von allem dem, was man hofft und glaubt, Rechenschaft zu geben? Was also an jener Ansicht vom Glauben das Echte und Wahrhafte bleibt, ist keineswegs die Beschränktheit und düstere Gedankenscheu, denn was der Glaube lehrt, ist ja eben die Fülle des geistigen Lichtes, sondern die schlichte Einfalt des Willens, der sich im sittlichen Gehorsam der Macht der Wahrheit ergibt, und darin sein Heil findet.

Und darum bietet sich, zum Schlusse, an den beiden Namen noch eine Seite dar, die wir zu beherzigen haben. Es wird uns nämlich die Einsicht wenig fruchten, warum der Jünger Simon ein Fels genannt, und wieso er zum Felsen gesetzt wurde, wenn wir nicht eifrig bedacht sind, auf diesem festen Boden zu verharren, auf welchem uns die Lebensgemeinschaft mit Christo bereitet und zugesichert ward. Es ist aber auch lange nicht genug, auf diesem Grunde fast nur mechanisch aufgebaut zu seyn, oder bloß ein Katholik zu heißen. Nur der ist ein lebendiger, gesunder Baustein im Tempel der Kirche, der die Ordnung des Ganzen ehrt, und seine Stellung in demselben weiß, der als Glied der Gesellschaft der großen Weisung gehorcht: »traget einer die Last des andern, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen,« der also seine Lebensaufgabe durchführt nach dem Geiste des Evangeliums. Und daran mahnt uns der andere Name. Saulus, der Große, Paulus der Kleine; Saulus, der Stolze, Paulus der Demüthige; jener erstarrend in pharisäischer Härte, dieser aufgethaut in der heiligen Liebe, in welcher er sprach: ich lebe, nicht mehr ich, sondern Christus ist es, der in mir lebt. Welchem von beiden wir zu folgen haben, ist uns wohl bewußt, und darum beschließen wir mit dem schönen Hymnus, den die Kirche heute an ihre Meister und Väter richtet: »O seliger Hirte Petrus, zertrenne durch

dein Wort die Bande unsrer Sünden, der du Gewalt hast, das Reich des Himmels zu eröffnen und zu schließen! Erhabner Lehrer Paulus, unterweise uns, und ziehe unsre Herzen mit dir empor gen Himmel; bis der enthüllte Glaube sich in Schauen wandelt, und gleich der Mittagssonne die heilige Liebe leuchtet. Amen.«

Am Feste der Heimsuchung Mariä.

»Meine Seele preiset groß den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heile.« (Luc. 1, 47.)

Eingang.

Alles, was wahrhaft menschlich, ist auch schön, und was auf Erden als wahrhaft schön sich darstellt, das ist auch menschlich. Hat ja die Schönheit und Güte Gottes selbst nicht anders sich uns gezeigt, als in menschlicher Gestalt! Auch die Begebenheit, die uns heute vor Augen geführt wird, ist ihren äußeren Umrissen nach rein aus diesem Gebiete. In hundert Bildern wird sie uns vors Auge geführt, jeder kann sich, nach seiner Weise, davon eine Vorstellung machen, denn was sie zunächst enthält, ist nichts anderes als ein Besuch. Eine ihrer Herkunft nach überaus vornehme und hohe, in ihrem Wandel zurückgezogene, in ihrer Außenseite dürftige Jungfrau besucht ihre betagte Base Elisabeth, die Gemahlin des alttestamentlichen

Priesters Zacharias. Eiligen Schrittes ist sie fernher gekommen, nachdem sie manches schroffe Gebirg überstiegen, nun tritt sie in den Hofraum, sie grüßt die bejahrte Freundin, sie und ihr Gemahl eilen ihr mit seliger Freude entgegen, der Himmel ist in ihr Haus eingekehrt.

Ähnliches freilich, bis zu einem gewissen Grade, kann auch unter gewöhnlichen Menschen vorgehen. Die Ankunft seltener, ferner und lieber Gäste wird immer ein Fest seyn. Welche wonnige Freude, wenn Eltern, Kinder, Geschwister, alte und neue Gefährten, nach langer Zeit wieder zusammen treffen, wenn solch ein Wiedersehen nicht ohne Überraschung erfolgt, wenn der Besuchende durch alles, was er ist und mitbringt, weit mehr gibt, als er empfängt? Hier jedoch, unter dem tiefblauen morgenländischen Himmel, im Gebirge Judäas, zwischen den Weinumrankten Mauern, welche die Wohnung des Zacharias umfrieden, sehen wir eine Zusammenkunft von unendlich höherer Bedeutung und Freudigkeit. Hier ist das Menschliche mit dem Göttlichen verkettet. Hier gewahren wir nicht bloß eine durch holdselige Tugend ausgezeichnete, blühende Jungfrau, die ihre Verwandten mit dem unerwarteten Besuche entzückt, sondern alles, was da geschieht, ist herzerhebend und wunderbar, wie wir das nun näher erfassen wollen, indem wir den Besuch, die Be-

willkommung, und das erste Zwiegespräch zwischen Maria und Elisabeth betrachten.

* * * *

Von den Abgesandten eines fremden Volkes, seines Namens Pantholidas, erzählt Plutarch, daß er bei seiner Ankunft in Athen, mit großer Aufmerksamkeit einigen Sophisten zuhörte, die eben sehr breite und blumige Vorträge über die Würde der Tugend hielten. Doch als man ihn fragte, wie diese Reden ihm gefielen, erwiederte er: allerdings mögen sie für schön gelten, doch euch sind sie unnütz, die ihr die Tugend bloß mit Worten zur Schau legt. Ganz das Entgegengesetzte gewahren wir an der heiligen Jungfrau, die, sobald sie aus himmlischer Mittheilung erfahren, was ihrer Base bevor stand, und daß dieselbe ihrer Gegenwart bedürfen werde, sofort auch ihre einsame Kammer in Nazareth verließ, und wie das Evangelium bezeugt, eilenden Schrittes über die Berge wanderte, um die betagte Freundin heimzusuchen. Sie scheute weder das Heraustreten unter die Menschen, noch die Weite des Weges, noch die Rauhheit der schroffen Bergketten, die zwischen Judäa und Galiläa sich hinziehen; daß sie aber so eilfertig ihre Schritte gefördert, kann vorzüglich nur dem großen Eifer ihrer bereitwilligen Liebe zugeschrieben werden, in welcher sie, ihr ganzes

Leben hindurch, als die Magd des Herrn sich erprobt hat.

Glückselige Berge und Thäler, über welche sie leichten Fußes dahin schritt, eine dürftige Pilgerinn, und doch so unaussprechlich reich, mit geringer Habe nur zur Nothdurft versehen, aber schon den Segen der Menschheit tragend, den Preis der Welt! Glückselige Erde, auf welcher einst eine solche Erdentochter wandelte, in und mit welcher der Himmel sich zur Erde geneigt! Glückseliges Haus, das ihrer Wanderung das Ziel setzte! Sie trat herein durch die niedrige Pforte; in die Wohnung des Herbstes trat der ewige Frühling, einem alternden Ehepaar nahte die makellose Jungfrau, den frommen und gerechten Dienern des Alten, die Arche des Neuen Bundes; der Mutter seines Herolds und Vorläufers die Mutter des Messias, den Dienern und Untergebenen ihre hohe Königinn. Und wenn man nirgend noch von ihrer erhabenen Würde gewußt, hier kannte man sie genau. Von welchem Entzücken ward da die fromme Elisabeth durchschauert! Sie mochte wohl in der ersten Überraschung ihrem Auge nicht trauen. Maria, zwar ihre Anverwandte, aber die Lilie des Menschengeschlechtes, Maria die Schöne, die Einsame, die Gottgeweihte, die Heilige und wahrhaft Wunderbare, sie hatte über ihre Schwelle den Fuß gesetzt, sie stand vor ihr

mit demuthvoller Freundlichkeit, sie grüßte und sprach: Der Friede sey mit dir.

Das war nun dießmal kein gewöhnlicher Gruß. Sie, die Grüßende, hatte selber den Frieden, das Heil, das Leben mitgebracht. Auch ward ihrem Gruße durch keine gewöhnliche Bewillkommung erwiedert. Unter so großartigen Menschen, wie sie diese Erde nur ein einzigesmal hervorgebracht, unter so einzigen Umständen, im Beginne der neuen Ordnung der Dinge, bei der Zusammenkunft der Jungfrau, in der das Mysterium einer neuen Schöpfung schon vollendet war, und einer bejahrten Frau, die den größten aller vom Weibe Gebornen unter dem Herzen trug, konnte kein Gespräch sich entspinnen, wie es unter gewöhnlichen Leuten sich zu gestalten pflegt, wo es um Nachfragen über wechselseitiges Befinden und ähnliche Hauptpunkte sich dreht; die Gottinnige Stimmung ihres Gemüthes mußte zu einer ganz andern Weise der Unterredung führen, und der Jubel ihres Herzens einen höhern Schwung nehmen, als wir in unseren nüchternen Weltverhältnissen zu begreifen geeignet sind. Die Mutter des letzten und größten Propheten, der mehr als ein Prophet war, wurde, sowie Maria's Gruß in ihrer Seele wiederhallte, selber vom prophetischen Geiste erfüllt, so daß sie das Gegenwärtige, das Vergangene und Künftige erkannte.

Denn was ihr das leibliche Auge nicht sagen konnte, das große Wunder, das in verborgener Gegenwart hier sich darbot, war ihrem Geiste doch schon offenbar, weßhalb sie jubelnd ausrief: gesegnet bist du unter den Frauen, und gesegnet deine Leibesfrucht! Sie erkannte an Maria die Mutter desjenigen, der jetzt schon ihr und aller Menschen Herr war, und in tiefer Ehrerbietung setzte sie hinzu: woher mir dieses, und wie bin ich solcher Herablassung würdig, daß die Mutter meines Herrn zu mir komme? Sie blickte auf das Vergangene zurück, da sie betheuerte: selig bist du, weil du geglaubt hast, weil du gläubig gehorcht; sie wußte also von jener himmlischen Sendung, und wie die Jungfrau sich die Magd des Herrn genannt. Sie sah auch in den großen Gang der Zukunft hinaus, denn sie beschloß mit der Weissagung: es wird alles an dir vollendet werden, was vom Herrn dir verheißen. Welch ein Ausdruck in den Worten: wie bin ich würdig, daß die Mutter meines Herrn mich heimsucht? Sie benahm sich hier gegen die Jungfrau, wie in der Folge ihr Sohn Johannes gegen Christum, als dieser zu ihm an den Jordan kam, die Taufe zu empfangen. Doch während ihre Ehrfurcht, ihre Herzensfreude vorzugsweise der Herrlichen galt, die vor ihren Augen stand, erhob diese die Fittige ihres Geistes zu einem ungleich höhern Fluge; und konnte sie zwar die un-

ermeßlichen Vorzüge nicht läugnen, die Gott ihr verliehen, so gab sie doch Ihm allein die Ehre; sie, die Tochter Davids, verherrlichte seine ewige Macht und Güte in einem Psalme, der allen Lobgesängen der heiligen Schrift, als der schönste und erhabenste vorangeht. Und wenn ihr Urvater David zur Harfe sang, um durch seine gottbegeisterten Lieder den Geist des Mißmuths, der Rache, der Grausamkeit aus dem Herzen Sauls zu scheuchen, wie groß erst die Kraft des Gesanges, der, wird er tiefer erfaßt, im hohen Grade geeignet ist, ähnliche Finsternisse aus unserm Herzen zu entfernen, und es zum Lobe Gottes aufzurichten.

Und so geben schon die ersten Worte ihres Liedes Zeugniß von der überirdischen Höhe, in welcher ihr Geist heimisch war. Gleich der befiederten Sängerinn des Frühlings, die nirgends anders, als hoch in blauer Luft ihren Jubel hören läßt, beginnt ihr Hymnus auch dort, wo ihre Seele lebt: »Meine Seele preiset groß den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heile.« Nicht »ihre Zunge« preiset den Herrn, ihm allein alles Große und Gute zuerkennend, sondern ihre Seele, weil sie ihn unendlich mehr mit ihrem innersten Seyn und Leben ehrte und lobte, als sie es mit Worten zu sagen vermochte. Und welch eine Seele? Von ihr kann der Ausdruck der Schrift gelten: »viele Töchter haben Reichthümer zusammen ge-

häuft, doch du überragst sie alle.« Darum konnte nur sie mit vollem Rechte sagen: Meine Seele. Denn wir Anderen, so lange wir von Eitelkeit, Ehrgeiz, Neid und Zorn, oder sonst einer Leidenschaft uns beherrschen lassen, so lange uns die Ermahnung noth thut: nur durch Geduld und Ausdauer werdet ihr eure Seelen besitzen, können unser geistiges Wesen und Leben nicht unser nennen, das wir gegen so viele feindselige Gewalten mühsam vertheidigen, das wir erst von fremdartiger Obmacht befreien müssen. Ihr aber, die von jedem Flecken des Irrthums rein, keiner unordentlichen Neigung fähig, ganz im Lichte Gottes sich sonnte, kam es zu, im vollen Sinne des Wortes zu sagen: Meine Seele preiset groß den Herrn. Nicht den Ewigen, den Allmächtigen, den Unendlichen, den Schöpfer der Welten nennt sie ihn, sondern den Herrn; dieß ist der Name, der nicht bloß das Wesen Gottes, zum Unterschiede von seinen Geschöpfen, sondern auch unser Verhältniß zu ihm, als dem absoluten Gebieter, am bündigsten bezeichnet. Aber dieser Herr, der Unaussprechliche, der bisher im Gewissen, im Gesetz, in Warnungen und Strafgerichten, vorwaltend nur als Gebieter und unversöhnter Richter dem gefallenen Geschlechte sich geoffenbart, hat nun bereits, in der Unendlichkeit seiner erbarmenden Liebe, zur Menschennatur sich herabgelassen, um

diese in seine ewige Wesenheit aufzunehmen; das große Mysterium, um welches die gesammte Menschengeschichte wie um ihre Sonne sich bewegt, war schon verwirklicht; und dieß erwägend, sprach Maria nicht bloß: meine Seele preiset groß den Herrn; sie setzte noch hinzu: »und mein Geist frohlockt in Gott meinem Heiland.«

Sollen wir uns, indem wir diesen Vers noch einmal überschauen, mit dem trockenen Urtheil begnügen, daß hier nur zwei Sätze (als sogenannte Paralellen) neben einander gereiht sind, die mit verschiedenen Worten Ähnliches oder Gleiches sagen? Dazu werden wir uns schwerlich verstehen können. Denn fürs erste ist loben und preisen jedenfalls etwas ganz anderes als frohlocken, aus innerstem Herzensgrunde zum Jubel sich geweckt fühlen. Denn Gott loben und preisen können wir recht füglich in Gemeinschaft mit Andern, wie es denn auch im Psalme heißt: »preiset den Herrn mit mir, und lasset uns seinen Namen erhöhen,« während die Freudigkeit des Herzens eine rein innere Bewegung ist, die nur von dem empfunden wird, in welchem sie rege geworden. Während aber diese beiden Ausdrücke etwas ganz Verschiedenes anzeigen, darf dieß hinwiederum von Seele und Geist keineswegs behauptet werden, und so groß auch hierin die alte und neue Verwirrung des Sprachgebrauchs und der Meinung, müssen wir

uns doch sorglich davor hüten, zwischen beiden einen wesenhaften Unterschied anzunehmen. »Mein Geist preiset den Herrn, und meine Seele frohlockt in Gott meinem Heiland.« Wenn die heilige Jungfrau selbst so redet, sollte man, an diese Worte sich haltend, nicht folgerecht schließen dürfen, daß der Geist etwas ganz anderes sey, als die Seele? So will es in der That die herrschende Ansicht der Dinge, und man nimmt keinen Anstand, Leib, Seele und Geist als die drei Grundwesen zu betrachten, die in ihrer persönlichen Einheit den Menschen bilden. Das hat einen feinen Klang, und scheint für manches weitere Verständniß bequem, wenn man nur recht wüßte, was von den Dreien, und ihrem Verhältnisse zu einander, bestimmteres auszusagen. Mag man immerhin den Leib das gröber Materielle, den Geist das Göttliche, den höhern Funken aus der Wesenheit Gottes, die Seele das Band zwischen beiden nennen, so werden solche träumerische Vorstellungen doch eben so wenig mit den positiven Lehren des Glaubens, als mit den Forderungen der Vernunft übereinstimmen. Weit entfernt davon, aus dem Lobgesange der Jungfrau solche Folgerungen zu ziehen, gibt uns der heil. Augustinus den rechten Aufschluß in den bündigen Worten: Immer ist es der eine und derselbe Geist, doch an und für sich (in Beziehung auf sein eigenes Wesen) wird er Geist genannt, in seiner Be-

ziehung zum Leibe heißt er Seele. Und deßhalb, indem die Jungfrau vom Lobe Gottes redet, bezeichnet sie dieß, weil dazu das Mitwirken der organischen Kräfte des Leibes, der Stimme und Sprache, gehört, als ein Geschäft der Seele; während sie ihr Frohlocken in Gott, als eine, ihrem Selbstbewußtseyn allein bekannte, rein innere Stimmung, ihrem Geiste zuschreibt; wiewohl es nicht ausbleiben kann, daß dieser innere Jubel vom Geiste aus, auch dem Leibe sich mittheilt, und in solchem Übergange seelisch wird.

Denn so innig ist das Band der persönlichen Einheit, das den erschaffenen Menschengeist (die Seele) mit dem ihm zugewiesenen Leibe, oder das geistige mit dem leiblichen Leben verkettet, daß die Freude, zu welcher der Geist erhoben wird, auch die Region des niederen Lebens durchdringt, wie dieß auch in den Worten des Psalmes sich bestätigt: »mein Herz und mein Fleisch, (meine Seele und mein Leib) frohlocken zu dem lebendigen Gotte.« Aber während hier von einem freudigen Aufstreben zu Gott die Rede ist, also nur von der Freudigkeit, mit welcher die Hoffnung den Geist erfüllt, frohlockt der Geist der Jungfrau in Gott, in dessen voller Huld, in dessen reinem Lichte sie hienieden schon lebt und webt. Und wenn sie früher einfach ausgesprochen: meine Seele preiset den Herrn, um damit dem absoluten Gebieter aller

1833.

Wesen zu huldigen, den sie folglich nicht ihren Herrn zu nennen nöthig hatte, so schreitet sie nun zum Bekenntnisse vor: mein Geist frohlockt in Gott meinem Heile. Denn obgleich das menschgewordene Wort der Gott des Heils und der Heiland ist für das gesammte Geschlecht, so gehört er doch auf ganz besondere Weise ihr an, von welcher er die Menschennatur angenommen. Dieß ist darum auch die nähere Veranlassung ihres Jubels, worüber sich nun ihr Dank verbreitet: »Denn er hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd; siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.«

Was für ein großes Bild liegt in den Worten: er hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd? Der Dürftige und Elende, dem von irgend einem asiatischen Machtgebieter ein huldvoller Blick zu Theil ward, fühlte sich aufgerichtet und wie neu belebt, sein Glück war gemacht. Unendlich glückseliger ist der, auf welchen die Huld und Gnade Gottes, wie mit belebendem Freundesblick sich wendet, er ist dem Erdreich vergleichbar, das von einer milden Sonne beleuchtet und erwärmt wird. Und diese Betrachtung finden wir auch aufgezeichnet beim Sohne des Syrach. Welk ist der Mensch, die Kraft gebricht ihm, und groß ist seine Dürftigkeit; das Auge des Herrn aber siehet auf ihn mit Huld, und richtet ihn auf von seiner Niedrigkeit. (Eccl.

11.) In diesem Sinne nun redet auch Maria von ihrer Niedrigkeit, weil kein Wesen, das Gott gegenüber seiner Bedingtheit und Abhängigkeit sich bewußt wird, auf ein selbstgeschaffenes Verdienst sich berufen kann. Aber in dieser Klarheit ihres Bewußtseyns, in der freien Unterwerfung ihres Geistes leuchtet auch die Tugend ihrer Demuth auf; und eben deßhalb, weil sie nicht von ihrer Demuth, sondern von ihrer Niedrigkeit Erwähnung macht, weil sich zu ihrer Auserwählung, die ursprünglich ohne ihr Verdienst geschah, das Verdienst ihrer Gottestreue gesellte, dürfen wir ihre Worte auch so wiederholen: daß der Herr die Demuth seiner Magd angesehen.

Ja um dieser Demuth willen, die so hoch erhoben ward, hat auch ihre fernere Rede die Kraft der Weissagung gewonnen: »von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.« Wahrlich, wir preisen sie selig, daß sie, die Einzige, und schon im Anfang der Menschengeschichte Verheißene, zu solcher Würde erwählt ward; und abermals preisen wir sie selig, daß sie dieser Erwählung durch so himmlische Treue sich würdig gemacht. Und welch ein denkwürdiges Wort ist dieß: »von nun an?« Erinnern wir uns dabei an alle die Ereignisse ihres schwer geprüften Lebens, die jenem Besuche bei Elisabeth folgten, so ist es uns wohl bekannt, wie sie dürftig und unbeachtet die Wan-

derung nach Bethlehem machen, wie sie dort umher irren und mit einer armseligen Felsengrotte sich begnügen mußte; wir wissen von ihrer Flucht in ein fernes, ungastliches Land, von all den herben Leiden, die sie mit ihrem Sohne theilte, und von dem Schwerte des namenlosen Schmerzes, der ihre Seele durchdrang; und dennoch nehmen wir nicht Anstand, sie auch im Verlaufe dieser Mühen und Leiden schon selig zu preisen, weil sie in eben diesen Leiden für Gott schon ihre Seligkeit fand, und weil die Segensworte: selig sind die Sanftmüthigen, selig, die eines reinen Herzens sind, nirgend in höherem Maße als an ihr sich erfüllten. Denken wir hinwiederum bei jenem »von nun an« der ganzen Folgezeit, durch die Jahrhunderte hin, welch ein Seherblick ward ihr in die Ferne! Wo ist je eine Zeit, die sie nicht selig gepriesen hätte? Mit der herkömmlichen Benennung »die selige Jungfrau« wird nicht Thekla, nicht Cäcilia, nicht Agnes, noch sonst eine der jungfräulichen Heldinnen des Glaubens bezeichnet, nur Maria allein ist es, der diese Benennung gilt, wie auch schon Elisabeth zu ihr gesprochen: selig bist du um deines Glaubens willen. Aber was Elisabeth dem Verdienste ihrer Tugend zurechnet, bezieht sie in ihrer Demuth einzig auf Gott; denn, so fährt sie fort: »er hat Großes an mir gethan, der mächtig ist, und dessen

Namen heilig.« Seine Allmacht und seine Heiligkeit sind es, die hier sich offenbart, seine unendliche Macht und Liebe; denn »seine Barmherzigkeit waltet von Geschlecht zu Geschlecht, über Alle die ihn fürchten.« Nicht seine Güte, nicht seine Freigebigkeit feiert sie, sondern seine Erbarmung, weil es um die Errettung und Erlösung der Menschheit sich handelt, die über die folgenden Generationen sich fortsetzen wird, und deren Segen doch nur denjenigen zu Theil werden kann, die ihn fürchten, d. h. die ihn ehren, ihn lieben, seinem heiligen Willen gehorchen. Diese große Bedingung unsres Heiles beherzigend, wollen wir die heilige Jungfrau anrufen, daß sie unsre Fürsprecherinn und Führerinn sey, damit auch wir ohne Feigheit, ohne Zögern über die rauhen Berge des christlichen Lebens wandeln, und damit auch wir, indem wir Ihm mit Freudigkeit gehorchen, bekennen dürfen: unsere Seele preiset groß den Herrn, und es frohlockt unser Geist in Jesu, unsrem Heiland. Amen.

Am

Feste der Himmelfahrt Mariä.

»Maria hat den besten Theil erwählt, der von ihr nicht wird genommen werden.« (Luc. 10, 42.)

Eingang.

Wenn es, wie zuweilen in Mährchen erzählt wird, den Menschen freigestellt wäre, sich nach eigener Einsicht das vermeintlich Beste zu erwählen, was für seltsame Wünsche würden da nicht zum Vorschein kommen! Reichthum, körperliche Schönheit, Fülle der Gesundheit, des Genusses, der Ehre, mitunter auch die Wissenschaft von verborgenen Dingen pflegen die Höhen zu seyn, wornach die Sehnsucht der Sterblichen emporschaut, und doch muß jeder einsehen und zugeben, daß alle diese Güter, die an das irdische Leben gekettet sind, mit diesem vorüber gehen, und deßhalb nur solche als echt und wahrhaft sich bekunden, die in ihrer unzerstörlichen Dauer auch jenseits beglücken oder

vielmehr beseligen. Und weil nun diese letzteren, insofern sie auf Erden erworben und gewonnen werden müssen, nur in den Erkenntnissen der heilbringenden Wahrheit, in der Aneignung der göttlichen Huld bestehen, so ward deßhalb auch der jüngern der beiden Geschwister in Bethania von Christo selbst das Zeugniß gegeben: Maria hat den besten Theil erwählt, der von ihr nicht wird genommen werden.

War nicht auch jene Wahl sehr lobenswerth, die ihre Schwester Martha getroffen? Wenn sie es über sich brachte, aus dem Gemache sich zu entfernen, wo Jesus verweilte, wenn sie Verzicht darauf leistete, sein Antlitz zu schauen, seiner himmlischen Rede zu horchen, geschah das nicht einzig deßhalb, um sowohl ihm als seinen Jüngern ein Mahl zu bereiten, die Müden und Hungernden zu erquicken? Ist die emsig geschäftige, im Dienste des Nächsten eifrige, helfende Liebe minder preiswürdig, als die Freude an den Wahrheiten des Heils? hat sie nicht gleichfalls die Verheißung des ewigen Lebens? Doch eben deßhalb ragt auch über Alle, die je auf Erden gelebt, eine Auserwählte hervor, die nicht bloß, wie Maria von Bethania, zu den Füßen des Erlösers saß, im Lichte seiner göttlichen Weisheit sich sonnend, auch nicht bloß, wie Martha, mit rastlosem, fast allzu geschäftigem Eifer ihm zu dienen bemüht

war, sondern als seine Gebärerin, Jüngerin und Magd, beides auf die vollkommenste Weise vereinte. Diese Erhabene und Unvergleichliche, die als die jungfräuliche Mutter des Erlösers, nach der Ordnung der Gnade, auch die Mutter der Erlöseten geworden ist, verehren wir heute, indem wir ihre Erhöhung zur ewigen Herrlichkeit feiern. Von ihr singt die Kirche: »erhoben ward die heilige Gottesgebärerin über die Chöre der Engel zum himmlischen Reiche.« Zwar wandelte auch sie durch die Pforte des Todes, aber von welcher Beschaffenheit war dieser Tod? Sie ging durch diese Pforte in die ihr gebührende Herrlichkeit ein, worin aber liegt das Eigenthümliche dieser ihrer Verklärung? Ihr Tod demnach, ihre Aufnahme, ihre Verherrlichung, dieß mögen die Gegenstände seyn, die wir im Geiste der kirchlichen Lehre nun betrachten wollen.

* * * *

»Es ist dem Menschen bestimmt, einmal zu sterben, alsdann das Gericht.« So sagt uns der Apostel, und für das eine steht die Erfahrung ein, für das andere das Gewissen. Auch den übrigen organischen Geschöpfen ist eine Gränze ihres Daseyns bestimmt, doch ihr Tod ist ein Naturgesetz, und hat keine weitere Bedeutung mehr, denn ihm folgt

kein Gericht. Was den Tod des Menschen so bedeutsam macht, ist eben seine geistige Fortdauer nach dem Tode. Was ihn aber insbesondere so verhängnißvoll und widrig erscheinen läßt, hat darin seinen Grund, daß er die Folge der Sünde, der Sold oder die Strafe der Sünde, und das Bild der Sünde ist. Weil der Tod des Menschen ursprünglich nur die nothwendige Folge der Sünde, und des von ihr hervorgebrachten innern Zerfalles ist, geht ihm Entsetzen und Furcht voran; weil zugleich die Strafe der Sünde, wird er von Leiden und Schmerzen begleitet; weil er endlich auch das Bild oder Symbol der Sünde (der Sündenschuld) darstellt, so folgt ihm die Verwesung. Wenn es nun dennoch in den Psalmen heißt: »kostbar vor den Augen des Herrn ist der Tod seiner Heiligen,« so ist das wohl dahin zu verstehen, daß der Gerechte, der sich nämlich der verzeihenden Huld des Herrn versichert hat, der in den Verdiensten Christi, im Glauben und Gehorsam seine Rechtfertigung gefunden, von den Schrecknissen des Todes nicht getroffen wird, daß er vielmehr in diesem Augenblicke nur das Opfer seiner freien Hingabe an Gott vollendet, um zu einem seligern Frieden, als er bisher gekannt, zu erwachen. Dem Tode des Gerechten wird also keineswegs Furcht und Entsetzen vorangehen, denn die vollkommene Liebe verscheucht die Furcht; bei allem dem bleibt doch

die Gestalt des Todes auch für ihn die gewöhnliche; Schmerz und Leiden bilden seine Begleitung, und die Verwesung säumt nicht, als sein Gefolge sich einzustellen.

Wird nun die Frage entstehen, was wir von dem Hinscheiden der Jungfrau halten, die durch anerschaffene und selbst erworbene Würde, so wie durch den Glanz ihrer ganz eigenen Stellung weit über andere Menschen erhaben ist? so werden wir sagen müssen: ihr Scheiden von dieser Erde war ein wirklicher Tod, denn er beschloß ihr irdisches Leben, aber diesem Tode ging nicht so wohl Furcht oder Bangigkeit voran, als vielmehr das innigste, sehnsuchtsvollste Verlangen; ihn begleitete kein Schmerz, kein Weh, sondern die seligste Wonne; ihm folgte keine Verwesung auf dem Fuße, sondern ein Wiederaufblühen zu unsterblicher Jugend. »Wer ist diese, heißt es im hohen Liede, die aus der Wüste herauf steigt, überreich an Wonnen, gestützt auf den, welchen sie liebt?« Die Kirche belehrt uns, diese Worte auf Maria anzuwenden, da sie, diese Erde verlassend, aus der Heimath zahlloser Übel und Wirren, aus der Wüste empor stieg, verklärt und von himmlischer Freude umflossen, durch ihres Sohnes Macht. Wenn der Apostel von sich sagen durfte: »ich wünsche aufgelöset zu werden, und bei Christo zu seyn,« so wollte er die Ursache dieser Sehnsucht nach dem Tode nicht

etwa darin aussprechen, daß er des Lebens und Wirkens müde, daß ihm die Arbeit zu lästig, die Leiden zu viel geworden; er nennt den wahren Grund seines Verlangens schon, indem er sagt: ich wünsche bei Christo zu seyn; denn zu diesem seligen Ziele führt nur die Pforte des zeitlichen Todes. Dennoch verhehlt er auch jene Gefahren des irdischen Lebens nicht, die aus dem steten Widerstreite sinnlicher und selbstischer Neigungen gegen das anerkannt Gute und Rechte hervorgehen, die deßhalb gar sehr geeignet sind, eine Sehnsucht nach der Erlösung von diesem Leben zu erwecken, und indem er ausruft: »wer wird mich befreien vom Leibe dieses Todes?« (von den todbringenden Leidenschaften dieses hinfälligen Leibes?) tröstet er sich keiner andern Hülfe, als der Gnade Christi. (Röm. 7.) Die heilige Jungfrau hingegen, die niemals auch die leiseste Spur eines solchen innern Kampfes und Widerspruchs erfahren, hatte von derlei das Leben begleitenden Gefahren nichts zu fürchten; ihr konnte der Tod weder als Erlösungs- oder Befreiungsstunde aus den Kämpfen gegen die Mächte der Tentation, noch auch als bloße Abberufung von irdischen Mühsalen und Leiden willkommen seyn, die sie jederzeit mit freudiger Willfährigkeit zu tragen bereit gewesen. Einzig also die flammende Liebe zu Gott, die Sehnsucht nach der Vereinigung mit ihrem göttlichen Sohne war es, was ihr den Tod

unendlich süßer und wünschenswerther machte, als es menschliche Gedanken zu fassen vermögen.

Wer ein Knecht ist, bemerkt der heil. Bernardus, fürchtet das Antlitz seines Herrn; wer ein Söldling ist, hoffet auf Belohnung von der Hand des Herrn; wer ein Jünger ist, horcht den Unterweisungen des Meisters, wer ein Sohn ist, folgt mit Ehrfurcht dem Vater; wen aber Liebe beseelt, der sucht nicht Freiheit, nicht Sold, verlangt weder Belohnung noch Erbschaft, sondern sucht und will den Herrn, den Meister, den Vater selbst. So eben war es bei der heiligen Jungfrau. Von dem Anblicke ihres Sohnes getrennt, und nach seiner Himmelfahrt, zum Wohle der eben erblühenden Kirche, noch auf Erden zurückgehalten, hatte sie die letzten Aufgaben ihrer irdischen Bestimmung dem ganzen Umfange nach erfüllt; sie war der ersten Christenversammlung, und vorzüglich den Aposteln, eine milde Trösterin und Führerin gewesen, in mütterlicher Sorgfalt und Güte hatte auch sie die Schwächeren in der Gemeinde unter ihren Fittigen geschützt, bis der selige Zeitpunkt ihres Scheidens kam, dem sie mit heißem Verlangen entgegen geharrt, nicht um endlich den Lohn ihrer Opfer und Mühen, nicht um die Krone der Herrlichkeit zu erlangen, sondern den Belohner und Beseliger selbst zu schauen, und ihn auf neue, fortan unzertrennliche Weise zu besitzen.

Und so sind diejenigen nicht zu weit gegangen, welche den Gedanken aussprachen, daß es einzig die Liebe zu Gott gewesen sey, wodurch ihr Scheiden von der Erde bewirkt ward. Denn sterben oder scheiden in der Liebe Gottes ist allen jenen Seelen gemeinsam, die bis zum letzten Momente in seiner Huld verharren, und in seinen Willen ohne Vorbehalt sich ergeben. Wiederum für die Liebe Gottes zu sterben, ist jedem Glücklichen verliehen, der irgend wie für den Glauben, für den Namen Christi, für das Heil des Freundes oder Feindes sein Leben darzubringen die Pflicht und den von oben gekräftigten Muth hat. Durch diese Liebe zu sterben, war das eigenthümliche Loos, das der heiligen Jungfrau ward, auf welche der gewöhnliche Tod, der (beim Menschen) einzig nur der Sünde Sold ist, kein Recht hatte, wie er denn auch jene Folge nicht nach sich zog, die anderwärts (ohne höhere Dazwischenkunft) nicht ausbleibt. Die Führer und Ältesten seines Volkes hatte Moses[1] daran erinnert, wie sie und die Anderen, bei ihrem jahrelangen Umherziehen in der Wüste, gesund und kräftig geblieben, und wie selbst ihre Gewande nicht abgenützt worden; diesen Schutz vor dem Verderbniß, das die Zeit und die rauhen Einflüsse der Elemente sonst so bald bewirken, schreibt Tertullianus' dem Manna zu, das ihnen zur Nahrung gedient. Gedenken wir der heiligen Jungfrau auf

'de carne chr. 6? - × deut. 8 4 et 29 5.
de resurr. carnis 58?

ihrer mühevollen Pilgerfahrt, welcher die Arbeit, Entsagung und Mühe zum steten Geleite dienten, so finden wir ein Brod des Himmels von unendlich höherer Kraft, das ihr Leben schützte und ihm eine höhere Stellung sicherte, wohin die gewöhnlichen Schädlichkeiten der Naturkräfte nicht reichen können. Bevorrechtet, kraft ihrer Bestimmung, schon durch ursprüngliches Ausgenommenseyn von dem Verhängnisse der Schuld, wunderbar mit einer Mutterwürde begabt, von der ihre Jungfräulichkeit nicht beeinträchtigt wurde, selber der lebendige Tempel und die Ernährerin des Menschgewordenen Wortes, und ihrer erhabenen Erwählung stets durch eigenen, sittlichen Werth im vollen Maße entsprechend, wie sollte sie da noch fähig gewesen seyn, vom Tode mehr als bloß einen Augenblick berührt zu werden? Wie sollte sie nicht an dem Vorrechte ihres Sohnes Theil nehmen, dessen Leib, wie die Psalmen geweissagt, wieder erblühte, und der, als der Heilige Gottes, der Verwesung nicht anheim fiel?

Dahin ging jederzeit die herrschende Ansicht der Gläubigen, und zart genug reden die ältesten Väter nicht von einem »Tode« der Jungfrau, sie nannten das heutige Fest ihren Schlummer. Denn sie wollten nichts, was auf das Gemeinere und Erdhafte deutet, von einer Himmlischen aussagen, deren irdisches Leben die höchste, geistige

und sittliche Schönheit dargestellt. Hatte ihr Urvater David in einem seiner Psalmen bekannt: »mein Herz und mein Fleisch frohlocken zu dem lebendigen Gott,« so war ihr Ausdruck schon durchaus inniger und geistiger: »meine Seele preiset hoch den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott meinem Heile.« Und so spricht sich vorzüglich der heil. Johannes von Damaskus entschiedener darüber aus. »Wie sollte das zugehen, sagt er, daß die Verwesung einen Leib ergriffe, in welchen das wesenhafte Leben aufgenommen ward? Nicht aufgelöset ward er, als Maria diese Erde verließ, sondern unverletzt erhalten, und zu einem höhern Leben übertragen.«

Diese leibliche wie geistige Aufnahme der Jungfrau in die volle Seligkeit ist es eben, die wir heute feiern, und worin ihre Verherrlichung vor jener der übrigen Heiligen sich auszeichnet. Denn auch von diesen noch gelten, in einer gewissen Beziehung, die Worte des Apostels: »sie alle, durch das Zeugniß des Glaubens erprobt, haben doch die Verheißung noch nicht erlangt, indem Gott für uns etwas Besseres vorsah, damit sie nicht ohne uns vollendet würden.« (Hebr. 11.) Jene Vollendung nämlich, von der auch Bernardus bezeugt, daß die Freude, die Glorie, die ewige Beseligung der Heiligen erst mit der Erweckung und Verklärung ihres Leibes zur Vollkommenheit gedeihen

könne, mangelt ihnen noch, und wird ihnen nicht früher zu Theil werden, als bis mit dem Ablaufe der Menschengeschichte die Zahl der Gerechten und Treuen voll geworden. Damals, wenn die Natur die zerstörten Gebilde wieder hergeben muß, werden die Heiligen auch von Seite ihres leiblichen Daseyns mit unsterblicher Schönheit und Glorie bekleidet werden, weil sie lebendige Glieder Christi waren, und folglich durch ihn ihr Leben verbürgt, weil sie Tempel des heiligen Geistes darstellten, und folglich des Wiederaufbaues würdig geworden, ja weil sie oftmals auch, als Werkzeuge der göttlichen Allmacht, schon auf Erden einer höhern Ordnung der Dinge gedient hatten. Alles dieß nun wird von der heiligen Jungfrau in ganz besonderer und eigenthümlicher Weise sich darthun lassen. Sind andre, durch die Verdienste Christi gerechtfertigte Menschen erst seine Glieder geworden, so hat er selber aus ihr unsre leibliche Wesenheit angenommen, um das Haupt der Menschheit zu werden. Sind andre Menschen Tempel des heiligen Geistes, weil die Liebe Gottes, die heiligmachende Gnade ihnen inwohnt, so wohnte in ihr nicht bloß die Fülle der Gnade, sondern auch wesenhaft das Fleischgewordene Wort. Und eben dadurch erscheint sie auch als ein vorzugsweises Organ der göttlichen Allmacht, da sie nicht allein zur Vermittlung des höchsten Mysteriums erwählt ward,

sondern auch durch ihren freien Gehorsam mitwirkte, daher die Väter keinen Anstand nahmen, sie als die Wiederherstellerin des Heiles zu preisen.

Wie nun schon Tertullianus ausruft: »soll etwa diese nicht auferstehen, die auf so vielfache Weise Gottes ist?« so war es auch stets der Gläubigen Ansicht, daß sie vor allen Menschen das Vorrecht genoß, gleich nach ihrem Tode an der Herrlichkeit ihres Sohnes, »des Erstgebornen unter vielen Brüdern,« des Herrn und Erstlings der Auferstehung, Theil zu nehmen. Ihre Aufnahme in die Seligkeit war schon mit der leiblichen Verklärung verbunden, und damit in Einklang steht auch die Stufe der Herrlichkeit, zu der sie erhoben ward. Von den übrigen Beseligten heißt es: »sie werden wie die Engel Gottes seyn,« von Maria aber: »erhoben ist die heilige Gottesgebärerin über die Chöre der Engel.« Wird nämlich das Maß der Herrlichkeit von der Größe des Verdienstes und der Liebe bestimmt, und ist es von Christo verheißen: so jemand mir dienet, wird mein Vater ihn ehren, so werden wir nach solchem Maßstabe leicht erkennen, wie sehr die Glorie der Jungfrau jene der Menschen und Engel überragen müsse. Und dieser Höhe ihrer Verherrlichung wird auch ihr Ansehen entsprechen. Wenn wir die übrigen Heiligen, nach dem Gesetze der Lebensgemeinschaft in Christo, als unsre Fürbitter ehren, so ist es vor allen die Jung-

frau, auf deren Fürsprache wir das größte Gewicht legen dürfen, da sie, bei der Erhöhung ihres Sohnes zur Rechten Gottes, doch nicht aufgehört hat, seine Mutter zu seyn. Wenn einst der glänzende Salomo seine Mutter, die im Begriffe war, ihm eine Bitte vorzutragen, mit den Worten ermunterte: »Fordre immerhin, denn es geziemt sich nicht, daß ich dein Antlitz nicht ehre,« so werden wir nicht fürchten müssen, Menschliches mit Göttlichem zu vermengen, indem wir davon auf das Verhalten des Herrn zu Maria eine Anwendung machen, denn noch immer ehrt er in ihr seine jungfräuliche Mutter, die, wie sie einst seine Erniedrigung getheilt, nun auch von seiner Herrlichkeit umleuchtet wird, und, zur Königin des Himmels erhoben, von sich auch aussagen darf: »du hast meine rechte Hand gehalten, und in deinem Wohlwollen mich geleitet, und zur Glorie mich aufgenommen.« (Ps. 72.)

O daß es auch uns gegeben wäre, einst, am seligen Ziele, mit denselben Worten unseren Dank und Jubel auszusprechen! Aber der Aufnahme in die Glorie muß ein seliger Tod vorangehen, und zu einem seligen Tode wird erfordert, daß wir das irdische Leben als eine Aufgabe der christlichen Geduld, im ganzen Sinne des Wortes, den Tod aber als den Gegenstand unsrer Sehnsucht betrachten, indem auch wir verlangen, aufgelöset zu werden,

um bei Christo zu seyn. »Es gibt Menschen, sagt Augustinus, welche die Kunst erworben haben, in Geduld zu sterben; es gibt auch einige, und dieß sind die Vollkommenen, die es verstehen, in Geduld zu leben. Wer aufrichtig sich darnach sehnt, aufgelöset zu werden, und bei Christo zu seyn, der lebt in Geduld, und stirbt in Freude.« Aber solch eine Sehnsucht wird auch nur jenen erfüllen, der mit dem Apostel behaupten kann, daß weder der Tod noch das Leben, weder Gegenwärtiges noch Künftiges, weder Glück noch Unglück, noch irgend eine erschaffene Macht ihn loszureißen vermöge von der Liebe Gottes, die da gegründet ist in Christo Jesu. (Röm. 8.) Wer ist jedoch so wohl befestigt, wer hat so tiefe Wurzel gefaßt in diesem Lebensgrunde? Wer hat nicht vielmehr Ursache genug zu fürchten, daß bei der vielfachen Untreue, deren sein Herz ihn anklagt, bei der Regsamkeit unordentlicher Neigungen, welche der Sehnsucht zu Gott keine sonderliche Vorherrschaft übrig läßt, sowohl das Leben mit seinen Lockungen, als der Tod mit seinen Schrecken die Macht gewinnen können, von Christo ihn loszureißen? Darum haben die Gläubigen in allen Jahrhunderten ihr Auge und ihr Herz gen Himmel gewendet, wo sie eine barmherzige Mutter wissen, die sie beschützt, für sie wacht und betet, und ganz vorzüglich in jenem letzten Kampfe ihnen beisteht,

der ihr Loos entscheidet. Sie, die Königin des Himmels, die Milde und Gütige, wird auch uns die Mutterhand reichen, damit wir emsiger stets auf dem Wege des Glaubens, des Gottesgehorsams, der Entsagung, der aufrichtigen Gesinnung wandeln, ihrem göttlichen Sohne treu im Leben und im Tode. Amen.

Am Feste der Geburt Mariä.

»Maria, aus der geboren ward Jesus, der genannt wird Christus. (Matth. 1, 16.)

Eingang.

Der Tag, welchen die Überlieferung als den Geburtstag der heiligen Jungfrau bezeichnet, ward von jeher als ein sehr festlicher und freudiger angesehen, und wer die Fülle des Segens kennt, der auf dieser Wunderbaren ruht, wird nicht erst um die Ursache fragen. Lasset uns erfreuen, sagt Petrus Damiani, an der Geburt dieser Herrlichen, als einem Ereignisse, das der Welt neue Freude verkündet hat, und dem menschlichen Heile den Anbeginn bereitet. Allerdings des Jubels würdig ist der Tag, an welchem diejenige zuerst das Licht dieser Welt sah, die bestimmt war, als Tempel und Heiligthum Gottes den Segen zu empfangen, der die Menschenwelt aus den Abgründen des ewigen Todes hob. Bei allem dem kann noch eine Frage entstehen, wenn wir einige der Anti-

phonen hören, mit welchen die Kirche die heutige Feier begrüßt. Da heißt es unter andern: »Die Geburt der glorreichen Jungfrau aus der Linie Abrahams, hervorgegangen aus dem Stamme Juda, die Erlauchte aus der Familie Davids.« Da heißt es ferner noch: »Aus königlichem Geschlechte entsprossen leuchtet Maria, nach deren Fürbitte wir inständigst verlangen.« Wozu ist wohl diese Erwähnung nöthig, und was für ein Gewicht wird augenscheinlich darauf gelegt, daß sie von hohen und königlichen Ahnen ihre Herkunft genommen? Genügt es nicht vollkommen, um ihre Würde auszusprechen, daß wir bei den schlichten Worten des Evangeliums bleiben: Maria, aus der geboren ward Jesus, der genannt wird Christus? Ja, als dieser, der Jungfrau Sohn, auf Erden erschien, hat er nicht sich selbst erniedrigt, und die Knechtsgestalt angenommen, um wie einer von uns zu werden, und hat er nicht an seinem Beispiele uns die Nothwendigkeit der Demuth gelehrt? Wozu also ward die Mutter ihm erwählt, als eine Jungfrau von königlichem Stamme? Wozu eine adeliche Jungfrau, und zwar vom höchsten Adel der Welt, die ihren Stammbaum ununterbrochen hinauf führt, durch sieben und siebenzig Geschlechter, bis zu Adam, dem ersten Könige der Erde?

Nun können wir eine Frage durch die andre beantworten, denn auch Ambrosius stellt die Frage:

»wer ist adelicher als die Mutter Gottes?« Nie war ein Sterblicher auf Erden, und nimmer wird einer kommen, der zu ihrem Adel hinauf reicht. Adelich ist die heilige Jungfrau in jedem Falle, wir mögen diese Bezeichnung in was immer für einem Sinne auffassen; damit wir aber klärer einsehen, warum sie auch von dieser Seite gepriesen und verherrlicht werde, wollen wir zuerst die dreifache Quelle des Adels kennen lernen, um sodann den dreifachen Adel zu würdigen, in welchem Maria durch alle Zeiten leuchtet.

* * * *

Alles, was den Menschen und seine Lebensverhältnisse betrifft, konn von dreifacher Seite aufgefaßt werden, je nachdem wir ihn entweder nach seiner ganzen ungetheilten Wesenheit, oder vorzugsweise nur seine leibliche oder geistige Lebensseite betrachten. Daraus entspringt nun eine dreifache Quelle des Adels, sofern derselbe, (wie schon Gregor von Nazianz gezeigt hat), entweder geradezu von Gott gegeben ist, oder von der Familie und Herkunft sich ableitet, oder aus dem persönlichen Werthe kommt, welcher durch sittliches Verdienst erworben wird. Ist diese Eintheilung freilich deßhalb nicht ganz genügend, weil auch die vorwaltende Begabung der Einzelnen, die dem Familienadel den Ursprung gegeben, sowie das Wollen und Voll-

bringen des Guten, das den Menschen persönlich oder geistig adelt, zuletzt nur Gott zuzuschreiben ist, so kann sie doch, wird nur diese Wahrheit voraus gesetzt, für unsre Absicht hinreichen.

Fragen wir nun um jenen Adel, der, ohne weitere Vermittlung, von Gott selbst den Ursprung hat, den nämlich seine Schöpfermacht ohne Zuthun oder Mitwirken des Geschöpfes hervor gebracht, so finden wir denselben in jener dem Menschen anerschaffenen Würde, die in der heiligen Schrift die Gottähnlichkeit und Ebenbildlichkeit genannt wird. Und wahrlich, was kann adelicher oder edler seyn, als die damit bezeichnete Befähigung, Gottes Wesen und Heiligkeit zu erkennen, als die Kraft, sich aus freier Wahl für seine Liebe zu entscheiden, als die darin gegebene Möglichkeit, mit Gott vereint und aus ihm beseligt zu werden? Wie unter allen Wesen des Mineralreichs nur der Krystall für die Aufnahme und den Durchgang des Lichtes fähig ist, und daher nur diese lichtempfänglichen Steine Edelsteine genannt werden, so ist unter allen Schöpfungsgebilden auf Erden nur einer, der zum Lichte des Selbstbewußtseyns und dadurch zur Erkenntniß Gottes erweckt werden kann, der Mensch nämlich, kraft seines geistigen Wesens, der darum auch alle übrigen Geschöpfe der Erde unermeßlich überragt, der allein die Erde adelt, sowie er dazu

berufen ist, daß in ihm die gesammte Natur zur Verklärung heran gedeihe.

Doch eben weil er nicht bloß geistig ist, sondern mit seiner organischen Lebensseite der Natur angehört, muß auch von dieser Seite her, nach dem Gesetze der leiblichen Herkunft, nach dem Rechte der Familie, ein Adel sich gestalten, wie er denn wirklich von jeher sich gebildet, seitdem es Völker gab; und dieß ist der Adel des Blutes, der Geburt, der Ahnen, der in jeder Beziehung, nach göttlicher wie nach menschlicher Weltordnung, sein Recht und seine Ehrwürdigkeit behauptet. Wieso nach menschlicher Ordnung? Weil es billig und nothwendig so kommen muß, daß gewisse rechtmäßig erworbene Vorzüge des Besitzes und des Ranges auf die Nachkommen sich forterben, und der Familie bleibend angehören; ein Grundgesetz, worauf die Geschichte und Stellung der Völker ruht, so daß ein Volk ohne Adel sicher auch eine sehr neue, oder gar keine, oder eine völlig zerrüttete Geschichte hat, und wo ein Adel untergeht, sofort ein neuer sich erheben wird, der aber dem alten schwerlich gleich kommt. Wieso ferner nach göttlicher Ordnung? Einmal, weil Gott die Menschen dergestalt geschaffen, daß ihr gesellschaftlicher Zustand in Familien sich gliedern und entwickeln muß; sodann weil alle Kraft, Tapferkeit, Weisheit und Geistesüberlegenheit, wodurch die Urahnen adelicher Fa-

milien sich ausgezeichnet, und wodurch sie zu ihrer höhern Stellung gelangt, ursprünglich doch nur als Gaben Gottes anzusehen sind.

Dabei wird nun keineswegs die Sache auf die Spitze getrieben und behauptet, daß es an dem Range und der Würde, wie die Geburt sie verleiht, schon genug, und nichts Anderes sonst vonnöthen sey. Denn der Mensch ist nicht allein (als Individuum) das Kind seines Geschlechtes, der Sprosse seiner Familie, sondern er ist auch geistiges Wesen, oder Person, und sein persönlicher Werth von der Anwendung bedingt, die er, mit Gottes Beistand, von seinen geistigen Kräften macht. Daher die dritte Art des Adels, welche, nach Gregor von Nazianz, aus der sittlichen Tugend erkannt wird. So rühmt der heilige Paulus den Andronicus und Junias als die Edlen oder Adelichen unter den Aposteln (Röm. 16.), so preiset die Schrift das Land glückselig, »dessen König adelich ist« (Eccle. 10.), und es werden die Tugenden der Großmuth, der Gerechtigkeit, der uneigennützigen Liebe, der Sittenreinheit seyn, durch welche dieser Adel sich ausprägt. Wie überhaupt die Alten, noch nicht verflochten in gewisse Wirren und Mißverständnisse unsrer Zeit, darüber ganz unbefangen sich ausließen, so sagt auch der heil. Hieronymus: »jener ist in aller Hinsicht hoch und edel, jener darf dafür halten, daß er seinen Adel

unverletzt wahrt, der sich nicht herabwürdigt, den Lastern knechtisch zu dienen, der vom Unwürdigen sich sondert.«

Dieß würde nun, um ein sehr gemißbrauchtes Wort zu brauchen, als die freisinnige Ansicht der Sache erscheinen; allein gerade von hier aus wendet sich das Blatt, und wir finden uns auf den Anfang zurückgewiesen. Es gibt Überschwengliche, die da meinen, man könne den Spruch vom Adel der Menschennatur, der Allen zukomme, nicht oft genug wiederholen. Nun ist es allerdings die Ebenbildlichkeit mit Gott, die den ursprünglichen Adel der Menschennatur ausmacht; aber wie schmählich verunstaltet ist nicht dieß erhabene Bild? Ist auch ihr Wesen selbst nicht verkümmert, so sind doch ihre Grundverhältnisse in Zwiespalt gerathen und verschoben. Wo ist die Herrschaft des freien Geistes über den unfreien Leib und die, ihn überall hemmende Außennatur? wo die reine klare Erkenntniß? wo die Einstimmung des Willens mit dem göttlichen? Wo das Emporragen über alles Unwürdige, Niedrige und Schlechte? Ist die Lebenseinheit des Menschen nicht gebrochen? hat der Tod nicht, als Naturmacht, in sein Wesen eingegriffen? ist er nicht in seinem ersten Stammvater schon zu Grunde gegangen? Wenn nun der Adel uralter Familien Zeugniß gibt von dem geschichtlichen Bestande der Menschheit, wo ist das

eigentliche Element des Lebens, das damals, bei der uranfänglichen Zerrüttung, den Tod besiegte, und seiner Zerstörung Einhalt that? wo das Fundament, auf welchem, nach ihrem Falle und Zerfalle, die Menschheit wieder erbaut wurde? Wenn ferner der persönliche Werth des Menschen auf seiner Willensgüte, seiner sittlichen Vortrefflichkeit beruht, und doch Niemand aus selbsteigener Kraft das Gute und Göttliche wissen, wollen und vollbringen, Niemand, seiner eigenen Ohnmacht überlassen, aus dem Abgrunde der Schuld und Sünde sich herauf arbeiten kann, wo ist dann die Stütze, die Hülfe, die Kraft und Vermittlung von oben, die ihn mit Gott versöhnt, zu Gott erhebt, die frühere Würde, den ursprünglich anerschaffenen Adel ihm wiederherstellt?

So führt uns dann diese Betrachtung über den Adel der Geburt und des Geistes nothwendig auf den Einen und einzigen zurück, von dem es in der Parabel heißt: »es war ein adelicher Mann, der hinging, ein fernes Reich in Besitz zu nehmen, und dann wieder zu kommen.« Als Mittler und Hohepriester hat er die Schuld und das Verderben von der Gesammtheit hinweg genommen, als neuer und himmlischer Mensch trägt er das Ganze, als Meister und Lebendigmacher durch den heiligen Geist hilft er jedem Einzelnen, der ernstlich will, zur Wiedererwerbung seiner geistigen

Würde. Dadurch ist ein Adel gegeben, der seinen Ursprung bis zu Gott hinauf führt, und allen jenen eignet, »die nicht aus dem Blute, nicht aus dem Willen des Fleisches, sondern aus Gott geboren sind,« die nämlich zur Kindschaft des ewigen Vaters erhoben sind, und dem Vorbilde in Christo nachstreben. Wenn nun, ohne Widerrede, und zwar im höchsten und allseitigen Sinne, er der Edle und Adeliche unter den Menschen, ja ihr unsterblicher König ist, der auch von sich aussagte: »ich bin von oben, ihr seyd von unten,« was werden wir von der erhabenen Jungfrau urtheilen, die seit Jahrtausenden im Plane der göttlichen Vorsehung erwählt und vorbestimmt war, in der Fülle der Zeit das Höchste mit dem Tiefsten zu vereinen, und der Tempel der neuen Schöpfung zu werden? »Aus königlichem Geschlechte entsprossen leuchtet Maria.« So rühmt die Kirche von ihr, und es wird uns nun ein leichtes seyn, die dreifache Begründung ihrer Adelichkeit zu erkennen.

Denn was jenes Siegel der Ebenbildlichkeit betrifft, welches, nach der Schöpfungsidee, dem Wesen des Menschen aufgeprägt worden: so ist es, durch besondere Bevorrechtung und Ausnahme, nur in Maria unverletzt und ungetrübt geblieben; nach der herrschenden Meinung der Kirche blieb sie vom Verhängnisse der Übrigen frei, wie es auch unglaublich ist, daß an ihr die Makel der alten

Schuld sich gefunden hätte, die zur Mutter des Heiligen und Gerechten, in übernatürlicher Weise, erkoren war. Ja, während Gott den Menschen erschaffen nach seinem Ebenbilde, geschah es hier im Gegentheile, daß der Gottmensch, den Maria geboren, die Ebenbildlichkeit des Menschen an sich trug, mit Ausnahme der Sünde. Sind wir nun ferner zur Einsicht gelangt, daß die gefallene Menschheit ohne Erlöser nicht gedacht werden kann, und daß schon die ersten Stammältern unter dem Segen der Erlösung stehen mußten, so werden wir uns nimmer wundern, warum auch die zweite Art des Adels, jene der Geburt, der heiligen Jungfrau eigen sey. Denn nach den Gesetzen der allmählichen Entwicklung des Menschengeschlechtes, bis zu dem Zeitpunkte, da es des neuen Umschwunges fähig wurde, mußte das Erlösungswerk einen eigenthümlichen Gang nehmen, und in einer eigends dazu erwählten Familie eine Linie sich durch die Zeiten schlingen, aus welcher zuletzt derjenige entsproßte und leiblich hervortrat, der bisher als Logos und Gottessohn, in bloß geistigem Verbande, das Ganze erhalten hatte. Darauf bezieht sich die Weissagung des Sehers: »es wird ein Zweig hervorgehen aus der Wurzel Isai (aus Davids Geschlechte) und eine Blume darauf erblühen, auf welcher der Geist Gottes ruhen wird.« In der Stammtafel (Genealogie), die wir heute, als An-

fang des Evangeliums gelesen, ist diese Familienlinie nachgewiesen, die von Abraham, dem Vater der Gläubigen, durch die drei hauptsächlichsten Zeitalter der Geschichte Israels fortgeht, während sie bei Lucas, durch sieben und siebenzig Menschengeschlechter fortgeführt, vom zweiten Adam bis zum ersten hinauf reicht. Und werden wir durch diese letztere (nach Chrysostomus) an jene sieben und siebzigmale Verzeihung erinnert, deren der Herr erwähnt, so finden wir an der ersten die Erklärung seiner Parabel angedeutet, in welcher die dreimalige Sendung der Knechte vorangeht, um die Menschen zum Gastmale des Hausvaters zu rufen, bis letztlich der Sohn selber die Botschaft bringt. Dieser Sohn des Hausvaters, der Logos, in welchem der ewige Vater seine eigene Wesenheit schaut, und durch welchen er die Welt und die Menschen geschaffen, ist jener Jehova, der als unsichtbarer König und Gebieter Israel beherrschte, und der endlich als sichtbarer König, in menschlicher Gestalt und Persönlichkeit, und darum als Nachkomme der Könige, die bloß seine Stelle vertreten, in der Mitte seines Volkes erschien.

Zwar kommen in der letzten Reihe der vierzehn Geschlechter immer dunklere Namen vor, die keineswegs den Schimmer der Fürsten tragen, die in dieser dritten Epoche sich hervor gethan; bis endlich Joseph, der nächste Verwandte der Jungfrau, sowie

diese selbst, fern davon, als Glieder einer Königsfamilie zu glänzen, vielmehr einem dürftigen und untergeordneten Stande angehören. Allein, wer sieht nicht, welch eine große Bedeutung gerade in diesem scheinbaren Widerspruche liege? Der wahre König der Menschheit, der nämlich als der himmlische Adam ihr Fundament und Leben, als Retter und Erlöser auch ihr Gebieter und Richter ist, tritt, seiner menschlichen Abkunft nach, als Sohn einer Jungfrau in die Welt, die in gerader Linie der letzte Sprößling des erlauchtesten Hauses war, daher er, in seiner weltgeschichtlichen Wirklichkeit, der Sohn Davids (in der Apocalypse der Stamm und die Wurzel Davids) genannt wird; nach dem Zwecke seiner Ankunft hingegen, als Theilnehmer an der ganzen Last des Elends, die der Mensch auf sich gewälzt, als Weltversöhner, als Knecht Gottes und Führer zur wahren Herrlichkeit, hat er die Niedrigkeit und Armuth dem irdischen Prunke vorgezogen.

So ist nun zwar eine fürstliche Jungfrau seine Mutter, aber diese Hocherhabene lebt ärmlich und zurückgezogen, die Tochter eines beinahe vergessenen Hauses, von dem aller Schimmer gewichen. Dennoch kann es darauf nicht wesentlich ankommen, ob die Tochter eines uralten und herrlichen Königsstammes in voller Weltpracht schimmert, von einem Hofstaat umgeben, oder ob sie in irgend einem

Winkel der Erde still und unbekannt dahin lebt. Denn solch eine angestammte Würde ist so sicher eine Würde, als irgend eine in der Welt, und deshalb von zufälligem Beiwerk unabhängig; nicht das Purpurgewand macht die Fürstin, wenn gleich derjenigen, die eine Fürstin ist, das Purpurgewand gebührt. Und wem geziemte es im höhern Grade, als der Jungfrau, die nicht bloß nach aufsteigender Linie darauf Anspruch hatte, sondern auch, auf neue Weise, eine größere Hoheit noch gewinnen mußte durch ihren Sohn? »Im Menschengeschlechte, sagt der heil. Petrus Damiani, wird jener adelich genannt, welcher unter seinen Ahnen berühmte und glänzende Namen aufzuweisen hat. Die seligste Jungfrau hingegen, obgleich von erlauchten Vätern entsprossen, hat doch eine viel größere Herrlichkeit des Adels von jenem empfangen, der auf ganz neue und einzige Weise aus ihr geboren wurde; und so adelich sie war als die Tochter der Könige, so ist sie doch erlauchter noch als Mutter des höchsten Königs.«

So wahr nun diese Ansicht bleibt, treffender doch ist die Bemerkung des Abtes Guerricus: daß die Jungfrau, obwohl aus königlichem Geschlechte entsprossen, doch einen höhern Werth noch durch ihre königliche Sitte und Tugend erlangte. Niemand zweifelt an der Wichtigkeit der Aufgabe, die da verlangt, daß zu der Würde des angestammten

Adels auch die Hoheit der Sitte und Gesinnung sich geselle, und eben hierin liegt es, was der fürstlichen Jungfrau, der Tochter der heiligen Anna, den höchsten Glanz gewährt. In der Denkschrift, worin Hieronymus das Andenken der heiligen Fürstin Marcella ehrt, sagt er unter anderm: »ich will nichts an ihr rühmen, es sey dann, was ihr eigenthümlich und deßhalb um so edler ist; denn indem sie auf Reichthümer und Rang keinen Werth gelegt, ist sie in ihrer freiwilligen Armuth und Niedrigkeit um so adelicher geworden.« Und so hat schon der Märtyrer Justinus die Behauptung ausgesprochen: seliger sey die heilige Jungfrau zu preisen um ihrer Tugend willen, durch welche sie ihrer Auserwählung sich würdig machte, als um dieser Auserwählung selbst willen, die ihr die Würde einer so erhabenen Mutterschaft verliehen.

Wenn wir demnach die Antiphone der Kirche hören: »aus königlichem Geschlechte entsprossen leuchtet Maria, nach deren hülfreicher Fürbitte wir eifrig verlangen,« was für Gedanken werden in uns davon angeregt? Wir grüßen sie allerdings, schon heute, da wir den Tag ihrer Geburt feiern, als unsre rechtmäßige Herrin, als die Königin des Menschengeschlechtes, auserwählt unter Millionen, vorgesehen von Gottes erlösender Liebe von Anfang her, erhaben über alle Geschöpfe durch das Wunder, das an und in ihr sich erfüllte. Wir

verehren sie als eine Königin, die nach keinem Schimmer irdischer Hoheit Verlangen trug, die auch keinen Anstand nahm, einem armen Handwerker als verlobte Gemahlin die Hand zu reichen, was dermalen jede wohledelgeborne bürgerliche Jungfrau einem schrecklichen Unglück gleich halten würde. Wir verehren sie als die Edelste und Vornehmste aller Menschen, adelich durch die ihr anerschaffenen Vorzüge, ihre angeborne makellose Reinigkeit und Gnadenfülle; adelich durch die Hoheit der Ahnen, von denen sie stammte, und die unendlich größere Hoheit desjenigen, den sie gebar; adelich ferner noch durch ihre Demuth, ihre gottinnige Liebe, ihre Großmuth und sittliche Vollendung. Und was wünschen wir durch ihre Fürbitte zu erlangen? Daß wir gleichfalls veredelt, daß wir zu jenem Adel erhoben werden, den die Wiedergeburt aus Gott verleiht, und von welchem der Apostel sagt: »die vom Geiste Gottes bewegt werden, diese sind Gottes Kinder.« Glückselige Jungfrau, Zierde und Freude der Menschenwelt, hilf uns durch deine Fürbitte empor zu dieser Würde; lasse alle diejenigen deinen Beistand erfahren, die für deine Schönheit, deine Hoheit, deine himmlische Güte den Herrn der Allmacht preisen. Amen.

Am Feste der Kirchenweihe.

»Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, weil auch dieser ein Sohn Abrahams ist.« (Luc. 19, 9.)

Eingang.

Wenn die Mauern eines im Werden begriffenen Hauses bis zur beabsichtigten Höhe hinan geführt sind, und nun die Zimmerleute dort sich anschicken, den Dachstuhl darauf zu setzen, so richten sie oben den Gipfel eines Tannenbäumchens auf, von welchem buntfarbige Bänder flattern, zum festlichen Zeichen. Worin beruht die Freude, die sich daran kund geben soll? Darin, daß auf dem Platze, der vordem öde und wüst gelegen, ein neues, wohlgeordnetes Gebäude, eine Schöpfung der Kunst und des Fleißes, über die Erde sich erhebt. Da werden dann Familien einziehen, mit ihrem Lebensglück oder Gram darin wohnen, sich behaglich einrichten, auch wohl zu ihrer Zeit wieder auswandern oder aussterben, und Anderen Raum machen

Und nicht zu Wohnungen allein sind diese regelmäßigen, vor der Witterung geschützten Fachwerke bestimmt, sie dienen auch den Künsten und Gewerben zur Werkstätte, deren das gesellige Leben bedarf, oder an die es sich verwöhnt hat, sowie verschiedenen anderen Zwecken, auf deren Aufzählung es hier nicht ankömmt. Nun gibt es aber noch eine Art von Gebäuden, die weder zur Wohnung noch zur Belustigung oder Hanthierung dienen, es wird in denselben weder gewebt, noch gebraut oder gehämmert, sie scheinen weder dem Betriebe des Handels noch sonst einem Geschäfte des Gemeinwohls zu nützen, dennoch werden sie hoch in Ehren gehalten, und so gut als möglich ausgeschmückt; und wenn der Jahrestag ihrer Vollendung und Widmung wiederkehrt, wehen und flattern wieder die Fahnen von den Zinnen, und künden ihre festliche Feier an, wie sie auch heute von uns in diesem Hause begangen wird. Und worin liegt die Ursache dieser Festlichkeit der Kirchenweihe? Sie ist in ihrem ganzen Umfange ausgedrückt in den Worten, die der Herr im Hause des Zachäus gesprochen: heute ist diesem Hause Heil widerfahren, weil auch dieser ein Sohn Abrahams ist, im Glauben und in der Liebe zur Kindschaft Gottes erhoben. Denn was dort sichtbar geschah, wiederholt sich seither unsichtbar in jeder Stätte des christlichen Gottesdienstes. Im Hause des Zachäus kehrte der Erlöser

ein, um ihm und den Seinigen das Heil zu bringen; im Hause des Erlösers kehren Wir ein, um Ihn und das Heil zu finden. Und dieß sind die Gesichtspunkte, um welche unsre heutige Betrachtung sich wenden möge.

* * * *

Alle Straßen und Plätze der ansehnlichen, palmenbeschatteten Stadt Jericho sind mit Menschen angefüllt, alles eilt und drängt sich durcheinander, und sucht in die vorderste Reihe des Gewühls zu kommen. Da blicken auch die Geschäftsmänner auf von ihren Tischen, sie fragen, was es gebe, und die Antwort lautet: Jesus kommt, Jesus von Nazareth, der große Prophet, er zieht die Straße daher. Und wie es in der Offenbarung heißt, so ward es schon hier im Vorgefühl rege: »und der Geist und die Braut (die Kirche) rufen: komme; und wer es vernimmt, der sage gleichfalls (zu den Übrigen): komme.« Der Geist der Liebe und Freudigkeit wehte seinen Schritten voran, die Menschen weckend und rufend, und so eilen sie aus allen Häusern und Hütten dem Zuge entgegen, die Alten und die Jungen, die Rüstigen und die Schwachen; selbst die Kinder werden auf den Armen ihrer Mutter empor gehalten, damit auch sie den Erlöser sehen, der ja gesprochen hat: lasset die Kleinen zu

mir kommen. Wie es nun bei solchen Anlässen geschieht, wo die wogende Menge sich drängt, eines ersehnten Anblickes harrend, so auch hier; die Behutsamen und Gebrechlichen halten sich fern, oder suchen die Aussicht von einem sichern Erker; die Muthigen aber, und die eben nicht fürchten müssen, irgend ein Gesetz des Anstandes zu verletzen, wissen sich überall zu helfen; die Äste der Bäume, die Giebel, die Dachrinnen, die Schornsteine, die Denksäulen, gewähren ihnen die Stätte, von wo sie alles überblicken. Und unter diese Klasse der Schaubegierigen hat sich dießmal ein Mann eingefunden, dem man solch ein kindisch oder wohl gar gemeines Benehmen nicht zugemuthet hätte, denn es ist ein reicher, und in seinem Kreise sehr angesehener Mann, der Vorstand der Zöllner. Kaum war der Ruf von der Ankunft des Herrn zu ihm gedrungen, als er schon seine Zahltische und Arbeiten verließ, an nichts anderes mehr denkend, als wie es ihm gelingen möchte, den Heiland zu sehen; aber nicht stark genug, um durch das Getümmel sich zu drängen, nicht groß genug, um über die Schultern der Andern hinüber zu schauen, auch nicht anmaßend genug, um den Meister zu sich ins Haus zu laden, wie wollte er es anfangen, um seine Wünsche dennoch zu erreichen? Der Mann von kleiner Statur und großer Gesinnung, der reiche Mann mit dem hülfsbedürftigen Herzen

ersah sich seinen Ausweg, er wählte das erste beste Mittel; unbekümmert um das Urtheil der Menge kletterte er einen wilden Feigenbaum hinan, der an einer Stelle stand, wo der Ersehnte vorüber kommen mußte.

Und siehe, er kam, doch zog er nicht vorüber. Der Herr, der seines neuen Jüngers Herz gerührt, hatte ihn vorlängst schon gesehen; er, der die Demüthigen und ihrer Dürftigkeit Bewußten zu sich beruft, wußte schon seinen Namen. An der ganzen weithin gedehnten Schaar des Volkes, auch an gar vielen Scheingerechten, Prunkenden und Dünkelvollen, die ein großes Haus führten, ging er vorüber; in der weiten volkreichen Stadt schien keine einzige Wohnung zu seyn, in die er einzutreten verlangte, als jene des Zöllners Zachäus, auch kein andrer Mensch, dem er in solchem Maße die Reichthümer seiner Gnade mittheilen mochte, als der so rücksichtslos, wie ein unbefangener Knabe, auf dem Baume saß, und dessen Herz ihm entgegen schlug. Bei ihm stand er stille, zu ihm erhob er sein Auge, zu ihm sprach er die freundlichen Worte: Steig' eilends herab, Zachäus, denn heute muß ich in deinem Hause Einkehr nehmen. Und so eilfertig der Gerufene hinan geklommen, so behende und voll Jubel stieg er hinab, um den Meister und die Jünger in seinem Hause zu beherbergen; eine Ehre, eine Wonne, zu welcher einen

Augenblick vorher seine kühnsten Wünsche nicht hinauf gereicht hätten.

Und schwerlich werden wir hier fragen, was er dabei gewonnen, was diese Bewirthung ihm genützt habe, obschon diese etwas niedrige Frage nicht zu den seltenen gehört. Schlägt irgendwo ein mächtiger Fürst, auf einer Reise, bei einem Landmann oder Bürger seine Wohnung auf, so wird man von der Auszeichnung, von der Gunst, von den Gnadengeschenken reden, die etwa dem Glücklichen zu Theil geworden. Zeigt ein sehr hoch gestellter Mann, ein mächtiger Gebieter, einem Geringen und bisher wenig Beachteten ein freundliches Angesicht, ein wohlwollendes Lächeln, so flüstert sofort einer dem andern zu, was wohl aus diesem Menschen jetzt werden dürfte. Wenn nun zu einem Adamssohne, der als solcher schon armselig und dürftig genug ist, kein Geringerer kommt, als der König der Menschheit, der Herr des Lichtes, wenn er ihn seines Besuches, seines Grußes, seiner herzlichen Liebe würdigt; sollte es nicht auch da zu vermuthen erlaubt seyn, aus diesem Menschen müsse noch etwas Rechtes und Großes werden? Das mag uns nun Zachäus selbst am besten beantworten. Denn unter den Leuten, welche die Begegnung mit angesehen, befanden sich freilich auch Manche, die, als die Bevorrechteten und über den gemeinen Haufen der Sünder hoch

hinaus Gestellten, solch einen Vorgang durchaus nicht billigen konnten. Sie tadelten den Herrn und seine, wie sie versicherten, höchst unschicklich getroffene Wahl. Warum, so murrten sie, hat er uns, die wir doch offenbar die echten Gottesverehrer und Gotterwählten sind, so wie unser Haus verschmäht, und dafür an jenen Vorstand der Zöllner sich gewendet, der eben so offenbar ein verworfener Sünder ist, ein Heidenknecht, ein Diener der Römer, ein Mensch, der den Sabbath nicht achtet, und welchen Gott verdammt hat?

Der Mann, über welchen diese Schmähungen ergingen, war weder unempfindlich genug, um sie überhören zu können, noch stolz genug, um sie mit völliger Verachtung abzuweisen, ihm lag es vielmehr am Herzen, die wahre Rechtfertigung zu erlangen, die vor Gott und seiner Allwissenheit die Probe hält; in dieser Wahrhaftigkeit und Einfalt der Gesinnung stand er vor seinem angebeteten Gaste, und bekannte: Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und so ich jemand beeinträchtigt habe, erstatte ich das Vierfache. Was wollte er sagen damit? Er weiß, daß er einem Auge gegenüber steht, dem kein Menschenherz sich bergen kann, er darf daher die Mühe sparen, jene Beschuldigungen von sich abzuwälzen, oder vollends seine eigene Gerechtigkeit zu schildern; weit ent-

fernt von so thörichtem Beginnen gedenkt er bloß der Art und Weise, wie er von Ungerechtigkeit sich rein zu machen gesonnen, und wie er es damit noch ferner zu halten gewillt sey. Nun ist aber diese Handlungsweise, die er sich vorgesetzt, keineswegs so geringfügig, daß sie nicht eine nähere Beachtung verdiente. Wenn er die Hälfte seiner Güter den Dürftigen gab, und das ungerecht Erworbene mit reichlichen Zinsen zurückstellte, indem er es vierfach ersetzte, so gestaltet sich das zu einer kleinen Rechnungsaufgabe, mit dem Zwecke, sowohl den Betrag von dem auszumitteln, was Zachäus ungerecht erworben, als von dem Reste, der nach einem solchen Vorgange ihm übrig bleiben konnte. Die Auflösung wird jeder ohne Mühe finden. Indem nämlich die eine Hälfte seines Vermögens schon als Spende für die Armen wegfällt, und folglich die vierfache Rückerstattung nur von der übrigen Hälfte geleistet wird, so kann, was als ungerecht erworbenes Gut in seinen Händen sich befand, im äußersten Falle nur den achten Theil seines Vermögens ausgemacht haben; ein Verhältniß, das in gewissen (schicklicherweise nicht nennbaren) Orten und Zeiten noch für ganz ehrbar gelten möchte. Was blieb ihm aber, nach demselben Rechnungsgesetze übrig? Wenn jenes unrecht Erworbene nur den hundertsten, auch wohl den sechzehnten Theil seines Vermögens bildete, immer noch etwas Nahmhaftes; wenn es

aber nicht weniger als der achte Theil war — Nichts. Armer Zachäus, den sein redlicher Eifer so schnell zur Armuth herabgebracht! Und doch versichert der Herr, seinem Hause sey Heil widerfahren? Allerdings, aber ein Heil, eine Wohlfahrt, mit deren Schätzung der irdische Verstand sich nicht befassen kann. Hätte Zachäus in Geld und Gut sein Heil, seinen vollen Frieden gefunden, was sollte ihn bewogen und getrieben haben, hinaus zu eilen, um Jesum zu sehen? Im nüchternen Geiste des Alltagslebens hätte er das Treiben und Rufen des Volkes wenig beachtet, und mit dem weisen Wahlspruch: »das Geschäft geht allem andern vor,« seine Arbeit fortgesetzt. Doch eben das Heil war es, das er suchte, und das er selbst im rechtmäßigen Antheile seiner Güter nicht finden konnte.

Worin aber besteht das Heil? Nicht in der gegenwärtigen Gesundheit und Frische des Lebens, denn zu groß ist ihre Abhängigkeit von unzähligen Momenten, und so dauerhaft sie war, schützt sie den Leib doch niemals vor dem endlichen Loose der Vermoderung; auch ist das Heil nicht leiblich zunächst, sondern geistig. Darum wird es auch vergeblich im Taumel des Sinnengenusses gesucht, indem die Fülle der Üppigkeit, statt die Sehnsucht des Geistes zu stillen, ihn noch tiefer hinabdrückt in furchtbare Öde und Leere. Und was immer Glän-

zendes und Freudiges wir ersinnen mögen, was in bunten Bildern uns vorschwebt, was die Hoffnungen und Träume der Jugend ausfüllt, irgend einmal zerrinnet es gleich leichtem Nebelgewölk, und hinter dem Gaukelspiel zeigt sich ein grauenvoller Abgrund; dieser Abgrund aber ist die Finsterniß unsrer eigenen Seele, denn aus unserm Innern, wie der Prophet bezeugt, ist das Verderben, und je mehr wir der falschen Glückseligkeit, den Truggebilden unsrer Leidenschaften nachstreben, desto sicherer erreicht uns das Unheil. Was ist also das wahrhafte Heil? Das göttliche Licht des Glaubens, das siegreich durch alle Schatten des Wahns und der Unwissenheit bricht; die Erkenntniß der göttlichen Liebe oder Willensheiligkeit, die unsrer Lüge widerstreitet, und unsre Beseligung will; die Kraft der Hülfe von oben, die aus der Region der Nacht und der Schuld uns rettet, und aus der Zerrüttung und Knechtschaft wieder herauf hebt zur Huld des ewigen Vaters; das Leben, das vorerst unsern Geist, und dann, wenn die große Zeit gekommen, auch unsern Leib wieder erneuern soll; mit einem Worte, alles das, was der Erlöser uns vermittelt und gebracht, als er uns heimgesucht, der Aufgang aus der Höhe, als er einkehrte in der Heimath der Schuld, des Elends und des Todes, um zuerst durch sein Sühnungs-

werk der göttlichen Güter uns fähig zu machen, und sie dann uns von oben zu senden.

Wie aber erlangen wir die Theilnahme an diesem Heile, und auf welchem Wege wird es uns zugewendet? Dadurch, daß wir aufgenommen werden in seine Lebensgemeinschaft, in der Weise, wie er es angeordnet; daß wir sein Lehrwort vernehmen und uns aneignen, daß wir in sein Opferverdienst eingehen, sogar die Quelle unsrer höhern Ernährung in ihm finden, und in seinem Namen den Vater anrufen. Wo aber geschieht dieß alles? Vielleicht unter freiem Himmel? oder in der einsamen Kammer? oder in der Stille und Einsamkeit unsrer Seele? Kommt es dadurch schon zu Stande, daß wir ein Erbauungsbuch lesen, oder uns auf sonst eine Weise zur Andacht stimmen? Geschieht es überhaupt auf irgend einem völlig verborgenen, unsichtbaren, durchaus nur innerlichen Wege? Und kann das fortgehende Werk der Erlösung und des Heils, das für die Menschengesellschaft angeordnet ist, von der sichtbaren Welt ganz unabhängig seyn? Wir fragen bei dem trefflichen Manne nach, dessen schönsten Lebenstag wir heute betrachtet, und was lehrt uns sein rührendes Beispiel? So groß die Hindernisse waren, die seinem Verlangen sich entgegensetzten, so ließ er sich doch daran nicht genügen, den Heiligen, zu dem er sich so gewaltig hingezogen fühlte, bloß im

Innern seines Herzens zu verehren, um gleichsam einen jener Weisen vorzustellen, denen, wie sie versichern, an den Formen und concreten Erscheinungen nichts liegt; ganz so rücksichtslos, und nur Einem Gedanken folgend, wie Magdalena, als sie Christum beim Gastmale des Pharisäers aufsuchte, umfaßte er die Thorheit des Kreuzes, er schwang sich auf die Äste des Baumes, der am Wege stand; dort sah er den Retter, den Freund, und dieser ihn, dort fand er Erweckung und Stärkung zum neuen Leben, dort den Frieden, das Heil, für sich und alle die Seinigen.

Was wird er wohl späterhin, so oft ihn sein Weg vorüber führte, mit der innern Herzensstimme zu diesem Baume gesagt haben? Glückseliger Baum, du Baum des Paradieses, du hast mir die Stätte gewährt, von welcher ich meinen Erlöser sah, du hast seinen Gnadenblick zu mir gezogen, du hast himmlische Früchte mir gebracht, und mich des Heiles versichert. Und wie anmuthig, wie ehrwürdig, wie groß mochte ihm seine Wohnung erscheinen, seitdem die Sonne der sittlichen Welt sie mit ihren süßen Strahlen erleuchtet, seitdem Jesus seines Besuches sie gewürdiget hatte? Wahrlich, wenn auch wir einen Ort wüßten, wo dasselbe Glück uns zu Theil würde, wo wir Jesum sehen, ihm huldigen, mit ihm verkehren dürften, wären wir dann nicht unseres Heiles ge-

wiß? Nun ist aber ein solcher Ort längst schon vorhanden, er findet sich in jedem christlichen Gotteshause, in jedem zum Gottesdienste geweihten Kirchengebäude. Wollen wir Christum sehen? Nirgends auf Erden erscheint er in leiblich wesenhafter Gegenwart, es sey dann in der Opferhandlung, und in seiner Liebesgabe, der Eucharistie. Wollen wir von ihm gesehen werden? Nirgends ruht sein Auge auf uns (bei sonst gleichen Umständen) mit größerer Huld, als eben an diesem Orte, den er nicht sowohl seiner göttlichen (an keinen Raum gebundenen) als vielmehr seiner menschlichen Gegenwart gewürdigt, obwohl auch von jener göttlichen Gegenwart schon dem Salomonischen Tempel verheißen war: »meine Augen und mein Herz werden dort seyn an jeglichem Tage; mein Aug und mein Ohr werden dem Flehen desjenigen sich öffnen, der an diesem Orte beten wird.« (2. Par. 7.) Entkleiden wir diese Rede ihrer bildlichen Form, so sagt sie uns dasselbe, wie jenes bekanntere Wort: mein Haus wird ein Haus des Gebetes genannt werden bei allen Völkern; sie lehrt uns, wie es allerdings dem göttlichen Willen und dem Wesen der Erlösung gemäß sey, daß für die vorzüglichsten Mittel und Wege, auf welchen das Heil uns mitgetheilt wird, ein Haus, ein Tempel, eine Stätte des öffentlichen Cultus bestehe, wo auch unser Gebet am sichersten Erhörung findet,

und wo es Niemanden, der nur einen guten Willen mitbringt, an einer Regung der Andacht fehlen kann. »Was scheinen wohl, sagt Gerson, diese Bilder und Altäre, diese Festklänge und Lieder, so wie alles was hier gelesen und vorgenommen wird, anders zu verkünden und zu ermahnen, als daß wir unser Herz erheben zu Gott, wie dieß beim Hochamte uns zugerufen wird? Niemals aber wird der Sünder zu Gott sein Herz erheben, ohne sich von Reue bewegt zu fühlen.«

Wenn es demnach kein anderes Haus gibt, in welchem die Mysterien des Heils gefeiert werden, als jenes, das wir (im concreten und materiellen Sinne) eine Kirche nennen, und wenn jedes Kirchengebäude, das dem öffentlichen Culte dient, so leibhaft den Heiland und Gottmenschen beherbergt, wie einst jenes Haus zu Jericho, was sollen wir von der Errichtung und innern Ausstattung eines solchen Baues halten? Es wird zum Zeugnisse der Huldigung aufgerichtet, die wir einem unsichtbaren, heiligen Gebieter und Vater darbringen, soll es dieser höchsten Widmung nicht dadurch entsprechen, daß es vor andern Bauwerken möglichst sich auszeichnet? Es ist zum Heiligthume bestimmt, worin das Opfer unendlichen Werthes gefeiert wird, das uns die Versöhnung gebracht, und in nachbildlicher Weise das fortwährende Leben des Herrn unter uns vermittelt; sollen sich die christ-

lichen Gemeinden für so hohen Zweck mit dem ersten besten Raume behelfen, an dem es etwa genügt, wenn er nur vor Regen und Sturm geschützt ist? »Siehe die Wohnung Gottes bei den Menschen, und er wird bei ihnen wohnen!« Wenn dieß im alten Bunde auch nur in vorbildlicher Weise geschah, und dennoch so große Sorgfalt auf den Bau und Ausschmuck der Stiftshütte, später des Tempels, gewendet wurde, welcher Glanz geziemt erst jedem Kirchengebäude, das von Chrysostomus der Königssitz Christi genannt wurde? Wenn die Lehrschulen, die Kaufbuden, die Gartenhäuser, die Stätten, in welchen man Arzneien verwahrt und bereitet, die Ball- und Speisesäle, nach den jeweiligen Begriffen von dem, was man schön und zierlich nennt, eingerichtet und geschmückt werden, warum nicht ganz vorzüglich die Räume, die den höchsten Zwecken des Lebens geweiht sind? Noch immer gibt es Leute, die in dieser Beziehung auf die Andacht im Geiste und in der Wahrheit, so wie auf die edle Einfalt hinweisen, die keiner Äußerlichkeit bedürfe; doch vergessen sie dabei die Hauptsache nur, daß es gerade die heilige Kunst sey, die so ganz vorzüglich dem höhern Leben dient, und daß es gerade jene edle Einfalt sey, welche die herrlichsten Kunstwerke der christlichen Welt zu Tage gefördert.

Allerdings fanden, während der ersten Jahr-

hunderte, die kirchlichen Versammlungen im Innern der Wohnhäuser statt, auch wohl oft genug in unterirdischen Gängen und Höhlen. Als aber die Stürme der blutigen Verfolgung sich legten, als unter Constantin dem Großen der christliche Cultus frei sein Haupt erheben durfte, da sah man überall prachtvolle Kirchen emporsteigen, die unter freudigem Jubel für ihre erhabene Bestimmung eingeweiht wurden. Damals, wie Eusebius berichtet, wurde die Festlichkeit der Kirchenweihe mit großer Wonne gefeiert; der Liebe schien keine Entfernung zu weit, von allen Seiten strömten die Menschen zusammen, und als wahrhafte Glieder des Leibes Christi erfreuten sie sich der innigen Geselligkeit. Was aber die jährliche Wiederholung dieser Feier betrifft, so sagt davon Augustinus: würdig ist es und wohlbegründet, daß wir mit festlicher Freude den Tag feiern, da der Stein gesegnet und gesalbt worden, welcher der Consecration der göttlichen Opfer dient. Am Tage, da dieß geschehen, ist diesem Hause Heil widerfahren, denn die Einweihung ist gleichsam das Heil der Kirche; durch sie wird dieß Gebäude dem göttlichen Lebensverkehr mit den Menschen gewidmet, die hier durch Lehrwort und Gebet, durch Gottes Lob in Psalmen und Hymnen, durch die Theilnahme an den Mysterien, und das Sacrament der Buße, die Rechtfertigung und Belebung finden.

Denn der Sohn des Menschen ist ja gekommen, zu suchen und zu retten, was verloren war, und dieß ist das Werk, um dessen Willen er in diesem Hause, wie einst in jenem zu Jericho, seine Einkehr genommen.

Und hier eben ist es, wo unsre Betrachtung noch einmal sich wendet. Als der Herr auf die Bekenntnisse des Zachäus erwiederte: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, wird er nicht sowohl das Gebäude von Holz und Stein damit bezeichnet haben, als vielmehr des Hauses Bewohner. Und daß es allerdings so war, zeigen schon die folgenden Worte, die er, um die Scheingerechten und Ankläger zurecht zu weisen, hinzufügte: weil auch dieser Abrahams Sohn ist, dessen Geist und Gesinnung nämlich, dessen Glauben und Werke an ihm so deutlich ausgeprägt erscheinen. Denn wie Abraham sich immerdar sehnte, die Ankunft des Herrn, »den Tag des Menschensohns«, zu schauen, so brannte auch Zachäus von Verlangen, das Angesicht Jesu zu sehen; wie Abraham, mit jenen drei Engeln, den verborgenen Jehova in seinem Hause aufgenommen, so Zachäus den Herrn mit seinen Aposteln; aber statt der Verheißung des Segens empfing Zachäus die Fülle dieses Segens selbst, er ward aus seinem bisherigen sündhaften Zustande zur Würde der Kinder Gottes erhoben; denn nicht in seine Wohnung bloß, auch in sein

Herz war Jesus eingegangen, die göttliche Gnade hatte darin ihre Wohnung genommen. So kehren dann auch wir in dem Hause ein, wo Jesus den Thron seiner Gnade aufgeschlagen, damit in unserm Innern eine würdige Wohnung ihm bereitet werde, und er einkehre in uns. Denn, wie der Apostel sagt: »der Tempel Gottes ist heilig, und dieser Tempel seyd ihr selbst (1. Cor. 3.), eure Glieder sind der Tempel des heiligen Geistes, der in euch wohnt, traget und verherrlicht also Gott in eurem Leibe.« (1. Cor. 6.)

Dieß also ist die letzte und innerste Beziehung unsres Festes, in sofern es nach Rupertus das gemeinsame Fest der Wiedergeburt aller Gläubigen darstellt, die Einer Gemeinde, und dem ihr bestimmten Kirchengebäude, angehören. Wir haben dabei gar sehr zu beherzigen, daß es nur dann ein Freudentag für uns seyn wird, wenn der innere Mensch in uns wirklich Gott geweiht und ein Tempel Gottes geworden, dem auch keine äußere Unzier roher und unlauterer Sitte anklebt. Es geschieht aber die Einweihung eines neuen Gotteshauses durch den Bischof in einer Reihe von Vorgängen oder Functionen, wohin zuerst die Aspersion mit dem Weihwasser gehört, sodann die Inschrift in Kreuzesform, dann die Aufzeichnung der Kreuze an den Wänden und ihre Salbung, die Erleuchtung der Hallen durch brennende Kerzen, endlich

die Benediction oder Segnung. Alles dieß soll, nach dem Willen des ewigen Hohenpriesters auch an uns, seinen lebendigen Tempeln geschehen. Die Besprengung deutet auf die Läuterung von der Sündenschuld, die wir, bei aufrichtiger Reue, durch die Theilnahme an seinen Verdiensten erlangen. »Du wirst mich besprengen mit Hyssop, und ich werde gereinigt werden, du wirst mich waschen, und ich werde weißer als der Schnee seyn.« Die Inschrift mahnt uns daran, daß sein Lehrwort und Gebot in unserm Innern leben soll, gleichwie es beim Seher verheißen ist: »ich werde mein Gesetz in ihr Inneres pflanzen, und in ihr Herz meine Gebote schreiben.« (Jer. 31.) Die Salbung ist das Symbol der Mittheilung des heiligen Geistes, welcher der Geist der echten Liebe und Andacht ist; sie wird aber mit dem Kreuzeszeichen verbunden, weil ohne Kreuz Niemand Christo angehört, und doch erst die Liebe, die es freiwillig trägt, ihm die rechte Bedeutung gibt. Wie es aber der Apostel ausdrückt: »die Salbung wird euch über alles belehren,« weil der Geist der Liebe und Wahrheit allein uns für die rechte Erkenntniß befähigt, so folgt auf die Salbung billig die Erleuchtung, und es bedarf dann nur noch des Segens von oben, wovon es im Psalme heißt: »es segne dich der Herr aus Sion, daß du die Güter Jerusalems (die Gaben der göttlichen Gnade)

1 Joh. 2 27.

besitzest alle Tage deines Lebens.« Ja durch die Kraft dieser Segnung geschieht es, daß der Sterbliche, der in diesem Lande der Verweisung, in Jericho, eine ärmliche, wandernde Bundeshütte des Herrn, ein dürftiges Heiligthum gewesen, dereinst im himmlischen Jerusalem, zu einem herrlichen und lichten Tempel erbaut und verklärt wird, auf ewigem Fundamente. Und darum, o Herr, da wir ohne dich nichts Heilsames zu thun vermögen, hast du den Thron deiner Güte unter uns aufgerichtet, damit wir mit Vertrauen hinzutreten, um Barmherzigkeit und Gnade zu finden, alle die Tage unseres Lebens. Amen.

Am Feste aller Heiligen.

»Und nachher sah ich eine große Schaar, die Niemand zählen konnte, von allen Nationen, Völkern und Sprachen.
(Offenb. 7, 9.)

Eingang.

»Der Winter ist vergangen, der Regen hat aufgehört, die Blumen sind auf unsrer Erde erschienen, die blühenden Weinberge hauchen ihren Duft.« So lesen wir im hohen Liede. Unser Gesang ist entgegen gesetzten Inhalts; denn längst sind die Erndten von den Feldern verschwunden, das Gras der Fluren ist vom Reife versengt, die Blätter fallen, die Regengüsse wechseln mit Schneeflocken, der Winter naht mit langsamen, doch sichern Schritten. Je öder jedoch, in unsrem Klima, die Oberfläche der Erde, desto schöner zeigt sich bei heiteren Nächten der Himmel, desto reicher und glänzender die Sternbilder, die an ihm kreisen. So ermahnt uns heute auch die Kirche, hinan zu blicken zu den leuchtenden Sternen, zur Blü-

thenflur und den Palmen einer andern Region, von der nur der Glaube uns Kunde gibt; sie feiert das Fest aller Heiligen, das Andenken aller der Trefflichen, die auf Erden gleich uns gekämpft, geduldet, vielfache Gefahren bestanden, auch wohl durch manche Gebrechen und Fehler sich durchgewunden, und die nunmehr ruhen von ihren Arbeiten in der Fülle und Seligkeit eines Friedens, der alles unendlich übersteigt, was im Gebiete unsrer Begriffe liegt.

Was für ein süßer Gedanke, irgendwo auf Erden ein Land, ein Alpenthal, eine Stadt zu finden, wo lauter treffliche Menschen wohnen, alle rechtlich, friedfertig, höflich, liebreich, gewissenhaft, von strengster Sittlichkeit, und voll Eifer für Gottes Ehre, dabei keine Kopfhänger, sondern geistreich, fröhlich, weder Langeweile empfindend, noch Andern erregend? Aber dieser Gedanke ist höchstens nur ein süßer Traum. Auf Erden ist solche Geselligkeit nicht zu finden, und selbst, wenn sie einige Tage lang möglich wäre, müßten die hier heimischen Mächte der Leiden und des Todes gar unsanft sie stören; was aber hier nicht vorhanden, hat seine Heimath in jener uns unbekannten Lichtregion, die wir den Himmel, den Wohnort der Seligen nennen. Dort ist unzerstörlicher Frieden. Dorthin reicht weder Neid noch Hochmuth, dort haben auch die Elemente unsrer

Erde keine Gewalt; dort bedarf es keiner Sonnenbeleuchtung, denn die ewige Gottheit selber ist der Seligen Licht, und die Klarheit Christi. So wunderbar nun diese Versammlung, so groß auch ist ihre Zahl. Und wenn uns der oft wiederholte Ausspruch Christi mit Furcht und Sorge erfüllen mag: »Viele sind berufen, wenige sind auserwählt,« so sind, zu unserm nicht geringen Troste, dieser Wenigen doch so Viele, daß ihre Zahl nicht auszusprechen ist. So bezeugt es der Jünger des Herrn Johannes. Denn nachdem er, in der Entzückung seiner Seele, die zwölfmal zwölftausend Verklärte gesehen, die er als die Gezeichneten oder Besiegelten unterscheidet, fährt er fort und berichtet, wie er alsdann noch einer großen Schaar gewahrte, die Niemand zu zählen vermochte, aus allen Nationen, Völkern und Sprachen, die vor dem Throne standen, im Angesichte des Lammes, bekleidet mit weißen Gewanden, und Palmenzweige in ihren Händen.

Nun wissen wir zwar, daß jene mit dem Siegel der Auserwähltheit Bezeichneten, die Johannes vor den übrigen gesehen, die Begnadigten und Getreuen aus den zwölf Stämmen Israels waren, oder diejenigen aus den zuerst Berufenen, die der Stimme Gottes gehorchten. Es wird uns aber erlaubt seyn, den Ausdruck noch in einem andern Sinne anzuwenden. Viele von den Glückseligen,

die ihren Erdenlauf vollbracht, die Treue bewahrt, die Krone des Lebens errungen haben, sind ihrem Namen und großentheils ihrer Geschichte nach uns bekannt, ja die einzelnen Tage des Jahres sind ihrem Andenken geweiht; viele sind hochberühmt in der christlichen Welt durch die Trefflichkeit ihres Wandels und ihrer Thaten; diese können wir als die Namhaften, Ausgezeichneten hervorheben, wie wir sie auch, in ihren Bildern, an gewissen Wahrzeichen (Emblemen) kenntlich machen; wir dürfen sie wohl auch, wie es der Sprachgebrauch will, die großen Heiligen nennen. Andere wieder, und ihre Zahl ist bei weitem die größere, ja sie mag aus einem einzigen Volke oder Jahrhundert schon viele Millionen umfassen, sind uns gänzlich unbekannt geblieben, so daß wir weder von ihren Lebensgeschicken wissen, noch von ihren Namen, obgleich diese eingeschrieben sind im Buche des Lebens. Sie also gehören zu der unermeßlichen Schaar der Beseligten, die kein besonderes Zeichen tragen, wie denn auch viele von ihnen nichts Ausgezeichnetes, Welthistorisches aufzuweisen haben; darum wir auch einigermaßen berechtigt sind, sie im Vergleiche mit jenen die kleinen Heiligen zu nennen. Werden wir nun, in ähnlich beschränkter Denk- und Redeweise, uns dahin erklären, daß wir nur den ersteren unsre Ehrfurcht weihen, die andern hingegen weniger zu beachten brauchen?

Darüber zur Einsicht zu gelangen, wollen wir fürs erste zu den großen, dann zu den sogenannten kleinen Heiligen empor schauen, um sofort zu erkennen, welchen von beiden wir vorzugsweise uns anzuschließen haben.

* * * *

Wenn der Erlöser selbst einmal die Anrede: guter Meister, entschieden von sich wies, mit der Erwiederung: »was nennst du mich gut? Niemand ist gut, denn Gott allein;« wenn er damit ein Lob von sich ablehnte, das ihm von einem Verehrer gebracht wurde, der an ihm einzig nur den Menschen sah, so werden wir in eben diesem Sinne auch sagen müssen: wie dürfen wir einen Menschen heilig nennen? Niemand ist heilig, denn Gott allein. Denn Heiligkeit ist eben nichts anderes, als unendliche Liebe, die also nur dem Allmächtigen eigen seyn kann, der die Geschöpfe aus dem Nichtseyn ins Daseyn gerufen, um sie zu beglücken, und der keines erschaffenen Wesens zur Befestigung oder Vermehrung seiner Seligkeit bedarf, wie denn auch alle von ihm nur empfangen können, keines ihm etwas zu geben vermag. So wissen auch jene Seraphim, die dem Seher erschienen, nichts Größeres vom Herrn der himmli-

schen Schaaren auszusagen, als daß sie ihn dreimal heilig preisen, und so verkündet auch die Jungfrau sein Lob: er hat Großes an mir gethan, der mächtig ist, und dessen Name heilig. Wird also ein erschaffener Geist, ein Mensch für heilig geachtet, so ist es ein solcher, an dem es sich ausweiset, daß er vom Gemeinen und Schlechten, von der Herrschaft sinnlich thierischer Begehrungen und eigensüchtiger Leidenschaften sich losgerungen und abgesondert, um dem Heiligen, dem überweltlichen Gott, der ewigen Wahrheit und Liebe mit ganzem Willen sich darzugeben. Und weil es in der ganzen weiten Schöpfungswelt, von der Erde bis zum Sirius, nichts Höheres geben kann, als dieses Bündniß mit Gott, so wird jeder, der darin befestigt, groß zu achten seyn.

Wer sind nun dennoch diejenigen, denen wir den Rang der großen Heiligen zuschreiben? Wenn wir gleichermaßen auch von großen Feldherrn, großen Gelehrten und Denkern, großen Künstlern reden, und nach unserem Maßstabe groß nennen, was in dieser irdischen Welt vieles Aufsehen macht, und große Veränderungen hervorbringt, so werden als große Heilige jene uns erscheinen, die schon, wie man zu sagen pflegt, von Natur mit ganz vorzüglichen Anlagen und Fähigkeiten ausgerüstet waren, dieselben zur rechten Zeit dem göttlichen Dienste weiheten, und dafür, als Gnade um Gna-

de, immer reichere Gaben erlangten, so daß sie größere Werke, als viele Andere vollbracht, auch größere Leiden und Mühen ertragen, und viel Heilsames und Nachhaltendes für die Wohlfahrt der Menschen, für das Gedeihen der Kirche geleistet haben. Dieß sind die Ruhmwürdigen, von denen es im Psalme heißt: wunderbar ist Gott in seinen Heiligen, und welche die glänzenden Höhen der Menschheit bilden, von denen Gottesfurcht und bessere Gesittung nach allen Seiten sich ausgebreitet.

Und wahrlich, welche von den gepriesenen Helden der ältesten Vorzeit reichen zu der einfachen Größe jener Väter oder Patriarchen hinauf, die mitten im fantastischen Übermuthe jugendlicher, sinnlich kräftiger Völker, mitten in den glänzenden Wahngebilden des Heidenthumes, die Täuschung von sich abwehrten, und dem Einen, wahren Gotte in aller Treue dienten? Da sie von der Pracht und Hoffart des Lebens sich nicht blenden ließen, auch unbedenklich auf Gottes Geheiß, die geliebte Heimath mit einem fremden Lande vertauschten, und die Anbetung des unsichtbaren Jehova dem prunkenden, sinnlichen Götzendienste vorzogen, so galt wohl auf besondere Weise von ihnen das Wort des Herrn: selig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich. Und was an ihnen schon, als Ahnen Christi, in einzelnen Momenten

erscheinen mußte, was an Moses, der Grundsäule der alten Zeit, schon in höherm Maße hervortrat, enthüllte sich vollends an den Sehern oder Propheten, zumal an jenen, die wir die großen nennen, wie David, Isaias, Daniel und Andre. Welche Wunder in dem Geheimniß ihres Schauens durch die Reihen der Jahrhunderte hin, bis zur Ankunft des Gerechten! Selig waren sie, die nach der Gerechtigkeit, nach dem Heile gehungert und gedürstet, sie sind gesättigt worden, und Wonne strömte schon hienieden in ihr Herz aus den Quellen des kommenden Erlösers. Ihre Reihe schließt in Johannes dem Täufer, den die Weisheit selbst den Größten aller vom Weibe Gebornen nennt; und seitdem mit der Tochter und Fürstin der Patriarchen, und ihrem göttlichen Sohne, der da ist der Wahrhafte und Getreue, der Erste und der Letzte, die Fülle der Zeit gekommen war, beginnt erst die leuchtende Reihe der Heiligen des neuen Bundes.

Ihnen gehen die herrlichen Apostel voran, die der Herr selber an seinem Herzen erzogen, die er hinausgesendet unter die Völker, als wehrlose Lämmer unter reißende Wölfe, an denen vorzugsweise, als Bezwingern der Welt, sein Ausspruch sich erfüllte: selig die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Auch unter ihnen wieder unterscheiden wir die großen Apostel, wie

Petrus, Johannes, Paulus, weil uns von ihrem Wirken und Lehren bei weitem mehr und Größeres bekannt und aufbehalten ist, als von den Übrigen, weil sie auch der Herr selber den Andern vorangestellt; und wahrlich, wie groß sind nicht diese Männer, deren Schatten die Kranken heilte, deren Schriften unversiegliche Quellen der Weisheit sind, deren Leben im Liebeseifer für alle Völker sich verzehrte! Was sie, unter harten Kämpfen und Leiden, der widerstrebenden Welt gebracht, mußte auch durch blutige Verfolgungen hindurch sich den Weg bahnen; der gekreuzigte Jesus zog nun in seinen Blutzeugen oder Martyrern über die Erde hin; dieselbe Wuth, die ihm sich entgegengekehrt, tobte nun gegen die Seinen, die in aller Noth und Drangsal ausharrend, die Verheißung hatten: selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden. Und auch hier wieder leuchten unter Millionen von Martyrern Stephanus, Laurentius, Gallicanus, Sebastianus, Cyprianus, Cäcilia, Agnes, Felicitas u. v. A., als die Großen hervor, weil sowohl ihr Rang in der Welt, als der Glanz ihrer Tugenden und ihres Beispiels ihren Namen vor anderen ausgezeichnet. Schon neben und gleich nach ihnen traten die Lehrer der christlichen Weisheit und Spender des Heils, Bischöfe, Priester, sogenannte Beichtiger auf, welche die überlieferten Glaubenslehren gegen jede Ver-

unstaltung schützten, erläuterten und durchbildeten, und indem sie die Wahrheit und Gnade Christi eifrig auszubreiten bedacht waren, der Verheißung sich würdig machten: selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit finden. Und wieder glänzen unter ihnen vorzüglich große Namen und große Geister, in sofern sie von Gott auf den Leuchter gestellt wurden, um aus der Fülle ihrer Weisheit und sittlichen Schönheit weithin Licht zu senden; so der große Athanasius, der ganz allein, und dem Anschein nach von aller Welt verlassen, im Orient dem Ungethüme des Arianismus die Stirne bot, so der gewaltige Chrysostomus, der Adler Augustinus, so in etwas späterer Zeit die erhabenen Fürsten der Kirche, Gregor und Leo, beide die Großen genannt.

Noch andere ausgezeichnete Diener des Herrn schimmern aus den früheren Jahrhunderten herüber, wie vorzüglich jene weisen Jungfrauen und Frauen, von welchen überaus viele, die der Sturm der Verfolgung traf, den Reihen der Martyrer mit angehören, während die anderen, wie Paula, Melania, Praxedis, nach dem Beispiele der Geschwister zu Bethania, zu den Füßen Christi verweilten, den Dürftigen und Kranken dienten, die Unschuldigen unterwiesen und schützten, und so in allen Dingen der jungfräulichen Magd des Herrn nachfolgten. Von ihnen zunächst mag die

Rede gelten: selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Auch jene schweigsamen Helden der Entsagung und der Einsamkeit gehören hieher, die, indem sie aus dem Hader der Welt sich zurückzogen, und die Wildnisse und Wüsten des Morgenlandes in die Wohnungen ihrer zahlreichen Gemeinden verwandelten, wo nur Hymnen und Psalmen laut wurden, insbesondre als die Friedfertigen bezeichnet werden können, welche Kinder Gottes genannt werden. Und ragen aus ihrer Zahl Antonius, genannt der Große, Pachomius, Hilarion, dann die sogenannten Säulensteher (Styliten) über die Anderen hervor, so ward eben auch durch sie, auf ganz eigenthümliche, Zeitgemäße Weise das Heil in Christo reichlich gefördert; bis jene gewaltigen Völkerfluthen, die von Osten und Norden her über das sinkende Römerreich herein brachen, der Üppigkeit und Überfeinerung der alten Welt ein Ende machten, aber auch die Nacht der Barbarei und des Heidenthums von neuem herbei führten.

Doch aus dieser Nacht schimmerten gar bald wieder neue Gestirne herauf; die Kirche und das Evangelium gewannen den Sieg über alle diese mächtigen Stämme und Horden. Von der Weisheit des großen Einsiedlers Benedictus gebildet und angeleitet, zogen neue Apostel in die Einöden und unter die wilden Krieger hinaus, welche, wie

Remigius, Patricius, Columban, Bonifacius, Ansgar, Otto von Bamberg, Cyrillus u. v. A. den Völkern das Heil verkündeten, die Wildnisse urbar machten, und die vorzüglichsten Begründer der Cultur und Gesittung wurden. An sie reihen sich viele andre Anachoreten und Ordensstifter, die auf diesem Wege das gleiche geleistet, wie Romuald, Robertus, Norbertus, wie vorzüglich der große Bernardus, der die Sonne und der Meister seines Jahrhunderts war, ferner Dominicus, und Franz Seraphicus, die Wiederhersteller des religiösen Lebens, und die von ihrem Geiste genährten großen Lehrer Thomas von Aquin und Bonaventura. Wenden wir von ihnen den Blick näher gegen die neueren Zeiten hin, so begegnen uns jene apostolischen Männer, die das Evangelium in neu entdeckte ferne Gebiete, zu den uralten Götzendienern Ostindiens und Japans, zu den wilden Völkern Westindiens getragen, wie früher zu den Tataren und Mongolen der asiatischen Steppen; es begegnen uns jene Stifter religiöser Gemeinschaften für apostolische Arbeiten, für die Pflege der Kranken, Loskaufung der Sklaven, Erziehung der verlassenen Jugend, wie Raymund von Pennafort, Ignatius, Philippus Neri, Angela Merici, Johann von Gott, und in noch neuerer Zeit jene Meister christlicher Weisheit und Nächstenliebe, deren Leben und Wirken der ganzen

Nachwelt angehört: Franz von Sales und Vincentius von Paul.

Denken wir nun zugleich noch so vieler erhabenen Frauen, die zu derselben Zeit, auf ihre Weise, durch übergewöhnliche Heiligkeit des Wandels die Kirche verherrlicht haben, wie z. B. Hildegard, Katharina von Siena und Bologna, Clara, Theresia, Franciska von Chantal, welche Gedanken und Erinnerungen verketten sich mit diesen Namen, deren noch viele hunderte zu nennen wären? Zunächst wohl gedenken wir, nach allem, was wir von ihnen je vernommen, der außerordentlichen Wege, die sie gegangen, sodann der wunderbaren Gaben und Vorzüge, die ihnen zu Theil geworden. Denn wenn freilich von uns nicht gefordert wird, alles das Seltsame, mitunter Abentheuerliche zu glauben, was die eigentliche Legende erzählt, die als solche eben nur das Fantastische liebt, und wenn daher auch viele Päpste, wie Gelasius und Urbanus, über die Scheidung des Unechten vom Geschichtlichen mit aller Strenge wachten, so gibt es eben deshalb doch in diesem Gebiete so tausendfach bezeugte, mit so scharfer Umsicht nachgewiesene Thatsachen, daß sie vernünftigerweise sich nicht bezweifeln lassen.

Was nun von den Wegen uns aufbehalten ist, die sie erwählt haben, so sind sie nicht minder rauh und abschreckend, als die Lebensweise der Siedler

in der thebaischen Wüste war. Indem sie (wie Petrus von Alcantara) ihrem Leibe einen unversöhnlichen Krieg erklärten, bereiteten sie (wie Rosa von Peru) ihr Lager auf einigen groben Holzscheiten, deren Fugen sie mit Töpferscherben füllten; sie beschränkten ihren Schlaf auf den achten Theil der Zeit, deren wir zu benöthigen pflegen; sie gönnten sich kaum die wenige, höchst dürftige Speise, von der sie ängstlich jeden Wohlgeschmack verbannten; sie verlängerten ihr Gebet auf viele Stunden hinaus; sie übten sich in Abtödtungen, in deren Auswahl sie überaus erfinderisch waren, sie blieben auch in geistiger Selbstverläugnung nicht zurück, indem sie vor allen Menschen sich demüthigten, die boshaftesten Verfolgungen in Geduld hinnahmen, die Kranken mit den eckelhaftesten Gebrechen am eifrigsten pflegten, Undank und Schimpf mit Freude übertrugen, so daß ihr Leben, das auch von schweren Krankheiten und Schmerzen häufig heimgesucht wurde, eine Kette von Entsagungen und Leiden war. Der Belege und Beispiele dazu sind mehr, als sich, auch nur mit äußerster Kürze, mündlich berichten ließe.

Forschen wir andrerseits nach den Gaben und Vorzügen, die schon auf Erden ihren Namen verherrlicht haben, so sind sie so mannigfaltig und groß, daß wir sie gleichfalls nur mit flüchtigem Blicke überschauen können. Die Macht über die

Thiere, die einst schon dem Menschen, im Stande der Unschuld, eigen gewesen, ward von ihnen in unbefangener Einfalt wieder geübt; ihnen gehorchten im Orient die Löwen und Tiger, wie den Eremiten Sabas, Antonius, Johannes, ihnen im Abendlande und Norden die Bären und Wölfe, wie den Äbten Launomar und Norbertus. Gleich häufig zeigte sich ihre Macht über die unorganische Natur; so daß sie über Ströme und Seen wanderten, und von Ungewittern und Schneestürmen unberührt blieben. Ihre einsamen Andachtsübungen wandelten sich in Verzückungen oder Ecstasen und Visionen, wie sie früherhin dem Propheten Eliseus, Ezechiel und Daniel, den Aposteln Petrus, Johannes und Paulus zu Theil geworden; man sah sie dabei hoch über die Erde erhoben, auch wohl ihr Haupt, oder ihren ganzen Leib von Licht umflossen; beides Erscheinungen, die gar nicht unter die seltenen gehören, und die z. B. bei Joseph von Cupertino alltäglich genannt werden konnten. Tiefer als andre Menschen hinein gezogen in die Lebensgemeinschaft Jesu, waren auch nicht wenige dermaßen in die Betrachtung seiner Leiden versenkt, daß diese an ihnen körperlich sich ausprägten, und die Worte des Apostels Paulus: ich trage die Wundmale Christi an meinem Leibe, thatsächlich an ihnen in Erfüllung gingen. In derselben Segenskraft, mit der das Leben Jesu in ihnen sie be-

reicherte, besaßen sie im hohen Grade die Gabe der Heilungen, die über Kranke aller Art sich erstreckte, wie dieß bei Bernardus, Salvator ab Horta u. A. der Fall gewesen; sie blickten in das Innere der Menschen und in die Zukunft, wie Hildegard, und Philippus Neri; sie übten eine erstaunliche Macht über die Gemüther, und wirkten Bekehrungen ohne Zahl, wie Vincenz Ferrerius, Antonius von Padua und Franz Xaver. Und nach ihrem Tode noch wurden sie durch manche wunderbare Heilungen verherrlicht, die an ihrem Grabe erfolgten, ja selbst ihren Leib, (wie es an Catharina von Bologna noch jetzt zu sehen), hat oft viele Monate und Jahre lang die Macht der zerstörenden Außenwelt verschonen müssen.

Alle diese Momente, ganz besonders aber die großartige Schönheit des sittlichen Lebens, wodurch sie, an den Gaben des heiligen Geistes reich, Segen über die Mit- und Nachwelt verbreitet, haben ihnen den Ehrennamen der großen Heiligen zugebracht; gleich jenen, von welchen der Syracide rühmt: sie waren Menschen von großer Einsicht, reich an Tugend, Frieden stiftend, und in Werken der Barmherzigkeit unermüdet; von ihrer Weisheit erzählen die Völker, und ihren Ruhm verkündet die Kirche. (Eccli. 44.) Sie glänzen als große Heilige in der Kirche, weil sie große Geistesgaben empfingen, als treue und sorgfältige Knechte sie

anwendeten, in Geduld und Beharrlichkeit, von aller Selbstsucht fern, große Opfer brachten, und darum auch Großes vollführten. Und wenn ihre Wirksamkeit so oft in das Gebiet des Wunderbaren reicht, so sollen wir, statt unser Befremden zu äußern, vielmehr der Verheißung Christi gedenken: »wahrlich sage ich euch, wer an mich glaubt, wird dieselben Werke thun, wie ich, ja er wird noch größere wirken, denn ich gehe zum Vater. Und was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, werde ich erfüllen, damit der Vater verherrlicht werde im Sohne.« (Joh. 14.) So Großes und Wunderbares also die Heiligen je gethan, so war es doch nur die erlösende, der Unordnung und Zerrüttung wehrende, heilende Gottesmacht, die mit und in ihnen wirkte; sie selber jedoch, im Gefühle ihrer Unwürdigkeit, demüthigten sich um so tiefer, je höheres ihnen gegeben ward; ja sie erschracken, im vollen Sinne des Wortes, über alles dieß, was sie vor den Menschen so herrlich machte; und wir? wir erschrecken, wenn wir der Sache reiflich nachdenken, nicht minder, und können uns der Bangigkeit nicht erwehren. Denn wo sind die glänzenden Tugenden, die Wundergaben, die ausnehmenden Gnadengeschenke, die wir aufzuweisen haben, und welche unsrer Aufnahme in die Freundschaft Gottes zum Zeugnisse dienen? Und sofern solche Gaben nicht anders zu erlangen sind,

als auf jenen außerordentlichen und wahrlich harten Wegen der Selbstverläugnung, wer fühlt den Beruf, wer den Muth, solche felsig dornige Pfade zu betreten und nimmer zu verlassen? Wer mag ohne Heuchelei oder Selbstbetrug mit jener Meisterin Teresa den Wahlspruch theilen: entweder leiden, oder sterben? wer mag mitten in Schmerzen und Nöthen mit Franz Xaver beten: Herr, noch mehr!?

Es gibt hier der nüchternen Erwägungen überhaupt gar mancherlei, und des Redens darüber ist längst zu viel, als daß es förderlich wäre, es zu wiederholen. Wo von Gebet, Entsagung, Überwindung der Leidenschaften, Meidung der Üppigkeit, und überhaupt von solchen Pflichten die Rede ist, die man ohne Sünde nicht versäumen kann, von welchen jedoch die gewöhnlichen Lebensaufgaben, und der billige Antheil an irdischer Lebensfreude nicht im mindesten beeinträchtigt werden, da pflegt man sofort über finstere und melancholische Grundsätze, über die Verkümmerung aller Heiterkeit, über Zerrüttung der Gesundheit und langsamen Selbstmord zu klagen. Und wenn allerdings dagegen einzuwenden wäre, daß eine ohne Vergleich größere Menschenzahl an den Folgen der Ausgelassenheit und Verweichlichung dahinstirbt, als an jenen der strengen Entsagung und des freiwilligen Mangels, so werden wir übrigens doch

zugestehen müssen, daß es viele Menschen gibt, welche für die harten Übungen der sogenannten Mortification weder geeignet noch berufen sind, wie denn überhaupt weder die übergewöhnlichen Wege, noch die außerordentlichen Gaben, für die Mehrzahl der Menschenkinder bestimmt seyn können. Denn wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert, und der Geringeres empfangen, hat nur die Aufgabe, in dem Geringen treu zu seyn. Und deßhalb eben sind es nicht die großen und weltberühmten Heiligen bloß, zu denen wir emporschauen sollen, sondern auch die unermeßliche Schaar derjenigen, die wir, obwohl höchst uneigentlich und nur beziehungsweise, die kleinen Heiligen genannt haben, weil wir entweder von ihren Namen und Thaten keine Kunde besitzen, oder weil sie, mit geringeren Gaben ausgestattet, nicht durch Werke sich ausgezeichnet, die weithin ihren Glanz verbreitet haben.

Denn wir wissen ja längst, worauf es hier vorzüglich ankommt. Es gibt, wie der Apostel lehrt, gar mannigfache Austheilungen der Gaben, der Kräfte, der Verrichtungen, aber es ist der Eine Herr, der Eine Geist, der sie an die Einzelnen vertheilt, für den Nutzen der Gesammtheit. So ist dem einen die Weisheit der Rede verliehen, dem andern das Wort der Wissenschaft, dem dritten die thätige Kraft des Glaubens, die Gabe der Hei-

lungen, die Prophezie, die Unterscheidung der Geister, die Kunde der Sprachen. »Sind wohl Alle Apostel, sind Alle Propheten und Lehrer? besitzen Alle die Kraft der Wunder, die Gnade der Heiligung, die Gabe der Sprachen? verstehen sich Alle auf die Auslegung der Schrift?« So fragt er zum Schlusse, und er setzet hinzu: »beeifert euch um bessere Liebesgaben.« (1. Cor. 12.) Denn um unsre Seele Gott zu heiligen, handelt es sich weder um übergewöhnliche Wege, noch um hervorragende Geistesgaben und Kräfte, die nicht Gemeingut Aller seyn können, sondern um die Hauptsache, nämlich um die Liebe zu Gott und den freien Gehorsam. Ohne diese Liebe, die sich in herzlicher Demuth, Milde, Schonung und lauterem Wandel kund gibt, bedeutet die strengste Mortification nichts, die ja auch von Derwischen und Fakirs geübt wird, und nutzlos ist die Abhärtung jener, die auch zugleich ihr Herz verhärten, und mit düsterm Stolze die Kinder der Eitelkeit verachten. Ohne diese Liebe haben die glänzendsten Gaben keinen Werth, so sehr sie auch vor den Augen der Menschen schimmern. Auch heißt es ja endlich nicht: selig diejenigen, denen Macht verliehen ist über reißende Thiere; selig, die viele Ellen hoch in der Luft schweben; selig, die einen dürren Stab in die Erde pflanzen, daß er sofort und augenblicklich Blätter und Früchte treibt; selig, die ohne Brücke

und ohne Kahn über breite Ströme wandern; sondern wir hören vor allem: selig die Armen im Geiste. Nicht also jene, die Wunder verlangen, sondern die mit dem einfachen Glauben sich bescheiden. Nicht geradezu die körperlich Armen, bloß deshalb schon, weil sie keine irdische Habe besitzen, da ja körperliche Armuth gar oft mit Reichthum an Stolz und Begierden sich gesellt; auch keineswegs die Geistesarmen und Stupiden, oder die Armen an Geiste, sondern die Armen im Geiste, die sich nämlich ihrer Erlösungsbedürftigkeit bewußt sind, und daß sie ihr Genügen, ihre echte Weisheit, Gerechtigkeit und Kraft nur aus Gott erlangen können. Und während die Dünkelvollen, in ihren eigenen Augen Reichen, egoistisch und übermüthig sich geberden, sind diese Demüthigen milde und gelehrig; sie unterwerfen sich gern den Aussprüchen des Glaubens, sie lassen von Gott sich lenken. Selig also die Sanftmüthigen, denn das Wohlgefallen Gottes ist an der Treue und Sanftmuth (Eccli. 1.), er wird die Sanftmüthigen zum Rechten lenken, und seine Wege ihnen bekannt machen. (Ps. 24.) Mögen sie dann auch weltlichen Augen düster und trübselig erscheinen, weil sie die wüsten Ausbrüche gehaltloser, lärmender Lustbarkeit scheuen, weil vielmehr der Jammer fremder und eigener Verirrung ihnen zu Herzen geht, weil sie nach einem höhern Leben sich seh-

nen; selig die Trauernden, weil die Trauer, die zu Gott gewendet ist, Buße wirkt zum steten Heile. (2. Cor. 7.) Aber weil es an der Reue allein nicht genügen kann, noch an der bloßen Sehnsucht, so werden ferner diejenigen selig gepriesen, die wahrhaft nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten, die deshalb niemals mit der süßen Versicherung sich trösten, als seyen sie nun schon gerecht und trefflich genug, sondern immerfort nach dem Bessern streben. Nur diese, die nimmer in Selbstgerechtigkeit erstarren, werden die Armen im Geiste und die Sanftmüthigen bleiben, nur sie werden mit den sittlichen und körperlichen Übeln ihrer Nächsten wahres Mitleid haben, und Barmherzigkeit üben; und weil sie auf dieser Stufe (nach Gregor von Nyssa) schon ein göttliches Amt unter den Menschen üben, so werden sie dadurch fähig, zur Freiheit von Sünde und sündhaften Regungen, zur Reinheit des Herzens erhoben zu werden. In denen aber die Sünde nimmer herrscht, die sind auch von allem Zwiespalt mit Gott und sich selber frei geworden; sie haben den Stand der Friedfertigen erreicht, die des innern Friedens sich erfreuen, und, soviel an ihnen ist, auch in ihren Umgebungen ihn verbreiten. Da jedoch der Ankampf von außenher nicht ruht, und das Erdenleben aus einer Prüfung in die andre führt, so ist es die Beharrlichkeit, in

welcher die Tugend sich erprobt, und selig sind darum diejenigen, die in der Verfolgung standhaft bleiben, welche sie um der Gerechtigkeit willen erfahren, denn Alle, die Gottgetreu leben wollen in Christo, werden Verfolgung erdulden. (2. Tim. 3.)

Dieß also sind die Wege, auf welchen die Diener Christi gewandelt, die kleinen wie die großen; und andere Wege sind auch für uns nicht gebahnt, auf denen wir zu ihnen gelangen könnten. Aber nachdem sie das selige Ziel schon erreicht, ist ihr Gebet für uns nicht minder wirksam, als es damals gewesen, da sie noch auf Erden gelebt. Wenn die Apostel und Martyrer, sagt Hieronymus, noch im irdischen Leibe mit solchem Erfolge für die Übrigen beten konnten, also zu einer Zeit, wo sie noch ihres eigenen Heiles sorglich bedacht seyn mußten, wieviel mehr erst jetzt, nachdem sie den Sieg errungen, und den Triumph gefeiert? In der Weisheit, mit der sie vereinigt sind, sagt Petrus Damiani, wissen sie alles, in dem Allmächtigen, zu dem sie aufgenommen, vermögen sie alles. Zu ihnen also, zu ihrer himmlischen Liebe, wenden wir heute unsre hoffenden Blicke. Einer ist der Heilige aller Heiligen, dem einzig und allein unsre Anbetung gebührt; um ihn aber versammelt sehen wir seine Auserwählten, seine Freunde, die sein Angesicht beseligt; an ihrer Spitze die heilige Jung-

frau, dann die Apostel, unsre Väter, die Blutzeugen, die Lehrer der Kirche, die leuchtenden Jungfrauen, und die zahllosen Seligen alle, die unbeachtet und unbekannt über die Erde zogen, und, im Kleinen getreu, nun über Großes und Vieles gesetzt sind. Ihr dreimal Seligen, die ihr, errettet aus großer Trübsal, vor dem Angesichte des Lammes steht, hoch erhaben über die Wirren dieser Welt, gedenket eurer Brüder und Schwestern, mit liebreicher Fürbitte, damit wir, durch die Gnade der Beharrlichkeit beseligt, aufgenommen werden in eure ewige Gemeinschaft. Amen.

Am Gedächtnißtage der abgeschiedenen Gläubigen.

Erster Vortrag.

»Dem Dürftigen reiche deine Hand, und dem Verstorbenen versage nicht deine Gabe.« (Eccli. 7, 36.)

Eingang.

Wie ungleich und regellos erscheint nicht dem oberflächlichen Blicke die Austheilung der Glücksgüter auf Erden? wie grell der Abstand, den Reichthum und Dürftigkeit unter den Menschen hervorbringen? Es gibt aber einen Sinnspruch der heil. Schrift, der darüber Licht verbreitet: »Der Reiche und der Arme begegnen einander; der beide erschaffen hat, ist der Herr.« (Sprichw. 22.) Der Reiche und der Arme begegnen einander, und es findet sich keine Stadt, kein Dorf, keine Steppe, kein Zeitalter, wo dieß nicht geschähe; keine Stufe bürgerlicher Wohlfahrt, keine Anstalt und Fürsorge menschlicher Weisheit vermag es zu hindern, daß nicht

überall sehr Reiche und sehr Dürftige neben einander sich zeigen, und immer wird auch hierin der Ausspruch Jesu wahr bleiben: »Dürftige werdet ihr allzeit unter euch haben.« Was aber daran zu beherzigen, ist (nach Beda) zunächst, daß wir weder den Reichen verehren dürfen bloß um seines Reichthums willen, noch den Armen verachten um seiner Armuth willen, denn der beide erschaffen nach seiner Ebenbildlichkeit, ist der Herr, so daß beide in Ansehung ihres Wesens oder ihrer Menschenwürde vor Gott gleich sind, der übrigens die Glücksgüter wie die leiblich geistigen Gaben austheilt nach seinem Rathschluß, und zur Förderung der Zwecke des geselligen Lebens. So sollen also beide einander nicht gehässig, sondern in Liebe begegnen, gleichwie einer des andern immerfort bedarf, wie etwan (nach des alten Hermas Vergleichung) der Weinstock des Ulmenbaumes, um an ihm empor zu ranken, dieser des Weinstocks, um thätigen Antheil zu nehmen an der Reife der Früchte, die er selbst nicht bereitet. Der Reiche, der oft an den geistigen Gütern der Demuth und des innern Lebens dürftig ist, vermag den Nothleidenden zeitliche Hülfe zu schaffen, und der Dürftige, der durch seine Händearbeit sich nicht fortzubringen im Stande ist, besitzt, wenn er dabei die rechte Demuth und Geduld bewahrt, Mittel vollauf, um für sich und

Pastor 3 2

für Andere wirksam zu beten, und seinem Wohlthäter zu lohnen.

Nun gibt es aber noch andre Dürftige, die ohne Vergleich ärmer sind, als jemals Menschen auf Erden seyn können; jene Seelen der Abgeschiedenen nämlich, die wir in deutscher Sprache, sinnig genug, arme Seelen nennen. Ihnen gegenüber sind wir alle reich, und müssen es wohl seyn, da wir eben so sehr ihnen, wie den Bedürftigen auf Erden, Hülfe zu leisten verpflichtet sind. Daran mahnt uns eben jenes Wort des Syraciden: »dem Dürftigen reiche deine Hand, und dem Verstorbenen versage nicht deine Gabe.« Also auch die Seelen der Verstorbenen sind dürftig, und bedürfen unsrer Gabe. Wieso und warum sind sie wahrhaft arme Seelen? wieso sind wir, ihnen gegenüber, reiche Seelen? Worin gründet sich ihre Armuth, worin unser Reichthum? Worin besteht das Almosen, so wir von diesem Reichthum ihnen geben? Ja, da es auch hier wieder heißt: der Arme und der Reiche begegnen einander; womit helfen wir ihnen, und sie wiederum uns? Dieß seyen die Fragen, deren Lösung uns heute beschäftigen soll.

* * * *

Wer sieht nicht gern der Lerche zu, wenn sie von der Erdscholle, auf der sie eben geruht, hoch

in die Luft sich empor schwingt, oder dem Adler, wenn er, von seinem Felsenhorste sich erhebend, in mächtigen Kreisen durch ferne Höhen schwebt? Was diesem Anblick den Reiz gewährt, ist das Bild der Freiheit, das am Fluge sich darstellt, während wir in unbehülflicher Schwere an den Boden gebannt sind. So werth und theuer aber erscheint uns das Freiseyn unsres Willens, oder unsrer Willkühr, von hemmenden Banden, daß auch dem reich Begüterten seine Schätze wenig Trost bringen, wenn er sich gefangen und gebunden sieht, wenn seine Glieder erlahmt sind, wenn körperliche Gebreste ihn ans Lager fesseln. Wer erscheint uns endlich dürftiger und betrübter, als der Gefangene in der Finsterniß eines engen und dumpfen Kerkers? Auch dem ärmsten Bettler bleibt noch die Wohlthat der freien Luft und des Lichtes, und was ihm die Nähe nicht gibt, mag er in der Ferne suchen; dürftiger als der Heimathlose ist der Gefangene, und doch fehlt es beiden nicht an manch einem nahmhaften Eigenthume. Denn so Jemand auch aller gewöhnlichen Habe beraubt worden, ist ihm doch ein Gewand geblieben; und wird ihm auch dieß genommen, so ist er immer noch im Besitze seines organischen Leibes, seiner fünf Sinne, und seiner irdischen Träume und Hoffnungen. Mein Auge, mein Fuß, meine Hand, so pflegen wir es auszusprechen; es ist unser Geist, der solcher

gestalt als den Besitzer sich meldet, wie wir auch ähnlich sagen: mein Haus, mein Feld, meine Gewande. Stellen wir uns dagegen, soweit uns das möglich ist, einen Menschen in dem Augenblicke vor, da er von hinnen scheidet. Besaß er Landgüter, Gärten, Palläste, bewegliche und unbewegliche Güter? Sie alle insgesammt muß er nun verlassen, und nicht das Mindeste wird er davon mit hinüber nehmen. Gefiel er sich in der Pracht und Zierde der Kleidung, im Glanze der Geräthschaften, in großer Sorgfalt für die Locken seines Hauptshaars, für die Zartheit seiner Haut? Aber das alles war eben nur dem Leibe zugedacht, und der Sterbende ist nicht bloß Auswanderer von Haus und Hof, auch von dem Leibe muß er ja scheiden, oder vielmehr dieser, in seinem Zerfalle, von ihm. War er ein gefeierter Künstler, ein Meister im Reiten, im Tanze, ein Musiker, ein Mahler, oder sonst ausgezeichnet in einer mechanischen, technischen Fertigkeit? Alles dieß war von der organischen Seite seines Lebens bedingt, und ist jetzt zu Ende; die Violine, die sonst in seiner Hand zu so gewaltigen Tönen aufgeregt wurde, hängt nun stumm an der Wand; die Werkzeuge ruhen in der verödeten Werkstätte, oder gehen in andre Hände über, und vergeblich schlachten die Nordamerikanischen Wilden das Lieblingspferd des verblichenen Häuptlings, und begraben es mit ihm,

damit er jenseits wieder auf die Jagd reite, und legen auch seine Bogen und Pfeile dazu; einzig nur das Gefühl, das sie zu so abergläubischen Gebräuchen bestimmt, enthält etwas Wahres; sie ahnen nämlich des Abgeschiedenen Dürftigkeit. Vielleicht ändert sich der Zustand der Dinge, wenn der Scheidende das war, was man geistreich zu nennen pflegt, reich an scharfsinnigen, hohen Gedanken, erfinderisch in Entwürfen und Plänen? Aber auch damals heißt es: »vertraut nicht auf die Söhne der Menschen, in welchen kein Heil ist (die weder sich selbst, noch Andre erlösen können); denn sie geben ihren Geist auf, und kehren (dem Leibe nach) zur Erde zurück; an diesem Tage ist es zu Ende mit allen ihren Gedanken und Entwürfen!« (Ps. 145.)

Sind demnach die Abgeschiedenen ohne Haus, ohne Gewand, ohne Leib und Sinne, ist von ihren Lieblingssachen und Beschäftigungen nichts, was ihnen folgen konnte, mußten sie von ihren Sammlungen, ihren Bildern, ihren Silber- und Porzellänschränken, ihren Pfeifen und Zeitungen, ihren Karten und Billardtischen eben so völlig Abschied nehmen, wie von allem organischen Verbande mit dieser irdischen Natur, was kann wohl, in solcher Losgerissenheit, ärmer seyn, als ihre Seele? In der That, dieser Gedanke ist harsch, und nicht ohne Entsetzen kann man ihn nach allen Seiten

hin verfolgen. Und »wer weiß,« ob es nicht anders sey? Vielleicht genießt diese Seele nun einer behaglichern Freiheit, als je vordem; vielleicht schwebt sie in einer mildern und schönern Region, wo sie in süßen Träumen sich wiegt, bis sie sich einen neuen, viel schmuckern und zartern Lichtleib angeeignet und ausgearbeitet hat? Ja wohl: vielleicht! Denn solcher groben Irrthümer, im Gewande einer sinnigen Blumensprache, gibt es von vielerlei Farben. Der Tod ist keine Abstreifung einer gröbern Hülle, aus welcher dann die Psyche hervorschlüpft, indem sie ihre bisher zusammen geklebten Flügel entfaltet, sondern das Scheiden des Leibes vom Geiste, als Sold der Sünde. Er ist eben so wenig, nach alter heidnischer Ansicht, ein Vorgang der Reinigung und Erlösung der Seele, die nun, mit dem faulen Leibe, auch den daran haftenden Sündenwust von sich thut; denn die Sünde kann nicht am Körper, nicht am Leben der Natur haften, sondern sie ist die Schuld und der Jammer des Geistes. So ist auch der Tod nicht geradezu die vielgefeierte Eingangspforte in einen jenseitigen, köstlich erleuchteten Gesellschaftssaal, »wo wir unsre voran gegangenen Lieben und Freunde wiederfinden, wiedersehen werden;« denn so gefühlvoll und tröstlich auch diese beliebte Rede seyn mag, so ist doch nicht darüber zu vergessen, daß wir uns, wenn uns dieß Wiedersehen beseligen soll, ganz

anders wiederfinden müßten, als wir hier auf Erden beschaffen waren, wo wir kaum Stundenlang ohne Groll, Verdruß oder Überdruß mit einander umgehen konnten; daß also noch gar manches dazwischen liegen muß, was zu unsrer völligen Läuterung und Umwandlung führt, bis wir der wahrhaften und ewigen Liebe vollkommen würdig und fähig geworden. Über dieses Andre, was zwischen unsrem Scheiden und unsrer geistigen Vollendung liegt, sowie über den großen Vorgang, der erst dazwischen treten muß, um den vereinsamten Geist in die ihm angehörende, neu verklärte Leiblichkeit, und so in das volle Menschenleben wieder einzuführen, kann nur der Glaube uns belehren.

So mahnt uns dann der Glaube an jenen ungetreuen und undankbaren Knecht, den sein Gebieter in den Kerker schickte und den Schergen übergab, bis er die ganze Schuld bezahlt hätte. Er mahnt uns an die Worte des Herrn: »wahrlich sage ich dir, du wirst von dort nicht herausgehen, bis du den letzten Heller bezahlt hast.« Nicht von dem irdischen Kerker kann (wie der h. Bernardinus bemerkt) hier die Rede seyn, denn wenn alle Arten von Fehlern, Versäumnissen, Falschheiten, lieblosen oder leichtfertigen Werken und Reden mit dem Kerker bestraft werden sollten, wo würde da der Raum sich finden? und wer sollte über strafbare Regungen und Absichten Gericht halten? Auch jener

Kerker kann damit nicht gemeint seyn, aus welchem kein Ausgang sich öffnet, weil dort keine Bezahlung oder Lösung der Schuld mehr statt hat. Mit jenem Bilde ist demnach das Purgatorium angedeutet, in welchem den Gefangenen die Aussicht auf dereinstige Befreiung tröstet. Und wie die Bande eines irdischen Kerkers vierfach sind, wie die irdisch Gefangenen »in den Finsternissen sitzen und in Todesschatten, gebunden durch Dürftigkeit und Eisen« (Ps. 106.), so daß sie die Finsterniß an jeder Beschäftigung hindert, die Mauern und Riegel jeden Versuch der Flucht vereiteln, die Armuth, die sie drückt, an keine Loskaufung denken läßt, und die Last und Härte des Eisens, das ihre Glieder fesselt, ihnen fortwährende Qual bereitet, so ergeben sich auch vorzüglich vier Momente, welche das Wesen des jenseitigen Sühnungsleidens ausmachen: das Aufhören des verdienstlichen Wirkens, die Unmöglichkeit des Entfliehens, die Unfähigkeit, aus eigenen Mitteln die Schuld zu sühnen, und das Hingegebenseyn an herbe Leiden.

Denken wir diesen Momenten reiflicher nach, so tritt uns zuerst die bekannte Mahnung entgegen: wirket, so lange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann! Die Zeit des persönlichen Verdienstes, des persönlichen Eingehens in das Opferverdienst des Herrn, wo jede,

auch gering scheinende Übung der Selbstbeherrschung, der freien Hingabe an den göttlichen Willen, des Glaubens, der Liebe, von unermeßlichem Gewichte für die Ewigkeit ist, diese Zeit geht mit dem irdischen Leben vorüber, welches eben dazu uns gegeben, und trotz mancher Verschuldungen gefristet wird. Mit dem irdischen Lebenstage, dessen Licht der Erlöser ist, schließt auch die Reihe der Prüfungen, oder der Gelegenheiten und Anlässe, Gutes zu thun und Böses zu meiden; jenseits gibt es keine solche Thätigkeit mehr, durch welche die fehlende, persönliche Genugthuung gefördert, das innere Leben bereichert würde; so viele Leiden dort auch sich einfinden, doch gereichen sie nicht zur Vermehrung des Verdienstes. Es bleibt also ein reiner Leidenszustand übrig, eine Gefangenschaft, aus welcher, durch eigene Kraft oder Mittel, kein Ausweg sich darbietet, und ein Versenktseyn in einen Abgrund von peinlichen Gedanken und Gefühlen, mit denen (wie schon Cyrill von Alexandrien, Augustinus und die übrigen Väter lehren) in ihrer Macht und Schärfe kein irdischer Schmerz in Vergleich kommen kann. Wohl heißt es im Psalme: »sofern mir der Herr nicht beigestanden wäre, hätte sofort die Hölle mich verschlungen,« uud so lautet auch das Bekenntniß der abgeschiedenen Seelen, die nun erst recht einsehen, wie gleichsam haarscharf sie am Rande des Verderbens

vorüber gekommen. Nun erst erfaßt sie der Abscheu und das Entsetzen vor der Sünde, und doch sind sie gezwungen, diesem Basilisk ins gräuliche Antlitz zu schauen; nun erst erkennen sie die ganze Verkehrtheit und Thorheit ihrer irdischen Werke, und können das Geschehene doch nimmer wenden; sie werden sich all des Guten bewußt, das sie zu thun vermocht, und das sie versäumt haben, sowie der vielverzweigten Folgen jedes bösen Werkes, denen nimmer abzuhelfen. Sie sind von den Irrthümern und Träumen des Erdenlebens erwacht, und haben ihren Weg zurückgelegt, ohne sich jetzt am Ziele zu finden; von einer schmerzlichen Reue durchglüht, die jedoch ihren geistigen Fortschritt nimmer fördert, von einer namenlosen Sehnsucht nach dem göttlichen Lichte ergriffen, der keine Himmelsbothschaft das Wann der Erfüllung ankündet, in banger Schwankung zwischen Entsetzen und Hoffnung, im Gefühle tiefster Niedrigkeit und Unwürdigkeit, unter den bleiernen Fittigen einer, in ihrem Zuge fast unmerklichen, gleichsam erlahmenden Zeit, sind sie wirklich dürftiger, als irgend ein Sterblicher, den mitten zwischen Eisgebirgen die arctische Nacht gefangen hält, oder der in unermeßlicher glühender Sandwüste umherirrt, vergeblich nach einer Quelle spähend.

Ihnen gegenüber ist es wahrlich ein leichtes, für reich zu gelten, wie dann auch der dürftigste

Bettler in seiner Freiheit und Körperkraft reicher ist, als der Kranke, Gefangene oder Verurtheilte, dem bisher ein großes Besitzthum zu Gebot gestanden. Reiche Seelen sind eigentlich alle Menschen, die noch auf der irdischen Wanderung begriffen, sofern sie nur ihrer Gaben und Güter kundig sind, und davon den rechten Gebrauch machen. Es hat ja der Herr einem jeglichen die, seiner Lebensaufgabe entsprechende Anzahl von Pfunden oder Talenten mit auf den Weg gegeben, und es liegt nun der eigenen Thätigkeit ob, sie reichlich zu verzinsen. Denn »wer hat, dem wird noch mehr gegeben werden, damit er im Überflusse habe.« Reich sind wir, denn noch leben wir am Tage, d. h. im Besitze der evangelischen Gebote, und der freien Wahl; jeder Augenblick ist geeignet zu irgend einem guten Werke, zur Erweckung des Glaubens, zu einem Gedanken an Gott und seine Liebe, zur erneuerten Hingabe an seinen heiligen Willen, zur Übung der Geduld, zur Überwindung einer unordentlichen Leidenschaft, zum Bereuen begangener Fehler. Unser wahrhaft großer Reichthum, mit einem Worte, ist unser Lebensantheil an Christo, der, da er reich gewesen, für uns dürftig geworden, damit wir durch seine Armuth bereichert würden. (2. Cor. 8.) Welch eine Fülle von Gnade wird aus diesem göttlichen Quell uns zugeleitet, wenn wir anders wollen! Wie groß ist die Barmherzig-

keit Gottes, die unser Leben dergestalt auf Christum gegründet hat, daß selbst die Todsünde, die mit dem geistigen Tode der Schuld uns schlägt, doch nicht sofort den gänzlichen Zerfall, den leiblichen Tod nach sich zieht, so daß auch damals noch das Gewissen und die weckende Gnade uns rufen, und den Vorsatz zur Reife bringen: ich will aufstehen, und zu meinem Vater gehen! Ja selbst in den letzten Augenblicken, die dem leiblichen Tode vorangehen, ist uns noch die kostbare Zeit gewährt, aus vollem Herzen, und mit innigem Vertrauen an die Huld des Erlösers uns zu wenden, und sein Wort zu hören: die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast.

So haben wir also, in Bezug auf die Mittel und Wege des Heils, über keine Armuth zu klagen. Ist zwar allerdings auch diese Erde, auf der wir wohnen, ein Kerker, ein Haus, in das wir zur Arbeit, zu vielfachen Leiden, zur Buße verbannt und verwiesen sind, seitdem wir aus dem Paradiese abgezogen, so ist doch dieß Gefängniß immer noch geräumig genug, die Sterne des Himmels blicken freundlich darauf hernieder, die Blüthen schmücken es mit ihrer Pracht, und was das Tröstlichste und Höchste ist, der Gottmensch selbst hat es heimgesucht, und die geistige Freiheit darin wieder heimisch gemacht. Auch dieser unser Leib, der von der Erden, ist für jetzt noch ein Kerker, indem er

dem Geiste nicht gehorcht, ja in vielen Dingen eine Zwingherrschaft über ihn ausübt; doch je mehr wir im Geiste streiten wider das Fleisch, desto sicherer wird er uns zum Diener und Organ unsrer geistigen Wohlfahrt. Und ob wir nun, so viel das nach irdischem Verständnisse sagen will, gesund, kräftig, wohlhabend, oder im Gegentheile siech, dürftig und unbemittelt sind, ob geehrt und ansehnlich oder unbekannt und unbeachtet, so ändert dieß im Wesentlichen an unsrer Befähigung nichts, unser inneres Leben zu bereichern. Denn wir werden eben so oft durch Feuer geprüft als durch Wasser, und nicht minder durch Glück als durch Trübsale; in dem einen Falle sind uns die Verdienste der thätigen Nächstenliebe, der Wohlthätigkeit, der freiwilligen Entsagung, im andern jene der Geduld, Sanftmuth und Ergebung dargeboten, und es kann uns sonach an Hülfsmitteln für jene Armen nicht fehlen, die ärmer und hülfloser sind, als alle Dürftigen auf Erden.

Und darum eben heißt es: »dem Dürftigen reiche deine Hand, und dem Verstorbenen versage nicht deine Gabe.« Dem Armen auf Erden können wir allerdings unmittelbar die Hand reichen, wie aber wenden wir den Verstorbenen die Gaben unsrer Liebe zu? worin liegt die Möglichkeit solcher Mittheilung? In der organischen Einheit aller Erlösten in Christo. Alle, die lebendig sind, leben durch

ihn, alle Gerechten der Vorzeit erlangten das Heil einzig durch ihn; doch das große Sühnopfer, das er zur Erlösung der Gesammtheit auf dem Calvarienberge ein für allemal dargebracht, wird täglich unblutiger und nachbildlicher Weise in der Kirche wiederholt, damit jeder das Verdienst desselben persönlich sich aneignen könne, und dieß nach dem Lebensgesetze wechselseitiger Rückwirkung, sowohl für sich, als für Andre, deren Wohlfahrt er durch Christum dem ewigen Vater empfiehlt. Nur in der Kirche auf Erden, nur hier unter den Sterblichen, nicht aber jenseits, wird dieß Opfer gefeiert, darum soll es den Lebenden jenseits, die noch die rechte Fülle des Lebens nicht besitzen, und für sich nichts mehr thun noch gewinnen können, zu Gute kommen, und von unsrer Liebe ihnen zugedacht und gewidmet werden, wie es schon in den ersten christlichen Jahrhunderten üblich war, und wie namentlich Gregor von Nazianz und Augustinus für ihre Angehörigen gethan. Und mit dieser Anschauung der Sache verwahren wir uns gegen das viel wiederholte, auf dem Weltmarkt umher ziehende Geklätsche von den Überredungskünsten, womit man die einfältigen Leute dazu bewegt, daß sie recht oft eine heilige Messe lesen lassen »für die armen Seelen.« Daß eigentlich hierin keine Verläumdung liege, und daß die sogenannten Einfältigen sehr wohl wissen, was sie damit bezwecken, mag der

heilige Thomas von Aquin uns bezeugen. »Die Eucharistie, so lehrt er, ist das Zeichen des kirchlichen Einheitsbandes, und deshalb kann ihre Wirksamkeit auf einen Andern übergehen (dem der Empfänger sie weihet). Wohlgefälliger und annehmlicher ist aber das Gebet und die Gabe, die für den Verstorbenen, als die für den Lebenden dargebracht werden, weil der Erstere in dem Maße bedürftiger ist, als ihm die Fähigkeit mangelt, selber für sich Hülfe zu suchen.«

Wir werden uns darum auch hüten, mit vornehmem Lächeln auf die Einfachen herab zu sehen, die etwa, wie es am heutigen Tage gebräuchlich, einige Wachskerzen brennen lassen »für die armen Seelen.« Ihre Gesinnung dabei ist doch immer diese, irgend etwas für sie zu opfern, und ihre gläubige Liebe wird nicht unbeachtet bleiben. Ein Andrer spendet Almosen, und bittet dabei den Herrn, daß dieses Werk den Abgeschiedenen, deren er eingedenk ist, zu Guten komme; ein dritter weiht ihnen das Verdienst der Geduld, mit welcher er seine Leiden erträgt, und warum sollte nicht jedes Opfer der Art seinen realen Werth haben? Der gelehrte Exeget Benedictus Pereira kannte einen Mann von ungewöhnlich großem Reichthum, dessen Trost auf dem Todbette vornemlich darin bestand, daß er einen Sohn hinterließ, der die Gewissenslasten des Vaters erleichtern, durch Seelenämter und reiche

Spenden an die Armen seiner eingedenk seyn würde. Der Sohn, als lachender Erbe, versäumte diese Pflichten, indem er, habsüchtig, wie jeder Verschwender, alles für seine Vergnügungen sparte; und als ein Freund des Verstorbenen ihn darüber zur Rede setzte, erwiederte der edle Sohn: Mein Vater geht mich jetzt wenig mehr an, und wo er sich jetzt befinden möge, oder wie, ist meine Sorge nimmer. Denn ist er bereits im Himmel, so erfreut er sich der vollen Seligkeit, und bedarf meiner Hülfe nicht; ist er verworfen und in der Hölle, so wäre alles vergeblich, was ich für ihn thäte; weilt er aber im Fegfeuer, so ist er schon aufs beste versorgt, und seines Heiles versichert; da mag er denn geduldig ausharren, bis seine Stunde kömmt. Ein gläubiger Katholik fürwahr, und ein fertiger Theolog, der so reden konnte, aber sehr lieblos dabei, und todten Glaubens, wie starren Herzens. Solch eine Gesinnung, die dem Geiste der Liebe und Aufopferung so grell widerspricht, werden wir mit Abscheu zurückweisen, und dafür um so ernstlicher die bekannten Worte beherzigen: »daß es ein heiliger und heilsamer Gedanke sey, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von den Banden der Sünde gelöset werden.« 2 Mach. 12.

Jene tapferen Krieger Jehova's, die Helden aus dem Makkabäerstamme, die diesem Gedanken folgten, fanden es allerdings nothwendig, für ihre

*

in der Schlacht gefallenen Brüder zu beten, weil sie die Entdeckung machten, daß diese etwas Widergesetzliches gethan; sie waren demnach in Sorge, daß ihnen jenseits noch eine Strafe auferlegt worden. Hätten sie geglaubt, daß diese Getödteten von Gott gänzlich verworfen seyen, so würden sie weder das öffentliche Gebet im Tempel, noch die Opfer für sie angeordnet haben. Sie hielten sie also für Gerechte, die noch der Buße anheim gegeben, und suchten durch ihr Gebet ihnen Hülfe zu bringen, und dieses Vorhaben wird von der Schrift sowohl heilig als heilsam genannt. Heilig, weil aus der Liebe hervorgehend, welche die Menschen, die Lebenden und die Abgeschiedenen, als Glieder eines Leibes vereinigt; heilsam, weil sowohl diesen als jenen zum Heile gereichend. »Es ist ja kein Widerstreit in dem einen Leibe, sagt der Apostel, sondern zu Einem Zwecke sorgen die Glieder wechselseitig für einander. Wenn ein Glied leidet, leiden alle mit, so theilen auch alle die Freude, wenn eines von ihnen herrlich wird. Ihr aber seyd der Leib Christi, und seine einzelnen Glieder, und so sollen wir in der Liebe des heiligen Geistes einander dienen. (1. Cor. 12. Galat. 5.)

Sehen wir nun näher zu, wie dieser Lebensverkehr in der Kirche, nach ihrem ganzen Umfange sich erfülle, so wird er nur in vierfacher Weise statt finden. Zuerst als Verkehr der Lebenden mit

den Lebenden, in der Kirche auf Erden; denn die Wahrheit, daß die auf Erden Lebenden einander beistehen können und sollen, liegt ohnehin am Tage, und so mahnt auch der Apostel: betet für einander, damit ihr gerettet werdet. (Jac. 5.) Ein zweiter Lebensverkehr besteht zwischen den Abgeschiedenen; denn sonder Zweifel beten die Heiligen im Himmel für diejenigen, die noch im Purgatorium zurück gehalten werden, weßhalb es auch in der Vorzeit Sitte war, die Todten in solchen Kirchengebäuden beizusetzen, die über dem Grabe eines Martyrers erbaut waren, um sie dadurch gleichsam seinem Schutze anzuvertrauen. Gleichermaßen gewiß ist uns, als die dritte Seite jenes Lebensverkehrs, der Beistand, der den Lebenden von den Abgeschiedenen geleistet wird; denn die seligen Bürger des Himmels sind ihrer Brüder eingedenk, und so wird selbst im alten Bunde schon von einem der Propheten im Limbus (Jeremias) berichtet: »Dieser ist es, der emsig betet für das Volk und die ganze heilige Stadt.« (2. Makk. 15.) Es erübrigt daher noch, daß hinwiederum auch die Lebenden den Abgeschiedenen beistehen, wie dieß in unsrem Sinnspruch geboten wird: dem Dürftigen reiche deine Hand, und dem Verstorbenen versage nicht deine Gabe; wende auch dem Dürftigen jenseits deine Hülfe zu. Denn dieß ist ganz eigentlich unsere Aufgabe, die wir zwischen der triumphi-

renden und leidenden Kirche in der Mitte stehen, und für uns sowohl, als für Andere noch verdienstlich wirken können, in Einigung mit dem unendlichen Opferverdienste, das zunächst der Kirche auf Erden zum Eigenthum gegeben.

Heilig also und heilsam ist der Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, und zwar nicht bloß heilbringend für sie allein, sondern auch für uns. Denn indem wir den Kreis der Pflichten, welche die Nächstenliebe uns vorschreibt, auch auf sie ausdehnen, erwerben wir (sofern nur keine engherzige, frömmelnd eigennützige Gesinnung sich einmengt) eine neue Zahl jener Freunde, die einst uns aufnehmen in die himmlischen Wohnungen (Luc. 16.) zugleich aber, was wenigstens eben so wichtig ist, werden wir aufmerksam gemacht auf unsre eigenen Wege, damit wir den Leichtsinn, die Lauigkeit, die Halbheit meiden, und in der Erfüllung unsrer Pflichten nicht zurück bleiben. »Seyd der Gebundenen eingedenk, ermahnt der Apostel, als ob ihr selbst gebunden wäret!« (Hebr. 13.) Umschlingen nicht auch Uns die Bande und Fesseln der Sünde? Wir nennen sie arm, und können ihnen gegenüber, aus den Ursachen, die wir erwogen, uns für reich halten; in Einer Beziehung doch sind sie die Reichen, weil in der Liebe Gottes schon für immer und ewig befestigt, und vom ewigen Tode errettet, wir hingegen die Armen, weil wir noch

in Gefahr schweben, von unsrem Lebensgrunde losgerissen zu werden durch eigene Schuld. So wird unser Gebet für die Abgeschiedenen zugleich zum Gebete für uns. Im Himmel, o Herr, ist deine Barmherzigkeit, deine Wahrheit reichet über die Wolken. Wir, die wir noch schweben zwischen Leben und Tod, zwischen der Furcht vor deinem Gerichte, und dem Vertrauen auf deine erbarmende Güte, wir flehen zu dir, für uns, für die Lebenden, für die Verstorbenen; deine ewige Huld erhebe uns alle zur Fülle des Friedens, zu dir selbst, der das Leben ist und die Auferstehung. Amen.

Zweiter Vortrag.

»Mein Leben schwindet in Schmerz dahin, meine Jahre in Seufzern.« (Ps. 30, 11.)

Eingang.

Es gibt einen Tonsatz, der in zahllosen Abweichungen und Begleitungen in jedem Menschenleben sich wiederholt, obwohl er bald hinter süßem Flötenspiele sich birgt, bald wieder zwischen lärmenden Fugen sich zu verlieren scheint; und dieses große Thema, das unfehlbar immer wiederkehrt, ist in den Tönen der Klage dargelegt: »mein Leben schwindet in Schmerz dahin, in Seufzern vergehen meine Jahre.« Leiden, und immer leiden, dieß scheint unser entschiedenes Loos. Der Schmerz begleitet uns in dieß Erdenleben herein, der Schmerz begrüßt uns zum Abschied von demselben. Bald sind es die Elemente und Kräfte der Außenwelt, die uns Qualen und Leiden bereiten, bald wieder jene unsrer innern organischen Welt, durch die Stö-

rungen und Gebrechen, die in den Gliedern unsres Leibes sich eingefunden. Und nicht geringerer Art sind die Drangsale, die entweder durch die Böswilligkeit oder Thorheit Andrer uns zugefügt werden, oder die wir unsrer eigenen Verblendung oder Verkehrtheit zu verdanken haben. Denn oft genug geschieht es, daß wir, wenn es an sonderlichen Leiden eben gebricht, uns selber einige erträumen, oder durch unbesonnene Schritte zuziehen, als könnten wir ihrer durchaus nicht entbehren. Und wie unsre Eitelkeit bekanntlich einem Thiere gleicht, dem jede Art von Speise willkommen ist, und das von jeder sich nährt, so kann es eben nicht befremden, wenn ein Jeglicher sogar die Leiden und Lasten, die ihn drücken, mit einer Art von Stolz betrachtet, und mitunter darin einen Vorzug sucht, der ihn weit vor den Übrigen auszeichnet. Wie oft vernimmt man nicht die wichtige Behauptung: so schweres Leid, wie ich es dulde, hat sonst Niemand auszustehen; der Kummer, den ich erfahren, geht weit über menschliche Begriffe! Und wie oft erwiedern wir solchen Hyperbeln mit Achselzucken, insgeheim selber beleidigt, daß jemand es wagt, unsere Leiden, im Vergleich mit den seinen, als gering und unbedeutend anzuschlagen!

Wie es nun immer damit sey, denn eigentlich ist es Gott allein, der des Menschen Mühe und Qual zu durchschauen und zu würdigen vermag

(Pſ. 10), endlich brechen über jeden, wenn auch in höchſt mannigfaltiger Weiſe, diejenigen Leiden herein, die auf dieſer Erde als die letzten und unausbleiblichen ſich ausweiſen. Die ſinkende Lebenskraft vermag die Einheit und Selbſtheit des organiſchen Lebens nimmer zu erhalten, der Kampf iſt zu Ende, das Herz ſteht ſtille, die Blutmaſſe iſt ein todtes Meer geworden, in den ſtarren Augen kann die Welt ſich nimmer bildern; aber die Züge des bleichen Angeſichts, die verſtört erſchienen, glätten nun ſich aus, der Friede eines ſanften Schlummers ſcheint darüber gehaucht zu haben; an gar manchem Todten zeigt es ſich wie verklärt von einem milden Lächeln, und wir ſagen nun: möge er ruhen im Frieden. Wir begleiten ihn dann zur düſtern Stätte, wir beten für ihn, ſuchen mancherlei Verdienſte ihm zuzuwenden, und hoffen namentlich von jenen, die das Sühnopfer des Herrn in unendlicher Fülle darbietet; ſo beſuchen wir auch die Gräber der längſt Abgeſchiedenen, und bleiben im Gebete ihrer eingedenk, und warum dieß alles? Weil dieſe Abgeſchiedenen noch immer in Leiden befangen ſind, und weil es billig und geziemend iſt, ihnen beizuſtehen. Alſo war noch kein Ende hier, und wiederholt ſich auch anderwärts das alte unbeliebte Thema? Warum ſoll es an den irdiſchen Trübſalen nicht genug ſeyn, warum müſſen die Seelen noch jenſeits leiden? Und wenn es wirklich

nöthig wäre, wie soll das möglich seyn, daß Seelen leiden können, die doch von den Banden der Körperwelt gelöset sind? Und wenn wir auch einsehen, und zugeben, daß sie wirklich leiden, wo finden wir den Zugang zu ihnen, wo die Mittel, ihre Leiden zu lindern? Drei Fragen, die freilich zu tief und groß sind, als daß wir sie umständlich erörtern könnten, daher wir nur das Nöthigste, was dahin einschlägt, erwägen wollen.

* * * *

Es ist eine große Macht in die Willkühr des Menschen gelegt, und mit dieser seiner Befähigung zur freien Wahl bedarf er gar sehr des Gegengewichtes, das im Bewußtseyn seiner Abhängigkeit und Bedingtheit, in der heiligen Gottesfurcht liegt, damit er die Kraft, der er sich bewußt ist, nicht zum Werke des Verderbens mißbrauche. Und welch eine furchtbare Kraft ist nicht diese, die sich mit bewußtvoller Feindschaft gegen sich selber wendet; welch eine schaudervolle That, nicht der Selbstverläugnung, sondern der Selbstläugnung, die auf die Vernichtung ihres Vollbringers abzweckt? Dieser grellste und verkehrteste Mißbrauch der Willensfreiheit gehört nicht zu den seltenen Fällen mehr. Der Unglückliche, der sich durch eine Kette von leidenschaftlichen Verirrungen, Thorheiten und Sünden

in ein Labyrinth verwickelt sieht, aus dem er keinen Ausweg hofft; der Verbrecher, der am Abgrunde der Schmach steht; der Herabgekommene, der mit oder ohne Schuld, im Augenblicke nicht weiß, wie sich und die Seinigen fortzubringen; der Leidende, der dermaßen von Schmerzen gefoltert wird, daß er die Last des Lebens nimmer ertragen mag, sucht sich eigenhändig, durch eine thatsächliche Negation sowohl seines Wesens, als jeder weitern Verantwortung, von allem Jammer zu erlösen, er jagt sich eine heiße Kugel durch das Haupt, er stößt ein Messer durch sein Herz, oder wählt sonst einen Vernichtungsweg. Jetzt ist es zu Ende. Aber wo und wie? Jene Kugel nimmt er doch nicht mit hinüber, womit er das Daseyn und Leben durchschneide, in welchem er jenseits erwacht; auch wird er den Abgrund nimmer finden, in welchen er sich herabstürzen und begraben könnte, denn er ist schon in der Tiefe, und der Sturz ist bereits geschehen. Der Unselige wird sich nun unendlich elender, verlassener und trostloser wiederfinden, als er sich je gefühlt, denn er hat seine Lebensaufgabe nicht zu Stande gebracht, er hat den Willen Gottes durchkreuzt, und ist hinüber gekommen mit einer Welt voll Finsterniß, Trotz und Lüge im geistigen Innern, die ihn wahrlich nicht geeignet machen kann, in die Region des Lichtes und der Seligkeit so gleichsam hinein zu fallen.

Nicht umsonst haben wir uns bei so grellen Bildern aufgehalten; je mehr uns das Empörende daran auffällt, desto schneller finden wir den Schlüssel zur Lösung unsrer Frage: warum der Erdenpilger, nachdem er hier von Leiden aller Art gehetzt worden, auch jenseits noch leiden solle? Da diese Beschwerden und Plagen, die er theils selbst über sich gehäuft, theils als seinen Antheil an dem verschuldeten allgemeinen Verhängniß übernommen, auf dem Wege der Erlösung in Heilmittel umgewandelt sind, so ist es eben seine eigene Schuld, und sein größtes Unglück, daß sie ihn nicht geläutert, nicht im sittlichen Leben gefördert haben, indem er auch der Stimme der göttlichen Liebe nicht horchte, ihre Wohlthaten nicht beachten wollte. Darauf eben bezieht sich ja die Gleichnißrede des Herrn: »wir haben euch gesungen, und ihr habt nicht getanzt, wir haben Wehklage geführt, und ihr mochtet nicht weinen.« Was soll die göttliche Liebe mit solchen Menschen beginnen, die gänzlich von ihr sich abgekehrt haben, und für ihr belebendes Einwirken nimmer empfänglich sind? Es gibt einen Zustand von fertiger Erstarrung und vollendeter Verkehrtheit, der zu entschieden ist, als daß er noch einmal einer Wendung fähig wäre, und es fehlt wahrlich an Menschen nicht, die unselig genug waren, in solche dämonische Verdüsterung zu gerathen, welche kein Lichtstrahl sittlicher Erkennt-

niß und Reue mehr durchdringt. Allein von derlei Zuständen reden wir hier nicht, so wie uns auch über das Loos der Menschen kein Urtheil geziemt. Wir halten uns vielmehr an das trostvolle Wort von der Gnade des Herrn, »daß er den rauchenden Docht nicht auslöschen, den geknickten Halm nicht zerbrechen werde.«¹ Wo also noch ein Funken des Lebens, wo noch Empfänglichkeit für Licht und Liebe, da wird dieser Keim gepflegt und erhalten werden; aber zwischen dem geistigen Tode und dem vollen geistigen Leben in Vereinigung mit Gott, wird wohl ein Mittelzustand mitten inne liegen müssen, und dieser eben ist es, den wir das Purgatorium nennen.

Wenden wir unser Auge zu den Lebenswegen, an welchen wir, weil sie zu den alltäglichen und gewöhnlichen gehören, so ziemlich auch unsre eigenen erkennen, so werden wir gestehen müssen, daß unzählige Menschen von dem verhängnißvollen Augenblicke ihrer Abberufung überrascht werden, ohne noch zu jener Liebe herangediehen zu seyn, welche allein die vollendeten Kinder Gottes bezeichnet. Was sie hienieden versäumt, werden sie wohl, nur in ganz andrer, nimmer verdienstlicher Weise, jenseits nachzuholen finden. Denn offenbar kann das ganze Verdienst unsres Lebens nur in dem Opfer bestehen, das wir, in Vereinigung mit dem Opfer Christi, mit unsrem freien Gehorsam darbringen.

¹Matth. 12 20.

Die nun auf Erden halbherzig gelebt, halb dem Himmel, halb dem Irdischen zugewendet, die werden, was an ihrem Opfer fehlte, erst nachzutragen, den Schmerz, den sie sich ersparen, die Mühe, von der sie sich lossagen wollten, noch zu büßen haben. Gar Mancher nimmt den wohlverdienten Ruhm mit, daß er in der Erfüllung seiner Pflichten getreu gewesen, doch war der Tod ihm ein Abscheu, der Gedanke daran erfüllte ihn mit Unmuth und Entsetzen, man mußte mit großer Umsicht und Klugheit ihn behandeln, ja schier belisten, damit er sich entschloß, die Sacramente zu empfangen; kann man von einem solchen eine sehr lebhafte Liebe zu Gott und dem Erlöser rühmen? wird er schon in dem Grade der Anschauung Gottes würdig seyn, wie Paulus oder Martinus? Wird er nicht bevor erst im Exile harren und lernen müssen, wie ohne Gott alles nur tiefes Elend sey? Ein Andrer ist vielleicht großentheils von schwerer Sündenschuld frei geblieben, aber vor Leichtsinn und Klätscherei, vor harten Urtheilen und unsaubern Scherzen hat er sich nicht gehütet, auch den Eifer für Gottes Ehre nicht gewahrt; in vielen kleinen Dingen untreu, war er wohl nicht geeignet, die Worte zu vernehmen: wohlan du guter Knecht, der du im Geringen getreu gewesen, geh ein in die Freude deines Herrn! Ein Dritter ist vielleicht von schweren Sünden zum geistigen Leben erweckt worden,

doch war seine Reue so innig und durchdringend nicht, um ihn gänzlich zu läutern. Und so viel Unglück uns heimsucht, so schwere Verluste uns treffen, so harte Leiden unsre Glieder foltern, kein Schmerz pflegt hienieden mächtig genug zu seyn, uns so völlig zu durchglühen, daß er unsre Seele von den Flecken der Eitelkeit, des Eigennutzes, der bösen Begierde völlig rein macht.

Damit wir aber diesen Ausspruch nicht allzuhart finden, wollen wir eines Traumgesichtes gedenken, das (nach dem Bericht des alten Geschichtschreibers Lambert von Aschaffenburg) dem heiligen Anno, Erzbischof von Kölln, sehr lehrreich geworden. Es war nämlich ein halbes Jahr vor seinem Tode, als er sich durch eine schimmernde Pforte in einen hohen, herrlich geschmückten Dom eintreten sah. Drinnen saßen auf einer Reihe von Ehrenstühlen sein Vorgänger, Heribert, Erzbischof von Kölln, dann die Erzbischöfe Bardo von Mainz, Boppo und Eberhard von Trier, Arnulf, Bischof von Worms, und viele Andre, die er noch im Leben gekannt, alle von ehrwürdig herrlichem Ansehen, und mit glänzend weißen Gewanden bekleidet. Auch er selber fand sich mit solch einem Gewande angethan, nur bemerkte er daran zu seiner Bestürzung an dem Theile, der die Brust deckte, einen häßlichen Schmutzfleck, den er mit der Hand zu verbergen suchte, während er im Begriffe war, sich

auf den Ehrensitz, der für ihn bereit stand, nieder zu lassen. Da erhob sich Arnulf, und wies ihn aus dem Kreise zurück, doch sprach er zu dem tief Betrübten: sey getrost, und suche nur diese Makel je eher, je lieber abzuwaschen, denn in Kurzem wirst du in diese Wohnung aufgenommen werden. Als nun Anno bei wachem Bewußtseyn recht ernstlich sein Inneres erforschte, auch einen weisen Freund darüber ins Vertrauen zog, erkannte er bald, daß er den widerspenstigen Bürgern, die ihn ein Jahr vorher aus seiner Stadt vertrieben, noch nicht von ganzem Herzen verziehen hatte, und noch immer einigen Groll gegen sie hegte; er entschloß sich daher, ihnen die wohlverdiente Strafe nachzusehen, ließ die Verbannten unverzüglich zurückberufen, gab ihnen ihre Besitzungen wieder, und reichte ihnen, da inzwischen die Osterzeit gekommen, eigenhändig die heil. Communion, als Siegel des Friedens.

Wenn nun, wie es an diesem Beispiele ersichtlich, selbst Menschen von großen Verdiensten, und die eine hohe Stufe der sittlichen Reinheit erreicht, noch so manches abzulegen und aus ihrem Innern zu tilgen haben, was eine Zeit lang ihnen selber unbekannt geblieben, so daß auch sie zu beten Ursache haben: »von meinen verborgenen Fehlern mache mich rein, o Herr,« (Ps. 18.); was sollen wir dann billig erst von unsren gewöhnlichen Le-

bensbestrebungen halten, die meist sehr mittelmäßig, und ihren Zwecken nach selten ganz lauter sind? Der Knecht, der den Willen seines Herrn gekannt, und nicht darnach gehandelt, wird größere Strafe empfangen, als der Andere, der diesen Willen nicht gekannt, und strafwürdiges gethan. (Luc. 12.) Mit dieser Warnung belehrt uns Christus selbst, daß es jenseits ein Bußleiden gibt, das sehr verschiedene Stufengrade haben muß. Noch deutlicher aber und ausführlicher erklärt sich darüber der Apostel. Er macht zuerst darauf aufmerksam, daß wir, als Gottes Gebäude, auf dem einzigen Fundamente erbaut sind, das er gesetzt hat, nämlich auf Christum Jesum. Wer auf diesem Lebensgrunde steht, wer in Gemeinschaft mit ihm von hinnen scheidet, der nimmt auch den Segen der Erlösung und des Heils mit hinüber; nur kommt es noch darauf an, in welchem Grade er sich durch persönliche Treue jenen Segen angeeignet, und was er seinerseits aus eigener Willensfreiheit gethan. Und so fährt der Apostel in dem bildlichen Ausdruck fort, und sagt: »was immer nun der Einzelne über diesem Fundamente aufgebaut, es sey nun Gold, Silber und edles Gestein, oder Holz, dürres Gestaude und Spreu; eines Jeglichen Werk wird offenbar werden, das Feuer wird es erproben. Dessen Werk sich bleibend bewährt, der wird den Lohn empfangen; dessen Werk verbrennt,

der wird Schaden leiden, er selbst hingegen wird gerettet werden, doch aber gleichsam durch das Feuer.« (1. Cor. 3.)

Durch das Feuer also, und »gleichsam durch das Feuer,« dieß ist der Weg, auf welchem der Abgeschiedene von allen fehlerhaften Richtungen, von unnützen und nicht ganz reinen Gedanken, von Thorheiten, Irrthümern und läßlichen Sünden geläutert werden soll. Dieß führt uns nothwendig schon auf unsere zweite Frage: wie es denn überhaupt möglich oder denkbar sey, daß die abgeschiedenen Seelen leiden? Denn behelfen wir uns, im Widerspruche gegen die Lehre der Kirche, mit dem poetischen Naturbilde von einer Psyche, die einen feinen, zarten Lichtleib von dieser Erde mit hinüber nimmt, oder jenseits aus den Stoffen der Region, in denen sie schwebt, ihn wieder sich aneignet und zurecht macht, so haben wir freilich wieder einen leiblich sinnlichen Zustand fertig, der mancherlei Schmerz und Noth zu empfinden fähig wäre. Allein mit solchen fantastischen Vorstellungen ist nichts gewonnen; wir setzen damit nur Träume an die Stelle der strengen, ernsten Wahrheit; wir unterscheiden nicht das Wesen des freien Geistes von jenem des unfreien Leibes; wir läugnen damit vielmehr die Bedeutung des Todes, der ein Zerfall und eine Zerreißung des menschlichen Doppelwesens ist, und wir bedürfen dann wahrlich, wenn der Tod schon

die Entwicklung des höhern Lichtleibes ist, der Auferstehung Christi nimmer. Wir müssen also die Wahrheit festhalten, daß jenes unsichtbare Wesen, das wir die menschliche, die unsterbliche Seele zu nennen pflegen, vom Leibe und seiner Lebenskraft wesenhaft verschieden sey, als ein freier, seiner selbst bewußter, erschaffener Geist; wiewohl er für diesen Leib erschaffen, und mit ihm in einen so innigen Lebensverkehr gesetzt worden, daß es nicht zu verwundern ist, wenn so oft die Funktionen des einen mit jenen des andern vermengt und verwechselt werden. Ist es nun einzig dieser Menschengeist, der, nach dem Aufhören und Zerfalle des organischen Lebens und der Leiblichkeit, in seinem eigenthümlichen Wesen vereinsamt fortbesteht, folglich abgesondert von der Naturwelt, ohne diese Glieder, Sinnwerkzeuge und Muskeln, wie kann da noch von einem Feuer die Rede seyn, das ihn läutert, wie von Schmerzen, die er zu erdulden hat, nachdem er der Organe beraubt ist, durch welche Gefühl und Empfindung vermittelt werden?

Nun können wir aber mit dieser Frage noch leichter fertig werden, als es mit der ersten der Fall gewesen. Wahr ist es allerdings: diese unsre Sonne kann den abgeschiednen Geist mit ihrer Gluth nimmer sengen, die Wasserfluthen können ihn nicht fortreißen, der Frost des Nordens macht ihn nicht erbeben, das Schwert verletzt ihn nicht, denn nur

das organische Gebilde des Leibes, mit dessen Leben das seine verflochten gewesen, war den Naturgewalten unterthan, und dieses Band ist für jetzt getrennt. Was ist jedoch damit bewiesen? können wir bei so roher und oberflächlicher Betrachtung stehen bleiben? Fürs erste müssen wir uns wohl näher mit dem bekannt machen, was wir körperliches Leiden nennen, um einzusehen, daß es auch nur im Geiste erst seine Bedeutung und Schärfe gewinnt. Ist jemand eingekerkert in einem unterirdischen Gewölbe, tappt er im Dunkel umher an dem feuchten, kalten Gemäuer, oder sitzt auf dem modrigen Lager, einsam mit seinem Jammer, wer leidet dann, wo nicht sein Geist, so lange er sich dieses harten Looses bewußt ist? warum schwindet der Gram von ihm, so lange er schlummert? Liegt ein Andrer von Schmerzen gefoltert auf seinem Bette, oder treibt sich ganze Nächte hindurch unstät in seinem Zimmer umher, um Linderung zu suchen, wird es nicht immer der Geist seyn, der die alten Fragen wiederholt, wie sie einst der Dulder Hiob ausgesprochen? ist es nicht der Geist, der, im Bewußtseyn seiner Freiheit und höhern Würde, über die Schmach sich verwundert und entrüstet, daß ein elender hohler Zahn seinen Frieden, seine Fassung zerrüttet, daß ihm die Kraft mangle, über diesen siechen, faulen Leib die Herrschaft zu führen? Sind es aber nicht zunächst die körperlichen Übel, die uns

peinigen, nicht Hunger und Durst, nicht Frost oder Hitze, nicht klaffende Wunden oder Gliederkrümmende Gicht, sondern nagt uns Kummer und Sorge, beugt uns Verachtung und Spott, bestürmt uns gekränkte Hoffart, quält uns der Neid, straft das Gewissen uns, und durchglüht uns die Reue, wer ist in solchen Fällen der unmittelbare Träger und Dulder dieser Qualen? Offenbar unser geistiges Ich, wenn schon hinterher und mittelbar auch der Leib daran Antheil nehmen muß. Und wer weiß das nicht, wer hat es nicht hundertfach schon selber gesagt, daß nur die Seelenleiden die wahrhaft großen Leiden sind?

Haben wir das aufgefaßt, so bleibt uns kein Zweifel mehr an der Wirklichkeit jenseitiger Leiden, deren Quelle zweifach seyn wird: eine aus der Vergangenheit, oder die Erinnerung; die andere aus der schleichenden Gegenwart, oder die unerfüllte Sehnsucht. Welche herbe Bitterkeit die Erinnerung in sich berge, das haben die Heiden tief genug gefühlt; so schwankend und gehaltlos die Schattengestalten waren, unter welchen sie die Seelen der Verstorbenen sich dachten, soviel begriffen sie doch, daß, so lange die Erinnerung an frühere Lebenswege dauert, und die innern Anklagen und Vorwürfe nicht schweigen, keine Ruhe, kein Frieden gefunden werde. Darum hatten sie an dem schönen Mythus vom Lethestrom ihr Beha-

gen, aus welchem die Abgeschiedenen, auf ihrer Wanderung in die Unterwelt, gänzliche Vergessenheit alles desjenigen trinken, was sie beunruhigen könnte. Allein sie versetzten, in ihrer kindlichen Weise, nach jenseits, was eigentlich, und bis zu einem gewissen Grade, nur diesseits zu finden ist. Im dießseitigen Leben fehlt es allerdings an solchen Strömen nicht, aus deren Fluthen der Sterbliche schöpfen mag, um auf eine kurze Zeit des innern Grames und Gedankenhaders los zu werden. Sind es ja oft genug, recht im materiellen Sinne, die Wogen des schäumenden, gährenden, Alkohol führenden Getränkes, auf welchen ein trübselig Gemüth dem nüchternen Denken entführt wird, und gehört ja der ganze Schwarm der Zerstreuungen hieher, welche den Geist gänzlich für die Gegenwart gewinnen, sammt den beredsamen Sophismen, die ihm die sogenannten Grillen und Vorurtheile vertreiben sollen. Jenseits hingegen gibt es kein Lethe, dort taucht alles Halbvergessene wieder auf, und steht in seiner nackten, grellen Wirklichkeit, in seiner ganzen Gehässigkeit vor dem gequälten Bewußtseyn, das sich nicht abzuwenden vermag von dem Medusenhaupte.

Und so ist schon von dieser Seite keine Frage mehr, wie es möglich sey, daß der Geist, obwohl von der Körperwelt geschieden, Qualen leide. Ein Mensch, dem ein kranker oder zerschmetterter Fuß

amputirt worden, empfindet dennoch beim Wetterwechsel und andern Anlässen Schmerzen in diesem abgeschnittenen, längst vermoderten Fuße; so lehrt es häufig die Erfahrung, und keineswegs darf man behaupten, daß hier nur Einbildung oder Täuschung sey, denn es ist in den Gesetzen des Gemeingefühls und der organischen Einheit gegründet. Eben so der Wahrheit gemäß darf man schließen, daß der menschliche Geist noch Schmerzen leiden könne in seinem ehemaligen, nun von ihm geschiedenen und getrennten Leibe. Denn all sein Denken und Wirken hienieden war immerdar mit den Organen und Verrichtungen dieses Leibes, mit seinen Gefühlen und sinnlichen Vorstellungen aufs innigste verkettet; mittelst der Erinnerung nimmt er sie mit hinüber, und sie bleiben ihm als Nachklang aus der Vergangenheit und von der Erde her. Und so kann es geschehen, daß die Reue über begangene Frevel nicht bloß allein in geistigem Schmerz besteht. Aber auch die unbeschreibliche, öde Ruhelosigkeit unerfüllter Sehnsucht hat einen großen Theil daran, und sie gehört nicht so ausschließlich in jenes Gebiet hinüber, daß nicht ähnliche, oder sehr nahe verwandte Leiden auch hienieden schon zuweilen sich einstellen. Weiß man es aus den Geständnissen ausgezeichneter, zu hoher Vollkommenheit erhobener Seelen (wie z. B. der heil. Rosa von Lima), daß sie nicht selten, von aller Freudig-

keit und Andacht verlassen, in gänzlicher Stumpfheit, innerer Zerrissenheit und Finsterniß schmachten mußten, und wie verstoßen von Gott, zu dem sie mit größter Mühe kaum empor zu blicken vermochten, so hat auch sonst wohl jeder, der auf seinen innern Zustand Acht gibt, solche Stunden und Tage erlebt, wo weder die Gesellschaft der Menschen noch die Einsamkeit, weder Sichtbares noch Unsichtbares ihm den mindesten Trost gewährte, wo er, des Gebetes unfähig, vergeblich in irgend einem Buche Erbauung oder Erquickung suchte, wo der Leere seines Herzens nichts genügen konnte, und ihm keine andre Hülfe blieb, als sich aus aller Macht an den göttlichen Willen zu ergeben, und auf den Zeitpunkt zu harren, der aus dieser herben Verlassenheit ihm die Erlösung bringen würde.

In diesen flüchtigen Zügen demnach sind uns Ahnungen von dem Leiden der Abgeschiedenen gegeben, dessen Stufen und Formen doch immerhin sehr verschiedenartig seyn müssen. Und wo so viele und schmerzliche Leiden, da kann die Anforderung an unser Mitleid nicht fehlen, zumal es unsere Freunde sind, die in solchen Nöthen schmachten. Allein diese Leidenden, wo sind sie, daß wir ihnen beistehen? Befänden sie sich in den innern Wildnissen Australiens, oder zwischen den Schluchten der Gebirge des mittleren Africa, so hätten wir

schon keinen Trost für sie; wie nun vollends in einer uns gänzlich fremden Region, von der kein Sterblicher Kenntniß haben kann? Jedoch so unbekannt uns diese Region, so wenig doch ist sie uns fern, und die darin weilen, sind uns, als lebendige Glieder Christi, ohne Vergleich näher gestellt, als wir sinnlicherweise begreifen können. Was sie versäumt, können wir zum Theile in ihrem Namen nachholen; es fehlt uns auch an Werken und Opfern nicht, die wir für sie darzubringen vermögen, und unser Gebet wird nicht ohne Erfolg bleiben. So haben es die Christen in allen Jahrhunderten geglaubt; so ward es ihnen zuweilen auch in bildlicher Form zur Anschauung gebracht, und ein schönes Beispiel davon ist aus dem Leben der heiligen Perpetua aufbehalten, die im Jahre 202 in Carthago als Glaubensheldin starb. Als sie in ihrem Kerker (wo sie das folgende selber aufgeschrieben) für ihren, im siebenten Jahre seines Alters verstorbenen Bruder Dinocrates gebetet hatte, sah sie ihn, in der nächstfolgenden Nacht, im Traume; er schien aus einem finstern und unheimlichen Orte hervor zu kommen, sah verstört aus und wie von Durste lechzend, und auf seinem bleichen, beschmutzten Angesichte zeigte sich noch die häßliche Wunde, an der er verschieden war. Er näherte sich einer umfangreichen, mit einem hohen Rand umgebenen Quelle, und streckte sich in die

Höhe, als wollte er daraus trinken, ohne jedoch die Quelle erreichen zu können. Als Perpetua erwachte, ward ihr die Erkenntniß, daß ihr Bruder noch von Leiden nicht frei; darum betete sie für ihn mit erneuertem Eifer. In einer der folgenden Nächte sah sie ihn wieder; der Raum, wo er sich befand, erschien hell und freundlich, er selber hatte ein heiteres, gesundes Aussehen, und im Angesichte war nur eine Narbe noch übrig; der Rand der Quelle war niedriger geworden, und es stand eine mit Wasser gefüllte Schale darauf, aus welcher der Knabe ohne Mühe trank, und dann erquickt wegging, um fröhlich zu spielen. Perpetua erfreute sich an diesem Traume sehr, denn es war ihr nun gewiß, daß ihr Bruder zu einem seligern Stande erhoben worden.

Und was dieser geistreichen Frau zu so großem Troste diente, warum sollten wir es, weil in den Bildern der Traumwelt ausgeprägt, sammt der darin enthaltenen Wahrheit verachten? Die thätige Sorge, die für die Abgeschiedenen uns obliegt, zumal für jene, die als Anverwandte, Wohlthäter oder Widersacher uns am nächsten angehen, ist eine heilige Pflicht, die keinem Volke auf Erden jemals fremd geblieben. Die Heiden setzten auf die Gräber ihrer Verstorbenen Gefäße mit Speise und Trank, sie gaben ihnen mancherlei Dinge mit, wie sie ihnen im Leben unentbehrlich gewesen;

noch jetzt schlachten sie das Lieblingsroß des verstorbenen Häuptlings, damit er in jenseitigen Jagdrevieren wieder sich beritten mache. Wir haben andre, und nicht vermeintliche, sondern wirkliche Gaben für sie, die ihnen zum Heile gereichen; jedes gute Werk, und jedes Gebet, das wir für sie darbringen, und die echte Speise des Lebens. Die Völker, bei welchen die Blutrache üblich war (und noch jetzt üblich ist) legten es den Verwandten des Verstorbenen als heilige Pflicht auf, statt seiner die Feinde zu verfolgen und zu tödten, an welchen er die Rache nicht mehr selbst vollführen konnte, um dadurch seiner Seele Ruhe zu verschaffen. Wir aber haben ein Blut von unendlichem Werthe, das für unsern Frieden geflossen, ein Opfer von unerschöpflichem Verdienste, das wir dem ewigen Vater darzustellen haben, nicht bloß für uns und die Lebenden, sondern auch für die Glieder der leidenden Kirche. Denn beim Herrn ist Barmherzigkeit, und überfließend reich seiner Erlösung Fülle. Breite deine Erbarmung aus, o Herr, über Alle, die dich erkannt haben, sende deine Gerechtigkeit, dein beseligend Licht Allen, die aufrichtigen Herzens zu dir flehen, und auf deine Güte harren. Amen.

Am Feste des heil. Leopoldus,

Markgrafen von Österreich.

»Einem Jeglichen, der da hat, wird gegeben werden, und er wird im Überflusse haben.« (Luc. 19, 26.)

Eingang.

Auf manch einer felsigen Höhe ragen noch die Zinnen eines altergrauen Gemäuers, und geben uns die Kunde einer längst entschwundenen, rauhen und kriegerischen Vorzeit, wo da oben eine räuberische, brutale Gewalt hauste, die ihre Schrecken weit umher im Lande verbreitete. Eine Ritterburg jedoch machte eine Ausnahme von dieser Barbarei, die herzogliche Burg nämlich, die einst den Kahlenberg hart an der Donau krönte. Diese war keineswegs der Felsenhorst eines räuberischen Adlers oder Geiers, sie war der Sitz eines mächtigen, friedlich gesinnten, obwohl, wo es darauf ankam, überaus tapfern Fürsten, der von hier aus einen nicht geringen Theil seines Gebietes (der

östlichen Mark des deutschen Reiches) überschauen konnte. Von ihr aus erhielt die jetzige Kaiserstadt ihre Begründung; aus ihrem Schooße verbreiteten sich Bildung, Gesittung, gesellige und christlich religiöse Wohlfahrt über das ganze Land.

Ist nun diese Burg längst zerfallen, und kaum einige kenntliche Ruinen von ihr mehr übrig, so leben doch der Name und die Werke des erlauchten Herrn, der darin wohnte, immer fort; er selbst hat, als er (in der Mitte Novembers 1136) von hinnen geschieden, eine Burg von unendlich größerer Herrlichkeit bezogen, und der im irdischen Leben, in allen deutschen Landen, nicht anders als Leopold der Fromme genannt wurde, den ehret jetzt die Kirche als Leopold den Heiligen. Da fehlt es nun freilich an grämlichen Leuten nicht, aus der Sippschaft derjenigen, denen nicht leicht auf Erden etwas recht ist, welche hier einwenden und sagen: Immerhin mag man zugestehen, daß der edle Markgraf für seine Zeit viel Ersprießliches gethan. Wo es galt, bewährte er sich als einen wackern Krieger, der die Horden der Hunnen schlug und über die Gränze jagte; wiederum im Frieden sorgte er für das öffentliche Wohl und für nützliche Einrichtungen. Mit ihm begann Oesterreichs Flor; ihn hat man, soweit die deutsche Zunge reicht, und auch in benachbarten Ländern, als einen weisen und biedern Mann in Ehren ge-

halten; als ein gewissenhafter Familienvater hat er seine Kinder trefflich erzogen; als ein echt christlicher, frommer Fürst hat er, der damaligen Sitte gemäß, nicht wenige Kirchen und Ordenshäuser erbaut und gestiftet, und überhaupt dem geistlichen Stande viele Huld und Gnade bewiesen. Allein was ist es mit allem dem? Hat er dabei mehr gethan, als seine Pflicht erheischte? War er umsonst so hoch gestellt durch Rang und Würde, so reich begabt mit den Gütern des Glückes, und mit langer Lebensdauer gesegnet? Hätte er das Gute, was er gewirkt, zu thun nicht nöthig gehabt, daß er nun deßhalb so sehr gepriesen, geehrt, ja heilig geachtet wird?

Die Erwiederung, die solcher Krittelei gebührt, ist nicht weit zu suchen. Eben deßhalb, weil er seine Pflichten so gewissenhaft und in so großem Umfange vollführte, und zwar für Gottes Ehre, ward er als ein treuer Diener des Herrn, und folglich als ein Frommer und Heiliger befunden; und eben darum, weil er viel besaß, ward ihm immer mehr gegeben. Wer mit dem Wenigen oder Vielen, was Gott ihm verliehen, sorglich und eifrig sein Geschäft betreibt, wird hienieden ein Frommer, jenseits ein Verklärter seyn; denn, so haben wir es heute gelesen: »einem jeglichen der hat, wird gegeben werden, und er wird im Überflusse haben; von dem aber, der nicht hat, wird auch,

was er hat, genommen werden.« Diesen etwas räthselhaften Worten wollen wir unser Augenmerk zuwenden. Worin besteht diese Habe, von der hier die Rede ist? Und wer hat, warum bekommt er noch mehr, ja bis zum Überflusse? Und wer nicht hat, wieso kann ihm genommen werden, was er hat; da hierin doch ein Widerspruch zu liegen scheint? Dieß werden die Fragen seyn, deren Beantwortung uns heute beschäftigen möge.

* * * *

So lange wir auf Erden leben, sind wir einer zweifachen Täuschung ausgesetzt, der wir um so entschiedener uns hingeben, je weniger wir unsrer eigentlichen Stellung uns bewußt werden. Die erste dieser Täuschungen ist, daß wir glauben wir seyen etwas, nämlich wahrhaft, gerecht, groß, standhaft, und gleichsam auf uns selbst begründet; aus diesem Irrthume will jedoch der Apostel mit der Lehre uns erwecken: »so jemand dafür hält, er sey etwas, da er doch nichts ist, so verführt er sich selbst.« Wir fühlen und ahnden das einigermaßen selber, und deßhalb streben wir so eifrig, unser Wesen und Daseyn, das sonst gar ärmlich erscheint, heraus zu schmücken und zu verherrlichen durch das, was wir haben; und so denken oder sagen wir oft: ich bin etwas, denn ich habe ein bedeutendes Vermögen, große Kenntnisse, gute Grundsätze,

oder ausgezeichnete Talente; und dieß ist die zweite Täuschung, aus der uns wiederum der Apostel mit den Worten heraus ruft: »Was hast du, sofern du es nicht empfangen? Wenn du es aber empfangen hast, was rühmest du dich, als hättest du es nicht von anderswo her?«

Wie demnach unser Wesen und Seyn nicht unser, sondern geschaffen ist vom Herrn, »der die Dinge, die nicht sind, ruft, wie jene, die sind,« so ist auch jede wahrhafte Habe, die wir besitzen, eine Gabe, die uns verliehen worden von oben, und folglich zu einem vom Geber bestimmten Zwecke. Und so wird es fürs erste nöthig seyn, daß wir über diese Güter und Gaben uns verständigen. Es gibt deren nicht wenige, die unserm leiblichen Daseyn angehören, oder aus ihm sich entwickeln, wie z. B. Schönheit, Kräftigkeit des Wuchses, Körperstärke und Gewandtheit. Daß diese Eigenschaften als Gaben zu betrachten seyen, die wir mit auf die Welt bekommen, ist wohl jedem klar, auch wenn er der Worte des Herrn nicht gedenkt, daß Niemand seiner Statur eine Elle zuzusetzen vermöge; und daß sie unter den Gaben, die ein Mensch besitzen kann, nicht eben als die vorzüglichsten anzusehen, dieß mußte wenigstens Samuel anerkennen, als er unter den Söhnen Isai's die Starken und Hochgewachsenen musterte, und doch nur der Jüngste und dem Anscheine nach Geringste

aus ihnen es war, den Gottes Wahl bezeichnete, denn »der Mensch sieht auf die Außenseite, Gott aber durchschaut das Herz.« Endlich muß auch jedem, der die Welt, das Leben und die Geschichte nur einigermaßen kennt, die Überzeugung sich aufdringen, daß diese Gaben (die ohnedieß statt zuzunehmen, nur abnehmen können) Niemanden wahrhaft beglücken, und daß sie meistens nur Fallstricke bereiten, in welche der Eitle und Selbstsüchtige gar bald sich verwickelt. Wird aber der Sterbliche, der auf seine Leibesgestalt, auf seinen Knebelbart, oder auf die Weiße seiner Haut sich etwas einbildet, ein geringerer Thor seyn, als wer auf die Feinheit des Tuchs an seinem Rocke stolz ist, und auf den Glanz der Farbe an diesem Tuche? Wir werden ihm wohl sagen dürfen: der Rock bist nicht du, so wenig als diese Gestalt; den Rock wirst du ausziehen am Abend des Tages, den Leib am Abend deines Lebens, und dann wirst du immer noch du seyn, aber worauf wird alsdann deine Selbstschätzung sich gründen?

Noch andre Gaben sind es, die dem Menschen schon von Geburt eigen seyn können: jene des Ranges und der Stellung in der Gesellschaft; doch handelt sich's bei solcher angebornen Würde immer noch um den persönlichen Werth, welchen der heilige Franz Seraphicus am treffendsten mit den Worten bezeichnet hat: soviel du vor den Augen

Gottes bist, soviel bist du, und nicht mehr. Die Welt inzwischen hat davon noch andere Begriffe; was ihr von Werth seyn soll, muß sich schätzen oder taxiren lassen. So berechnet man den persönlichen Werth eines Mannes nach dem materiellen und kaufgerechten seines Hauses und Hofes, und seiner Kapitalien, den Werth einer Braut nach der Größe ihrer Mitgift. So legt man gemeinhin, und aufrichtig genug, auf das Gold ein größeres Gewicht, als auf den Besitzer; denn dieser letztere geht vorüber, sein Vermögen bleibt; und ob es nun aus beweglichen oder unbeweglichen Gütern bestehe, der, dem sie gehören, ist nur allzu beweglich, und muß von ihnen Abschied nehmen. Ist aber eben darin auch der Unwerth dieser Güter nachgewiesen, die offenbar an sich weder Weisheit, noch Gesundheit, noch Bildung verleihen, und mit denen der Rohe und der Thor nichts rechtes anzufangen weiß, so konnte es nicht fehlen, daß Leute, die diese Wahrheit einsahen, von jeher nur die Geistesgaben als die edleren und besten rühmten. Und so finden sie nicht Worte genug, um die Erhabenheit der Wissenschaft, die Macht des Gedankens, die Würde der Gelehrsamkeit, die Herrlichkeit der schönen Kunst, die dem Leben erst den Glanz und die Freude verleiht, und den vielseitigen Werth der technischen Künste zu preisen, ja wohl auch die sogenannte Lebens- oder Weltklugheit

über alles zu erheben, die mit schlauer Berechnung da zum Ziele zu kommen weiß, wo selbst Genie und gründliche Kenntniß nicht auszulangen pflegen.

Aber auch solche Gaben, die zwar (mit Ausnahme der letztern) das Menschenleben wirklich veredeln, erheitern und bilden, muß man doch nicht höher schätzen, als mit der Wahrheit sich verträgt. Denn fern von ihrem großen Zwecke bleibt doch jede Wissenschaft, die an der Unkenntniß Gottes siecht, und die Menschen, in Ansehung ihrer höchsten Angelegenheit, in Irrthum führt. So ist auch die schöne Kunst auf sehr unglückseligen Wegen, sobald sie zum Werkzeuge des bloßen Sinnenlebens sich erniedrigt. Noch entschiedener aber wird jede selbstsüchtige Klugheit, wenn noch so gewandt in ihren Listen, in ihrer Nichtigkeit sich zeigen, weil sicher einmal die Zeit kommt, da sie nimmer ausreicht. Darüber mag die alte Fabel Auskunft geben, die uns erzählt, wie einst drei Geschöpfe von sehr verschiedener Gemüthsart, der Fuchs, der Igel und das Eichhorn, im Walde zusammen trafen, und in ihrer Conversation über die Mittel sich besprachen, die sie anzuwenden pflegten, um sich aus Noth und Gefahr zu helfen. Der Igel bekannte, daß er bei solchen Gelegenheiten nichts besseres wüßte, als sich zusammen zu rollen, und unbeweglich zu bleiben, die Stacheln nach außen gekehrt. Das

Eichhörnchen rühmte seine Fertigkeit, in aller Hast einen hohen Baum zu erklimmen; der Fuchs hingegen versicherte mit einer Art von Mitleiden für solche Unbeholfenheit, daß er mindestens mit hundert Künsten und Schlichen vertraut sey, die er, je nach den Umständen, trefflich zu brauchen wisse. Plötzlich aber zeigten sich Jäger in der Nähe, und von allen Seiten brachen ihre Hunde durch das Dickicht; sie beschnupperten den Igel, der inzwischen sich zusammen gerollt, ohne sich näher an ihn zu wagen, sie bellten dem Eichhorn nach, das schon auf einen Baumgipfel sich gerettet, den Fuchs aber packten sie, und dießmal waren alle seine Künste nutzlos geworden. Ein sprechendes Bild des Menschenlebens, so oft es von Leiden, Nöthen und Drangsalen heimgesucht wird; dem Einfachsten ist da gewöhnlich am leichtesten geholfen. Der Eine findet sein Heil in schweigsamer Geduld; er wartet, und läßt die Gefahr oder Noth vorübergehen, eingedenk des Wortes: in Schweigen und Hoffen wird eure Stärke seyn, und: »in eurer Geduld werdet ihr eure Seele besitzen.« Ein Anderer flüchtet sich in die Höhe, erhebt sich über die Drangsale durch das Gebet, der göttlichen Mahnung treu: »rufe mich an am Tage der Betrübniß, und ich werde dich erhören.« Der Schlaue hingegen, der auf seine Listen und Ränke vertraut, wird, wenn seine Stunde gekommen, von allen diesen

Künsten sich verlassen sehen; und welche Stunde ist die schlimmste? Wenn der Schrecken des Todes hereinbricht, wenn der Herr und Richter die Rechenschaft von dem Knechte fordert, wie er mit seinen Gaben auf Erden sich benommen habe.

Gedenken wir nun noch einmal der Stellung, die der heilige Leopold auf Erden gehabt, so war er von ansehnlicher und schöner Gestalt, von hoher Geburt; seine Gemahlinn die Tochter und die Schwester eines römisch-deutschen Kaisers; er selber einmal nahe daran, zu dieser höchsten Reichswürde erhoben zu werden; er war reich, und verbreitete den Wohlstand in seinem Gebiete; er war glücklich im Kriege, und durch seine Weisheit weithin berühmt; er wußte auch aus sehr verwickelten, gefahrvollen Verhältnissen mit Ehren sich loszuringen; er ward mit einer namhaften Zahl von Kindern gesegnet, die alle durch treffliche Gaben sich auszeichneten; war er deßhalb schon der Diener Gottes, der heilige Mann, der Gegenstand unsrer Verehrung? ward deßhalb schon sein Grab durch Wunder verherrlicht? Keineswegs, sondern weil er bei aller Macht und Selbstständigkeit doch an die strengste Sitte sich hielt; weil er in seinem ritterlichen Muthe doch dem Reize irdischer Herrlichkeit nicht fröhnte, und die Sanftmuth des Herzens bewahrte; weil er seine Reichthümer für die allge-

meine Wohlfahrt, für Dürftige, Sieche und Pilger, für die Aufnahme der Religion und der Bildung verwendete; weil er bei all seiner Macht seine Abhängigkeit von Gott und dem Erlöser nie vergaß, und bei seiner großen Klugheit doch immer, schlicht und gerecht, den geraden Weg ging, nach Gottes Geboten; mit einem Worte, weil er Christo angehörte, und seine Gaben gewissenhaft verwaltete.

Denn so vielfach auch die Güter und Gaben, die wir eben betrachtet, Eine Habe doch ist die vor allen nothwendige, ohne welche die anderen wenig oder gar nicht nützen, die auch, wohl gewahrt und angewendet, immerfort vermehrt wird; und diese ist die Gnade Gottes, die Mittheilung seiner Huld und Liebe, sie ist die belebende Kraft, die unsern Geist zu seiner rechten Stellung erhebt, indem sie ihn mit Gott befreundet und einigt, und dadurch sein Wirken heiligt; sie ist darum auch die echte Weisheit, der rechte Muth, der unversiegliche Reichthum. Sie ist der Glanz und die Zierde des Lebens (Eccl. 6.), das Licht unsres Wandels, die Gemeinschaft mit Gott, die an seinem Wesen uns Antheil verleiht, die Frucht der Erlösung. Der Herr aber, aus dessen Fülle wir Alle empfangen haben, hat seine Gnade uns nicht dazu gegeben, daß wir sie unbenützt lassen, sondern sie mit Sorgfalt anwenden, bis zum Tage der Rechenschaft.

Und worin besteht diese unsre Aufgabe? Sie ist in den Worten des Apostels zusammen gefaßt: »Dieß ist der Wille Gottes: eure Heiligung, daß ihr von Unlauterkeit euch enthaltet, und einer den andern im Geschäfte nicht hintergehe. Und was die Liebe anbelangt, so habt ihr selber von ihm gelernt, daß ihr einander lieben sollt. So bitten wir euch, daß ihr immer mehr Überfluß gewinnet (an gottgefälligem Sinn und Werke), daß ihr friedlich und ehrbar wandelt, und euer Werk vollführt. Wer dieß verachtet, verschmäht nicht einen Menschen, sondern Gott selbst, der den heiligen Geist uns mitgetheilt« (1. Thess. 4.) Hier treten demnach die Aufgaben des christlichen Lebens hervor, denen zu allen Zeiten so vielfach entgegen gehandelt wird: strenge Sittlichkeit, Gerechtigkeit, friedfertiger, genügsamer Wandel, Flucht des Müßiggangs, rege und bereitwillig thätige Nächstenliebe. Wer in diesen Pflichten treu befunden wird, wer durch solch einen Wandel, von welchem Unsitte, Betrug, Neid und Hochmuth ausgeschlossen bleiben, die Heiligkeit Gottes auf Erden, so viel an ihm ist, bezeugt und verherrlicht, der wird immerhin, so gering sein Wirkungskreis seyn mag, etwas Großes thun, und ihm wird im Überfluß gegeben werden, Gnade um Gnade. Es ist der Segen des Guten, jenem, der es wirkt und bewahrt, immer

reichere Güter zu gewähren; es ist der Fluch des Unrechts und der Sünde, den ohnehin geistig Verarmten noch ärmer zu machen. Wer (wie Beda bemerkt) den Funken hegt und ernährt, erhebt ihn zur Flamme; wer ihn vernachlässigt, dem verlischt er vollends. Der Magnet, der eine bedeutende Masse Eisens zu tragen vermag, wird, wenn er müßig bleibt, seiner Kraft verlustig. Wer also nicht hat, dem wird genommen werden, auch was er hat, sammt demjenigen, was er zu haben meint. Wer mit aufrichtigem Verlangen nach der Wahrheit strebt, die der Glaube lehrt, und seinen Willen daran setzt, nach dieser Wahrheit seinen Wandel zu ordnen, oder seines Glaubens zu leben, der wird immer zunehmen in Erkenntniß, geistiger Kraft und innerm Frieden; wer aber dieß Verlangen nicht hegt, wer den Glauben weder liebt noch achtet, sondern den Meinungen und Irrthümern, wie sie eben herrschen, und den Forderungen seiner Leidenschaften sich hingibt, dem wird allmählich jede frühere, bessere Ansicht, und was die Gnade sonst an ihm gethan, im Innern verdunkelt werden, und die nicht geübte Fähigkeit zum Gottgefälligen und Guten wird letztlich vollends verschwinden.

Sieben Jahrhunderte sind es nun, seit der adeliche Mann, zugleich der treue Diener, dessen

Werken der Herr so segenvolles Gedeihen gab, von hier geschieden, gleichfalls um ein fernes schöneres Reich in Besitz zu nehmen. Die Kaiserstadt war damals noch nicht erbaut, Österreich war bloß die östliche Mark an der Gränze Pannoniens, nur einzelne Hütten fanden sich zerstreut in den Auen der Donau. Seit jener Zeit, was ist nicht alles geschehen? Ungeheuere Wendungen der Völkerschicksale und der Cultur, der Untergang des oströmischen, wie des alten abendländischen Weltreichs, die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst, die Entdeckung unermeßlicher Welttheile, die neue Anschauung des Weltalls und der Gestirne, und unzähliges Andre von nicht geringerm Belange. Welch ein gewaltiger Umschwung aller geselligen Verhältnisse, in Wissenschaft und Kunst, im Handel und Verkehr, in Kleidung und Gesittung, in Straßenbau und Schifffahrt? Was jedoch bei allem dem unverändert geblieben, das sind die alten Sünden, sammt dem Sündenelend, den Leiden und dem Tode; so wie diesem Jammer gegenüber die Eine, unwandelbare Wahrheit, der einzige Segen des Christenthums. Immer ist Jesus noch unser Herr und Mittler, immer noch kein andrer Weg zum Vater, als durch Ihn, der gelehrt hat: »Himmel und Erde werden vergehen; meine Worte werden nicht vergehen.« So möge

dann der heilige Leopold, einst der Fürst und Wohlthäter, nun der Schirmherr dieses Landes, unser Fürbitter und Wächter seyn, daß wir bei dem steten Wechsel auf Erden doch nimmer wanken und weichen von den Wegen Gottes, von der Arbeit des christlichen Lebens, von der Wahrheit und Gnade, die uns reichlich geoffenbart und gegeben ist in Christo Jesu. Amen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

	Seite
Am Vorabende des Neujahrstages	1
Am Neujahrstage	14
Am Feste der Erscheinung des Herrn . . .	33
Am Feste Mariä Reinigung	51
Am Feste der Verkündigung Mariä . . .	69
Am Charfreitage	84
Am Ostermontage	102
In der Bittwoche. Erster Vortrag . . .	119
— — Zweiter Vortrag	128
— — Dritter Vortrag	134
Am Feste der Himmelfahrt Christi . . .	143
Am Feste der heiligen Apostel Petrus u. Paulus	159
Am Feste der Heimsuchung Mariä . . .	178
Am Feste der Himmelfahrt Mariä . . .	193
Am Feste der Geburt Mariä	208
Am Feste der Kirchenweihe	223
Am Feste aller Heiligen	243
Am Gedächtnißtage der abgeschiedenen Gläubigen.	
Erster Vortrag	266
— Zweiter Vortrag	288
Am Feste des heiligen Leopoldus, Markgrafen von	
Österreich	309

Bayerische Staatsbibliothek München

Gedruckt bei Leopold Grund.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Veith, Johann Emanuel,

Homilienkranz für das katholische Kirchenjahr

Bd.: 4

Wien 1838

Hom. 2107 l-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11174635-6